This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

FIEDLER COLLECTION

Fiedler ADDS. III A. 169

Auguſt's von Kotzebue

ausgewählte

proſaiſche Schriften.

Enthaltend:

Die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen.

Zweiundvierzigſter Band.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
11 NOV 1970
OF OXFORD
LIBRARY

Erinnerungen

von einer

Reise aus Liefland

nach

Rom und Neapel.

Von

August von Kotzebue.

Zweiter Theil.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Erinnerungen

von einer

Reise aus Liefland

nach

Rom und Neapel.

Zweiter Theil.

---

1. Sehenswürdigkeiten.

Ich fasse unter diesem Titel Alles zusammen, was mit einigen Worten sich abthun läßt, und doch auch nicht übergangen werden darf. Volkmann, obgleich seine Reise schon so alt ist, als eine verjährte Schöne, nämlich über dreißig Jahr, ist noch immer der beste Führer in Neapel. Nur sieht man oft nicht was er gesehen hat, entweder weil das nicht mehr vorhanden ist, oder weil man andere Augen mitbringt.

Einige Kirchen in Neapel. Die Kirchen selbst als Gebäude betrachtet, sind hier selten des Anschauens werth. Fast alle sind sehr klein, und ihre Baumeister haben sich nicht verewigt. Aber dennoch gibt es fast keine, die nicht irgend eine Merkwürdigkeit enthielte, und darum wollen wir sie doch flüchtig durchlaufen. Bei mittelmäßigen Gemälden werde ich mich nicht aufhalten, sondern blos nennen, was durch Schönheit oder Lächerlichkeit sich auszeichnet. — 1. Santa Maria Soledad. Ein spanischer Offizier hat das Nonnenkloster gestiftet, zur Erziehung armer verwaister Offizierstöchter. Das ist löblich. Gern hätte ich erfahren, wie man seinen Willen befolgte, aber die alten Nonnen verweigern den Zutritt. In ihrer Kirche spielt die heilige Cäcilie auf der Orgel und ein Engel nimmt sich die Mühe ihr die Bälge zu treten. Caravacci hat diesen drolligen Einfall gehabt. — 2. Santa Brigida prangt mit einer, von Luca Giordano herrlich gemalten Kuppel.

Sie stellt, wie man das sehr häufig findet, eine Versammlung der himmlischen Hofhaltung vor, welche dem lieben Gott die Cour macht. Die Heiligen sehen ihn an und die Engel spielen auf allerlei Instrumenten dazu. Aber das Ganze tritt so vortrefflich heraus, daß man des Hinschauens nicht müde werden kann, und je länger man hinschaut, je lebendiger werden die Gegenstände. Um den untern Theil der Kuppel läuft eine, gleichfalls gemalte Gallerie, auf welcher die Evangelisten stehen, und sich an dem Anblick ergetzen; nicht sie allein, sondern auch ihre Bestien, der Ochs, der Adler, der Löwe, schauen mit frommer Sehnsucht hinauf. Luca Giordano, der hier auch begraben liegt, hat sich durch diese Kuppel ein schöneres Denkmahl gestiftet, als wenn er die prunkendste Inschrift auf sein Grab hätte setzen lassen. Alle Heiligen und Engelscharen scheinen jetzt vom Himmel herab zu rufen: Hier ruht Luca Giordano! — 3. Santa Trinita ist die prächtigste Kirche in Neapel, aber auch weiter nichts. Es ist gewaltig viel Marmor darin verschwendet, aber die Gemälde bedeuten wenig, obgleich welche von Spagnolett darunter befindlich sind. Ein für allemal will ich erinnern, daß man die Kirchenschätze, an Silber und kostbaren Steinen, welche vormals hier und in vielen andern Kirchen gefunden wurden, nicht mehr suchen muß. Sie sind alle säkularisirt worden. — 4. Spirito Santo, soll mit einem [illegible]ital für lüderliche Weibspersonen verbunden sein; da[illegible]e Hospitäler hier im ekelhaftesten Schmutz begra-

ben liegen, auch ich weiß, daß mein verdienstvoller Landsmann, Herr Rehfuß, Beobachtungen über diesen Gegenstand gemacht hat, die er dem Publikum mittheilen wird, so habe ich den Besuch solcher Cloaken, in welchen die Menschen lebendig modern, vernachläßigt. — Ein Rosenkranzgemälde von Luca fà presto — (hier darf ich den wackern Giordano schon bei seinem Spottnamen nennen) wird sehr gerühmt. Ich sehe doch lieber Freskogemälde von ihm, und überhaupt sind mir diese ewigen Rosenkränze höchst zuwider. Hingegen will ich den Leser mit einem neuen Maler bekannt machen, dessen Namen er wahrscheinlich zum ersten Mal hört, ihn aber ohne Bedenken in's Gedächtniß prägen mag. Er heißt Fidelis Fischetti und hat ein großes, herrliches Bild geliefert, von dem eine wahrhaft himmlische Jungfrau herab lächelt. Die Köpfe der Heiligen und Engel sind meisterhaft, die ganze Gruppirung vortrefflich, das Kolorit sehr lebhaft. Nur scheinen mir die Figuren alle ein wenig zu sehr im Vorgrunde gehalten. Mit Vergnügen bemerkt man auch, daß das liebliche Christuskind viel Aehnlichkeit von seiner lieblichen Mutter hat. — In einer Kapelle hängt ein recht gutes Gemälde, einen närrischen Gegenstand darstellend. Die Himmelskönigin nämlich ist mit einem tüchtigen Knittel bewaffnet, und hat eben den Satan derb durchgeprügelt. An der andern Seite streckt ein Knabe von etwa vierzehn Jahren die Hände nach ihr aus. Man sieht an seinen verdrehten Augen, daß er epileptisch, folglich vom Teufel be-

ſeſſen geweſen, und ich halte daher das ganze Bild für ein ex voto. — Auf einem guten Freskogemälde wird der Zauberer Simon aus den Lüften herabgeſtürzt. In dem trefflichen Kopfe des heil. Peter iſt beſonders die Schadenfreude ſehr lebhaft ausgedrückt. Wie ſich doch die frommen Maler zuweilen verſchnappt haben. — Eine prächtige Inſchrift in Marmor erzählt dem gläubigen Leſer, daß hier die Gebeine von Gott weiß wie viel tauſend Märtirern ruhen. Darunter ſind nicht weniger als zehn Könige, Kaiſer und Kaiſerinnen und Prinzeſſinnen, aus England, Schottland, Dalmatien u. ſ. w. Der kurioſe Sammler hat auch nicht vergeſſen, anzuführen, von welchen Kirchhöfen und aus welchen Katakomben er alle dieſe Knochen zuſammengeleſen. Nicht weit davon liegen drei runde glatte Marmorſteine, jeder derſelben mit ein paar Löchern verſehen, an welche, der Sage nach, die Märtirer zu ihrer Qual gebunden wurden. Gläubige Lippen küſſen dieſe Steine noch täglich glätter. — 5. Die Kapelle der Maria della Pietà de Sangri iſt eigentlich nur ein Familienbegräbniß der fürſtlichen Familie Sangri. Dieſe Kapelle iſt durch mehrere Kunſtwerke in Marmor, beſonders durch eine ſogenannte Statue der Schamhaftigkeit berühmt geworden. Es iſt nämlich eine recht ſchöne weibliche Figur, vom Kopf bis zu den Füßen in einen Schleier gehüllt, der überall gleich dünn und durchſichtig iſt. Der Schleier ſchmiegt ſich ſo vertraulich an Geſicht uud Kör-

daß man jeden Zug und jede Blöße hinter demſel-

den unterſcheiden kann. Volkmann findet den Einfall zwar neu aber nicht ſchön. Ich finde ihn ſchön aber nicht neu, und habe weiter gar nichts daran auszuſetzen, als daß man eine Bildſäule, die weit nackter iſt als eine Pariſer Opern-Tänzerin, Schamhaftigkeit zu nennen beliebt. Kokette Wolluſt würde ich ſie nennen, denn nur um zu locken, ſcheinen dieſe Reize ſo ſchlecht verhüllt zu ſein. Der Künſtler hieß Corradini. Eine an der Schamhaftigkeit angebrachte Inſchrift, deren er ſich vielleicht ſchämen würde, vergleicht ihn ganz beſcheiden mit den Griechen. Eine andere ſeltſame Statue führt gleichfalls einen ſeltſamen Namen, ſie heißt: die vernichtete Täuſchung. Ein Mann ſteckt in einem Netze, welches mit dem Körper aus einem Stück, und mit bewundernswürdigem Fleiße gearbeitet iſt. Ein Genius, deſſen Attribute die Vernunft bezeichnen ſollen, hat das Netz vor dem Geſicht des Beſtrickten geöffnet, und fängt an es ihm abzuziehen. Es iſt eine eigene Sache um die Allegorien, ſie müſſen ſehr einfach und hell ſein, wenn ſie behagen ſollen. Ein todter Chriſtus, über den man gleichfalls einen Schleier geworfen zu haben ſcheint, iſt offenbar Nachahmung von jener Bildſäule der Scham. — Aber wie war es möglich, daß Volkmann das herrliche Basrelief von weißem Marmor über dem Altar mit Stillſchweigen überging? es iſt nach meinem Gefühl das beſte Stück der ganzen Kapelle. Die Figuren ſind ſämmtlich von Lebensgröße. Der todte Chriſtus von ſeinen Lieben umgeben; die alle ihren Schmerz

über seinen Tod höchst wahr und rührend ausdrücken. In den Wolken schwebt eine weinende Engelgruppe, so schön, daß sie dem Zuschauer selbst Thränen in die Augen lockt. Das Ganze ist sehr lieblich, hat aber doch einen Fehler, nämlich Christus ist nicht todt, er schlummert nur. — Ein vor etwa dreißig Jahren verstorbener Fürst Sangro war ein Tausendkünstler, der alle Augenblicke mit einer neuen Erfindung hervorrückte. Bald malte er mit Wachsfarben, bald machte er künstlichen Lapis lazuli, bald Wolle aus Hundskohl; echten Steinen nahm und gab er Farben, Porzellan schliff er durch ein Rad, kupferne Gefäße verzinnte er dauerhafter als gewöhnlich, Pflanzen rief er aus ihrer Asche hervor, unauslöschliche Lampen verfertigte er u. s. w. Unter andern wußte er auch dem weißen carrarischen Marmor beliebige Farben zu geben, und zwar durchdrangen diese Farben den ganzen Stein. Von dieser letzten Kunst hat er ein Andenken in der Kapelle hinterlassen, denn sein eigener Sarkophag scheint aus Porphyr gemacht zu sein. Aufmerksam darf man ihn jedoch nicht betrachten, sonst sieht man bald, daß er gefärbt ist, und kann sich der Bemerkung nicht erwehren, daß seine natürliche Weiße ihn besser geziert haben würde. Ob die mancherlei Erfindungen des Prinzen mit ihm zu Grabe gegangen, habe ich nicht erfahren. Wenigstens haben sie gewiß bei seinen Lebzeiten ihn selbst sehr glücklich gemacht, denn nie ist der eitle Mensch glücklicher, als wenn er glaubt, durch eigenes Genie etwas erworben zu haben, was vor ihm noch

Niemand beſaß. — 6. San Lorenzo ſoll, nach Volkmann, durch eine Menge Statuen, Gemälde u. ſ. w. merkwürdig ſein. Ich habe dort nichts geſehen, als einen Chriſtus am Kreuz im rothſeidenen Schlafrock. — 7. San Girolamo hätte auch wohl verdient von Volkmann erwähnt zu werden, denn ſie prangt mit zwölf herrlichen Säulen aus dem Tempel des Jupiter Serapis *). Leider iſt die ganze Kirche ſo reichlich mit buntem Marmor aufgeputzt, daß die ſchönen einfachen Säulen da ſtehen, wie ernſthafte Männer unter Knaben die Komödie ſpielen. Ein Gemälde in der Sakriſtei wird Guido Reni zugeſchrieben. Man findet überhaupt hier eine Menge Gemälde, aber wenig von Bedeutung. In einer Kapelle ſieht man einen Greis, der einen Jüngling durch eine Umarmung zu bewillkommen ſcheint. Ich bin ſehr geneigt das Bild für ſchön zu halten, und erwähne gern Dinge, die andere verſchweigen, weil kein berühmter Name ſie empfahl. Ach! die berühmten Namen täuſchen ſo oft. — 8. San Gennaro, iſt die Kathedralkirche. Ein Paar kleine Porphyrſäulen vor dem Eingange ſollen aus einem Tempel des Apollo ſein, ſind aber kaum des Anſehens werth. Der Taufſtein iſt ein antikes Opfergefäß des Bacchus, Thirſusſtäbe und Masken verzieren dasſelbe, Schade nur, daß man die Henkel und die Naſen der Masken abgeſchlagen hat. Drollig iſt es, daß der göttliche Wein dem gött-

*) Für gewiß will ich das letztere doch nicht ausgeben. Wenigſtens verdienten ſie dort geſtanden zu haben.

lichen Waſſer hier hat weichen müſſen. Alle Weinhändler ſollten ihre Kinder in dieſem Gefäß taufen laſſen. Mit Erſtaunen leſe ich im Volkmann, daß die Altargemälde von Dominichino nicht von ſeiner beſten Arbeit ſeien. Er nimmt ſich nicht einmal die Mühe ein Wort weiter darüber zu ſagen, ſondern erzählt uns lieber, wie viele goldene Kelche mit Diamanten beſetzt in dem Schatze des heil. Januarius gefunden worden, und wie man es vermuthlich anfängt, um das Blut flüſſig zu machen. Ich geſtehe aber, daß die Auferweckung eines Todten von Dominichino einen tiefern Eindruck auf mich gemacht hat, als alle jene Altarſchätze. Dieſes erſte Erwachen des Todten, dieſe ängſtliche Verwunderung mit der er um ſich her ſchaut, die liebevolle, furchtloſe Freude mit der ihn ſein Weib umfaßt, und der Ausdruck der Furcht und des Entſetzens in den übrigen Perſonen, die ihm weniger nahe angehörten, alles das verräth den tieffühlenden Meiſter und thut gewaltige Wirkung auf das Herz. Auch das gegen über hängende Gemälde, wo mehrere Kranke wundervoll geheilt werden, iſt vortrefflich, nur ſollte keine verkrüppelte Hand darunter ſein, die kein Gegenſtand für die Kunſt iſt. Die unterirdiſche Kapelle zu beſuchen, iſt nicht der Mühe werth. Der Kardinal Caraffa in Marmor kniet dort. Wenn es aber wahr iſt, daß Michael Angelo dieſe Statue verfertigt hat, ſo hat er wenigſtens gewiß ſeinen Ruhm dadurch nicht gegründet. — 9. San Giacomo. Fern vom Vaterlande freut man ſich über jede

Kleinigkeit, die an die Heimath errinnert. Hier, wo man ſo ſelten deutſch ſprechen hört, und noch ſeltener etwas deutſch geſchriebenes erblickt, erregt es ein angenehmes Gefühl, wenn man in dieſer Kirche plötzlich auf eine deutſche Grabſchrift ſtößt, die das Andenken eines braven deutſchen Ritters verewigt, der Kaiſer Karl dem Fünften als Rath und Soldat treulich diente, und nicht eher ſtarb, als bis des Kaiſers Sohn ſeiner nicht mehr bedurfte, nämlich gerade an dem Tage, an welchem der Friede geſchloſſen wurde. Mit altdeutſcher Einfalt hebt die Grabſchrift an: »Hans Walther von Hiernhaim bin ich genannt" »mit Eren füret ich meinen Ritterſtandt" »des Kaiſer Carls Rath und Oberſter ich was" »Seinem Sune Philippſen gleichermaß" »Trewlich dienet ſein Land zu verfechten" »Zog herein mit ſechstauſend Landsknechten u. ſ. w." Einer ſeiner Vettern, ein Pappenheim, hat ihm dies Grabmahl errichten laſſen. — Weit beſſer fällt freilich das Denkmahl des Vicekönigs Peter von Toledo in's Auge, des nämlichen, der alle ſeine Thaten durch Errichtung des Giganten auf dem Schloßplatze krönte. Es iſt von Johann von Rola verfertigt, eine bunte geiſtloſe Zuſammenſetzung von Statuen und Basreliefs. Auf den letztern haben die meiſten Figuren ſchiefe Beine; unter den erſtern iſt eine ganz hübſche Gerechtigkeit, die in der einen Hand ihre ſehr entbehrliche Wage (es müßte denn eine Goldwage ſein) und in der andern, Gott weiß warum, einen Haarzopf trägt. — Eine drollige Anekdote erlebte ich hier. Der alte Mann,

Sie ſtellt, wie man das ſehr häufig findet, eine Verſammlung der himmliſchen Hofhaltung vor, welche dem lieben Gott die Cour macht. Die Heiligen ſehen ihn an und die Engel ſpielen auf allerlei Inſtrumenten dazu. Aber das Ganze tritt ſo vortrefflich heraus, daß man des Hinſchauens nicht müde werden kann, und je länger man hinſchaut, je lebendiger werden die Gegenſtände. Um den untern Theil der Kuppel läuft eine, gleichfalls gemalte Gallerie, auf welcher die Evangeliſten ſtehen, und ſich an dem Anblick ergetzen; nicht ſie allein, ſondern auch ihre Beſtien, der Ochs, der Adler, der Löwe, ſchauen mit frommer Sehnſucht hinauf. Luca Giordano, der hier auch begraben liegt, hat ſich durch dieſe Kuppel ein ſchöneres Denkmahl geſtiftet, als wenn er die prunkendſte Inſchrift auf ſein Grab hätte ſetzen laſſen. Alle Heiligen und Engelſcharen ſcheinen jetzt vom Himmel herab zu rufen: Hier ruht Luca Giordano! — 3. Santa Trinita iſt die prächtigſte Kirche in Neapel, aber auch weiter nichts. Es iſt gewaltig viel Marmor darin verſchwendet, aber die Gemälde bedeuten wenig, obgleich welche von Spagnolett darunter befindlich ſind. Ein für allemal will ich erinnern, daß man die Kirchenſchätze, an Silber und koſtbaren Steinen, welche vormals hier und in vielen andern Kirchen gefunden wurden, nicht mehr ſuchen muß. Sie ſind alle ſäkulariſirt worden. — 4. Spirito Santo, ſoll mit einem Hoſpital für lüderliche Weibsperſonen verbunden ſein; da aber alle Hoſpitäler hier im ekelhafteſten Schmutz begra-

ben liegen, auch ich weiß, daß mein verdienstvoller Landsmann, Herr Rehfuß, Beobachtungen über diesen Gegenstand gemacht hat, die er dem Publikum mittheilen wird, so habe ich den Besuch solcher Cloaken, in welchen die Menschen lebendig modern, vernachläßigt. — Ein Rosenkranzgemälde von Luca sà presto — (hier darf ich den wackern Giordano schon bei seinem Spottnamen nennen) wird sehr gerühmt. Ich sehe doch lieber Freskogemälde von ihm, und überhaupt sind mir diese ewigen Rosenkränze höchst zuwider. Hingegen will ich den Leser mit einem neuen Maler bekannt machen, dessen Namen er wahrscheinlich zum ersten Mal hört, ihn aber ohne Bedenken in's Gedächtniß prägen mag. Er heißt Fidelis Fischetti und hat ein großes, herrliches Bild geliefert, von dem eine wahrhaft himmlische Jungfrau herab lächelt. Die Köpfe der Heiligen und Engel sind meisterhaft, die ganze Gruppirung vortrefflich, das Kolorit sehr lebhaft. Nur scheinen mir die Figuren alle ein wenig zu sehr im Vorgrunde gehalten. Mit Vergnügen bemerkt man auch, daß das liebliche Christuskind viel Aehnlichkeit von seiner lieblichen Mutter hat. — In einer Kapelle hängt ein recht gutes Gemälde, einen närrischen Gegenstand darstellend. Die Himmelskönigin nämlich ist mit einem tüchtigen Knittel bewaffnet, und hat eben den Satan derb durchgeprügelt. An der andern Seite streckt ein Knabe von etwa vierzehn Jahren die Hände nach ihr aus. Man sieht an seinen verdrehten Augen, daß er epileptisch, folglich vom Teufel be-

ſeſſen geweſen, und ich halte daher das ganze Bild für ein ex voto. — Auf einem guten Freskogemälde wird der Zauberer Simon aus den Lüften herabgeſtürzt. In dem trefflichen Kopfe des heil. Peter iſt beſonders die Schadenfreude ſehr lebhaft ausgedrückt. Wie ſich doch die frommen Maler zuweilen verſchnappt haben. — Eine prächtige Inſchrift in Marmor erzählt dem gläubigen Leſer, daß hier die Gebeine von Gott weiß wie viel tauſend Märtirern ruhen. Darunter ſind nicht weniger als zehn Könige, Kaiſer und Kaiſerinnen und Prinzeſſinnen, aus England, Schottland, Dalmatien u. ſ. w. Der kurioſe Sammler hat auch nicht vergeſſen, anzuführen, von welchen Kirchhöfen und aus welchen Katakomben er alle dieſe Knochen zuſammengeleſen. Nicht weit davon liegen drei runde glatte Marmorſteine, jeder derſelben mit ein paar Löchern verſehen, an welche, der Sage nach, die Märtirer zu ihrer Qual gebunden wurden. Gläubige Lippen küſſen dieſe Steine noch täglich glätter. — 5. Die Kapelle der Maria della Pietà de Sangri iſt eigentlich nur ein Familienbegräbniß der fürſtlichen Familie Sangri. Dieſe Kapelle iſt durch mehrere Kunſtwerke in Marmor, beſonders durch eine ſogenannte Statue der Schamhaftigkeit berühmt geworden. Es iſt nämlich eine recht ſchöne weibliche Figur, vom Kopf bis zu den Füßen in einen Schleier gehüllt, der überall gleich dünn und durchſichtig iſt. Der Schleier ſchmiegt ſich ſo vertraulich an Geſicht uud Körper, daß man jeden Zug und jede Blöße hinter demſel-

ben unterſcheiden kann. Volkmann findet den Einfall zwar neu aber nicht ſchön. Ich finde ihn ſchön aber nicht neu, und habe weiter gar nichts daran auszuſetzen, als daß man eine Bildſäule, die weit nackter iſt als eine Pariſer Opern-Tänzerin, Schamhaftigkeit zu nennen beliebt. Kokette Wolluſt würde ich ſie nennen, denn nur um zu locken, ſcheinen dieſe Reize ſo ſchlecht verhüllt zu ſein. Der Künſtler hieß Corradini. Eine an der Schamhaftigkeit angebrachte Inſchrift, deren er ſich vielleicht ſchämen würde, vergleicht ihn ganz beſcheiden mit den Griechen. Eine andere ſeltſame Statue führt gleichfalls einen ſeltſamen Namen, ſie heißt: die vernichtete Täuſchung. Ein Mann ſteckt in einem Netze, welches mit dem Körper aus einem Stück, und mit bewundernswürdigem Fleiße gearbeitet iſt. Ein Genius, deſſen Attribute die Vernunft bezeichnen ſollen, hat das Netz vor dem Geſicht des Beſtrickten geöffnet, und fängt an es ihm abzuziehen. Es iſt eine eigene Sache um die Allegorien, ſie müſſen ſehr einfach und hell ſein, wenn ſie behagen ſollen. Ein todter Chriſtus, über den man gleichfalls einen Schleier geworfen zu haben ſcheint, iſt offenbar Nachahmung von jener Bildſäule der Scham. — Aber wie war es möglich, daß Volkmann das herrliche Basrelief von weißem Marmor über dem Altar mit Stillſchweigen überging? es iſt nach meinem Gefühl das beſte Stück der ganzen Kapelle. Die Figuren ſind ſämmtlich von Lebensgröße. Der todte Chriſtus von ſeinen Lieben umgeben; die alle ihren Schmerz

über seinen Tod höchst wahr und rührend ausdrücken. In den Wolken schwebt eine weinende Engelgruppe, so schön, daß sie dem Zuschauer selbst Thränen in die Augen lockt. Das Ganze ist sehr lieblich, hat aber doch einen Fehler, nämlich Christus ist nicht todt, er schlummert nur. — Ein vor etwa dreißig Jahren verstorbener Fürst Sangro war ein Tausendkünstler, der alle Augenblicke mit einer neuen Erfindung hervorrückte. Bald malte er mit Wachsfarben, bald machte er künstlichen Lapis lazuli, bald Wolle aus Hundskohl; echten Steinen nahm und gab er Farben, Porzellan schliff er durch ein Rad, kupferne Gefäße verzinnte er dauerhafter als gewöhnlich, Pflanzen rief er aus ihrer Asche hervor, unauslöschliche Lampen verfertigte er u. s. w. Unter andern wußte er auch dem weißen carrarischen Marmor beliebige Farben zu geben, und zwar durchdrangen diese Farben den ganzen Stein. Von dieser letzten Kunst hat er ein Andenken in der Kapelle hinterlassen, denn sein eigener Sarkophag scheint aus Porphyr gemacht zu sein. Aufmerksam darf man ihn jedoch nicht betrachten, sonst sieht man bald, daß er gefärbt ist, und kann sich der Bemerkung nicht erwehren, daß seine natürliche Weiße ihn besser geziert haben würde. Ob die mancherlei Erfindungen des Prinzen mit ihm zu Grabe gegangen, habe ich nicht erfahren. Wenigstens haben sie gewiß bei seinen Lebzeiten ihn selbst sehr glücklich gemacht, denn nie ist der eitle Mensch glücklicher, als wenn er glaubt, durch eigenes Genie etwas erworben zu haben, was vor ihm noch

Niemand beſaß. — 6. San Lorenzo ſoll, nach Volkmann, durch eine Menge Statuen, Gemälde u. ſ. w. merkwürdig ſein. Ich habe dort nichts geſehen, als einen Chriſtus am Kreuz im rothſeidenen Schlafrock. — 7. San Girolamo hätte auch wohl verdient von Volkmann erwähnt zu werden, denn ſie prangt mit zwölf herrlichen Säulen aus dem Tempel des Jupiter Serapis *). Leider iſt die ganze Kirche ſo reichlich mit buntem Marmor aufgeputzt, daß die ſchönen einfachen Säulen da ſtehen, wie ernſthafte Männer unter Knaben die Komödie ſpielen. Ein Gemälde in der Sakriſtei wird Guido Reni zugeſchrieben. Man findet überhaupt hier eine Menge Gemälde, aber wenig von Bedeutung. In einer Kapelle ſieht man einen Greis, der einen Jüngling durch eine Umarmung zu bewillkommen ſcheint. Ich bin ſehr geneigt das Bild für ſchön zu halten, und erwähne gern Dinge, die andere verſchweigen, weil kein berühmter Name ſie empfahl. Ach! die berühmten Namen täuſchen ſo oft. — 8. San Gennaro, iſt die Kathedralkirche. Ein Paar kleine Porphyrſäulen vor dem Eingange ſollen aus einem Tempel des Apollo ſein, ſind aber kaum des Anſehens werth. Der Taufſtein iſt ein antikes Opfergefäß des Bacchus, Thirſusſtäbe und Masken verzieren daſſelbe, Schade nur, daß man die Henkel und die Naſen der Masken abgeſchlagen hat. Drollig iſt es, daß der göttliche Wein dem gött-

*) Für gewiß will ich das letztere doch nicht ausgeben. Wenigſtens verdienten ſie dort geſtanden zu haben.

lichen Waſſer hier hat weichen müſſen. Alle Weinhändler ſollten ihre Kinder in dieſem Gefäß taufen laſſen. Mit Erſtaunen leſe ich im Volkmann, daß die Altargemälde von Dominichino nicht von ſeiner beſten Arbeit ſeien. Er nimmt ſich nicht einmal die Mühe ein Wort weiter darüber zu ſagen, ſondern erzählt uns lieber, wie viele goldene Kelche mit Diamanten beſetzt in dem Schatze des heil. Januarius gefunden worden, und wie man es vermuthlich anfängt, um das Blut flüſſig zu machen. Ich geſtehe aber, daß die Auferweckung eines Todten von Dominichino einen tiefern Eindruck auf mich gemacht hat, als alle jene Altarſchätze. Dieſes erſte Erwachen des Todten, dieſe ängſtliche Verwunderung mit der er um ſich her ſchaut, die liebevolle, furchtloſe Freude mit der ihn ſein Weib umfaßt, und der Ausdruck der Furcht und des Entſetzens in den übrigen Perſonen, die ihm weniger nahe angehörten, alles das verräth den tieffühlenden Meiſter und thut gewaltige Wirkung auf das Herz. Auch das gegen über hängende Gemälde, wo mehrere Kranke wundervoll geheilt werden, iſt vortrefflich, nur ſollte keine verkrüppelte Hand darunter ſein, die kein Gegenſtand für die Kunſt iſt. Die unterirdiſche Kapelle zu beſuchen, iſt nicht der Mühe werth. Der Kardinal Caraffa in Marmor kniet dort. Wenn es aber wahr iſt, daß Michael Angelo dieſe Statue verfertigt hat, ſo hat er wenigſtens gewiß ſeinen Ruhm dadurch nicht gegründet. — 9. San Giacomo. Fern vom Vaterlande freut man ſich über jede

Kleinigkeit, die an die Heimath errinnert. Hier, wo man so selten deutsch sprechen hört, und noch seltener etwas deutsch geschriebenes erblickt, erregt es ein angenehmes Gefühl, wenn man in dieser Kirche plötzlich auf eine deutsche Grabschrift stößt, die das Andenken eines braven deutschen Ritters verewigt, der Kaiser Karl dem Fünften als Rath und Soldat treulich diente, und nicht eher starb, als bis des Kaisers Sohn seiner nicht mehr bedurfte, nämlich gerade an dem Tage, an welchem der Friede geschlossen wurde. Mit altdeutscher Einfalt hebt die Grabschrift an: »Hans Walther von Hiernhaim bin ich genannt« »mit Eren füret ich meinen Ritterstandt« »des Kaiser Carls Rath und Oberster ich was« »Seinem Sune Philippsen gleichermaß« »Trewlich dienet sein Land zu verfechten« »Zog herein mit sechstausend Landsknechten u. s. w.« Einer seiner Vettern, ein Pappenheim, hat ihm dies Grabmahl errichten lassen. — Weit besser fällt freilich das Denkmahl des Vicekönigs Peter von Toledo in's Auge, des nämlichen, der alle seine Thaten durch Errichtung des Giganten auf dem Schloßplatze krönte. Es ist von Johann von Nola verfertigt, eine bunte geistlose Zusammensetzung von Statuen und Basreliefs. Auf den letztern haben die meisten Figuren schiefe Beine; unter den erstern ist eine ganz hübsche Gerechtigkeit, die in der einen Hand ihre sehr entbehrliche Wage (es müßte denn eine Goldwage sein) und in der andern, Gott weiß warum, einen Haarzopf trägt. — Eine drollige Anekdote erlebte ich hier. Der alte Mann,

der mich herumführte, mochte glauben, für einen Fremden habe nichts Werth, was nicht antik sei, daher versicherte er mit großem Ernst von vielen Gemälden, sie seien antik, und als er mich vor einer Geburt Christi von Spagnolett lange stehen sah, behauptete er, das Bild sei über vierhundert Jahre alt. Vermuthlich konnte ich ein Lächeln nicht ganz unterdrücken, welches ihn etwas in Verwirrung zu setzen schien, und er fügte schnell hinzu: der größte Theil des Gemäldes sei wirklich antik, nur das Lamm im Vorgrunde sei modern. — Eine heilige Familie sorgfältig von einem seidenen Vorhang bedeckt, wird für eine Arbeit von Guido Reni ausgegeben. Ich habe in Neapel nun schon gelernt, mich weder durch Namen noch durch Vorhänge täuschen zu lassen. — 10. San Filippo. Dieser Kirche errinnere ich mich blos um zu lachen. Denn erstens wird da ein Bilderchen des heil. Januarius aufbewahrt, welches einmal in einer Feuersbrunst unversehrt geblieben, der Inschrift zufolge, ein größeres Wunder, als da es dem Heiligen beliebte, durch einen Wink seiner Hand den tobenden Vesuv zum Schweigen zu bringen. Zweitens liest man daselbst eine drollige, zweideutige Grabschrift eines gewissen Peter Leo, der Vorsteher des Nonnenklosters gewesen: In cura virginum coenobii diligentissimi. — 11. Santa Maria nuova. Wer den Erfinder der Pulverminen des Besuchens würdig hält, der mag hier sein Grab besehen. Er hieß Peter Navarro und schwang sich vom gemeinen Soldaten zum Ge-

neral der spanischen Armee empor. Am Ende ist es auch wohl nicht einmal gewiß, ob jene hölliſche Erfindung ihm zugeschrieben werden kann, denn die Grabschrift erwähnt blos er sei in expugnandis urbibus (in Eroberung der Städte) sehr geschickt gewesen. — Das beste Gemälde in dieser Kirche ist leider ein gräßlicher Gegenstand, nämlich ein Henker zerrt, ich weiß nicht mehr welchem Märtirer, die Eingeweide aus dem Leibe. Die nämliche vermaledeite Geschichte habe ich auch schon in einer andern Kirche gesehen, wo aber die Einbildungskraft des Malers sie noch erhabener dargestellt hatte, denn dort waren die Eingeweide um eine Walze gewunden, die man drehen konnte, und wurden dem Heiligen gerade so aus dem Leibe gewickelt, wie die Damen Garn abwinden. — 12. Santa Chiara, ein sehr zahlreiches Nonnenkloster, mit lauter Fürstinnen und Gräfinnen bevölkert, die Besuche geben und annehmen, und bei denen es recht lustig hergehen soll. Die jetzige Aebtissin ist eine Fürstin Filamarino, sie weidet über zweihundert Schäfchen. Ihre Kirche ist eine der größten und schönsten in Neapel. Der Plafond, von Conca, David, wie er vor der Bundeslade hertanzt, ist so schön gemalt, daß man dem frommen Ehebrecher das unschickliche Tanzen und dem lieben Gott die Freude verzeiht, die er in den Wolken darüber äußert. Ein interessantes Grabmahl, mit einer rührenden Inschrift, ist einem jungen vierzehnjährigen Mädchen gewidmet, das von ihren Eltern als einzige Tochter, von einem Bräutigam als ge-

liebte Braut beweint wird. Sie liegt da in Stein gehauen, und wenn ihr das Bild ähnelt, so muß sie ein liebliches Geschöpf gewesen sein. — Ein antiker Sarkophag steht in der Kapelle der Familie San Felice. Als Kunstwerk hat er wohl nur geringen Werth, aber den Gegenstand, den er vorstellen soll, zu entziffern, wäre, glaube ich, der Beschäftigung eines Alterthumskenners nicht unwürdig. Dasselbe gilt von einer Kanzel, die, der Sage nach, den frommen Schwestern, sammt zwei gewundenen Säulen, aus Jerusalem zum Geschenk übersandt worden. Sie ist mit sehr schlechten, aber sehr kurioſen Basreliefs geziert. Menschen werden da in Stücke geschnitten, Könige schauen zu u. s. w. Man sieht, die Kanzel ist echt christlich. — In der Kapelle der Familie Bauci ist ein altes Grabmahl durch das Kostüm von sieben darauf befindlichen Rittern merkwürdig. Jeder trägt nicht allein seinen Falken auf der Hand, sondern mehrere halten noch in der andern Hand eine Falkenklaue, und einer hat noch obendrein einen Falkenflügel am Gürtel hängen. Die Bauci müssen wohl in gerader Linie von dem gewaltigen Jäger Nimrod abstammen. — Hier soll auch das Grabmahl eines Marschalls Cabarro befindlich sein, der auf Anreizen der Königin Johanna zur Ermordung ihres Gemahls behilflich war, und zum wohlverdienten Lohne, auf Befehl derselben Königin, um dieser That willen hingerichtet wurde; ich habe es aber nicht gefunden, und der Mönch, der mich herumführte, wußte nichts davon. Wirk-

lich Schade! denn ein so sprechendes Denkmahl von der Art und Weise, wie die Großen das Verbrechen lieben und den Verbrecher hassen, sollte zu Jedermanns Warnung sorgfältig erhalten werden. — 13. San Dominico. Die Sakristei empfehle ich allen übermüthigen Fürsten um sie von Zeit zu Zeit einmal zu besuchen, denn hier nagt die Verwesung an den Gebeinen von ihres Gleichen. Auf der Gallerie, die rings umher läuft, sind große Kasten mit rothem Sammt beschlagen, aufgestellt, in welchen Könige und einige Helden aus königlichem Geblüt modern. — Die Verkündigung Mariä von Titian, und ein heiliger Joseph von Giordano, vermehren den Ruhm ihrer Meister nicht. Ein seidener Vorhang schwebte über einem Altare, ich glaubte, er verhülle ein köstliches Gemälde, und verlangte, man solle ihn wegziehen. Der Führer erklärte, das dürfe nicht anders geschehen, als wenn man vorher die Lichter auf dem Altare angezündet habe. Da es hier ziemlich finster war, so meinte ich, er wolle mir das Gemälde im stärkeren Lichte zeigen, und ersuchte ihn, die Kerzen anzuzünden. Er that es, beugte das Knie, schlug Kreuze vor die Brust, spannte meine Neubegier auf das höchste, und als er nun endlich den Vorhang hinweg zog — siehe da stand eine hölzerne Puppe, die heilige Jungfrau in Goldbrokat gekleidet. Für die Zukunft zog ich mir die Lehre daraus, die ich jedem Reisenden empfehle, beim Anblick eines Vorhangs immer erst zu fragen: ob auch ein Quadro (ein Gemälde) dahinter sei? Denn die Mei-

ſterſtücke des Aberglaubens werden hier eben ſo verhüllt, wie die Meiſterwerke der Künſte. — Eine Grabſchrift, die Arioſt auf einen Marquis Peſcara gemacht haben ſoll, hab ich abermals vergebens geſucht. — 14. San Paolo, vormals ein Tempel des Caſtor und Pollux, von dem noch zwei Säulen übrig ſind. Volkmann hat hier noch viele andere antike Säulen von einem Theater geſehen, auf welchem Nero zum erſten Mal getanzt haben ſoll: auch dieſe habe ich hier nicht finden können. Seneca ging hier oft vorbei, um einen philoſophiſchen Hörſaal zu beſuchen, und ärgerte ſich dann, wenn er das Theater weit voller fand, als jene Schule. Dieſer Aerger war, däucht mich, ſehr unphiloſophiſch. Himmel! welch ein unausſtehliches Volk würde dasjenige ſein, bei dem es umgekehrt zuginge. — 15. San Giovanni Evangeliſta. Vielleicht die kleinſte, und dennoch die merkwürdigſte Kirche in Neapel, denn ſie iſt von einem Philoſophen, Namens Pontanus, erbaut worden, und daß der Mann wirklich Anſpruch auf jenen Ehrentitel machen durfte, beweiſt ſogleich die Inſchrift am Hauptaltar. Sie lautet folgendergeſtalt: Tibi Deus optime maxime aedem hanc dedicat Joannes Pontanus, nec tamen paciscitur, ut sibi, liberis posterisque suis benefaxis, cum ipse volens libensque gratuitu benefacias cunctis, sed quia tibi uni ab omnibus debentur omnia. Zu deutſch: »Dir großer herrlicher Gott, weiht dieſen Altar Johann Pontanus, nicht gleichſam vertragsweiſe, daß ihm, ſeinen

Kindern und Nachkommen, du wohl thun ſolleſt, denn ſelbſt willig und gern thuſt du allen wohl; ſondern weil dir dem Einzigen Alle Alles verdanken.» — Es iſt ſchon über zweihundert Jahre her, daß der Mann lebte, man muß daher die Kühnheit bewundern, mit der er in ſeinem Zeitalter ſo zu ſprechen wagte. — Auch von außen hat er die Kirchenmauer ganz unchriſtlich mit philoſophiſchen Sittenſprüchen geſchmückt, die von ungleichem Werthe ſind Hier ein paar der beſten: Excellentium virorum est improborum negligere contumeliam a quibus etiam laudari turpe. (Trefflicher Männer Art iſt, der Schurken Schmähung verachten, die auch durch Lob beſchimpfen). Nec temeritas semper felix, nec prudentia ubique tuta. (Nicht immer iſt Verwegenheit glücklich, noch Klugheit ſicher.) Folgende Sentenz ſcheint Napoleon I. ſich zum Wahlſpruch erwählt zu haben: Audendo agendoque respublica crescit, non iis consiliis quae timidi cauta appellant. (Wagend, handelnd, wächſt der Staat, nicht durch Rathſchläge von Schüchternen als vorſichtig geprieſen.) — Höchſt rührende Grabſchriften hat Pontanus hier ſeiner geliebten Gattin und ſeinen Kindern geſetzt, die er alle zu überleben das Unglück hatte; ſie würden aber noch größere Wirkung hervorbringen, wenn ſie weniger lang wären. Mit einer ſinnreichen Spielerei hat er ſich an einer andern Stelle beſchäftigt. Er fand nämlich einſt eine halbe Marmortafel mit einer halben antiken Inſchrift, die er klugs dergeſtalt ergänzte, daß ſie zu einer ſinnreichen Grab-

ſchrift auf einen ſeiner Freunde diente. — Auch an einer Reliquie fehlt es dieſer Kirche nicht, aber es iſt eine echt philoſophiſche Reliquie, um deren willen wohl der gute Pontanus verdient hätte, den Scheiterhaufen zu beſteigen und zur Ehre Gottes lebendig verbrannt zu werden. Es iſt nämlich der heidniſche Arm des heidniſchen Geſchichtsſchreibers Livius.

Die Kirche zum heiligen Geiſt. Wer die höchſte Kraft und tiefſte Schwäche des menſchlichen Geiſtes bewundern will, der ſtelle Newton, wie er das Geſetz der Schwere erfindet, neben ein altes Weib, das den Roſenkranz betet. — In der Kirche zum heiligen Geiſt, den Dominikanern zugehörig, hängt ein Gemälde von Luca Giordano. Natürlich iſt es keines ſeiner beſten, denn wie könnte ſolch' ein Gegenſtand einen guten Maler begeiſtern? Die Himmelskönigin ſitzt in den Wolken, und theilt Orden aus, nämlich Roſenkränze. Das Jeſuskindlein auf ihrem Schooße thut desgleichen, und das heilige Geſindel, welches unten herum kniet, empfängt ſie mit frommen Danke. — Zum Erſatz für die Zeit, die man bei Betrachtung dieſes Unſinns verlor, hebe man ſein Auge geſchwind hinauf zur Decke, an welcher die Taufe Chriſti, von Mattheis trefflich gemalt, zu ſchauen iſt. Das Begießen mit Waſſer iſt ein ganz ſchickliches Bild der Reinigung, obwohl eben kein intereſſanter Gegenſtand für die Kunſt. Dennoch würde Mattheis durch ſein Gemälde einen ſehr angenehmen Eindruck zurück laſſen, wenn es ihm nicht beliebt hätte, es mit ein paar Gräuelſcenen zu

flankiren. Nämlich links zeigt David des Riesen abgehauenen Kopf, und rechts Judith des Holofernes abgesägtes Haupt. Daß doch die Christen überall Blut sehen müssen! oder wollte der Maler etwa daran erinnern, daß das Taufwasser eine Quelle von Blutströmen geworden ist?

Der Gigant. Ein verstümmelter und von Anbeginn schlecht gemeißelter Grenz-Jupiter (Jupiter terminalis) wurde, Gott weiß wo ausgegraben, und durch einen noch schlechteren Künstler, als sein Schöpfer war, restaurirt. Es ist ein ungeheurer unförmlicher Klumpen, an dem das merkwürdigste ist, daß man ihn auf den freien Platz neben dem königlichen Schlosse gesetzt hat. So gelangen überall Dummköpfe zu hohen Ehren. Es sind diesem Giganten ein paar neue Arme angesetzt worden, die vermuthen lassen, daß er in der Riesen-Republik sich zum Fleischersknechte qualifiziren würde. An seiner jetzigen Stelle braucht er sie nicht, denn dieser ungeheure Aufwand von Kraft nützt ihm blos, um in jeder Hand ein kleines Wapen zu halten! welch' eine burleske Zusammenstellung! Vom Unterleibe bis zu den Füßen herab ist eine Adlershaut über ihn gebreitet, und auf dieser steht eine pomphafte Inschrift (ein Stil, in welchem die Italiener besonders stark sind), welche der Nachwelt verkündet, daß irgend ein Vicekönig — es ist nicht der Mühe werth, seinen Namen abzuschreiben — nachdem er der Stadt eine große Menge Wohlthaten erzeigt, sein Werk dadurch gekrönt, daß er

dieſen Giganten hier aufgerichtet, und ihn aus einem fabelhaften Weſen in den Schutzgeiſt des beſten Königs verwandelt habe. Welcher König hier gemeint ſei, gilt gleich viel. Alle Könige ſind, wenn ſie leben, die beſten. — Das Volk treibt allerlei Spaß mit dieſem vierſchrötigen Giganten. Einem häßlichen Mädchen zum Exempel wünſcht es den Rieſen auf dem Schloßplatze zum Manne.

Der Leuchtthurm. Da jeder Reiſende, wenn er auch nur einige Wochen hier verweilt, gewiß mehr als einmal im Hafen ſpaziren geht, ſo laſſe ſich doch keiner die Mühe verdrießen, die ſteilen Treppen des Leuchtthurmes herauf zu klettern, ja er laſſe ſich bei ſtillem Wetter den Kaffee nachtragen; ein alter, freundlicher Pilot wird ihm ſogleich Stuhl und Tiſch heraus auf die Gallerie ſetzen, welche ſich um die Laterne herzieht, wird ihm auch, wenn er ein blödes Geſicht hat, ein Fernrohr dazu bringen, und ſo weide er ſich gemächlich an dem herrlichſten Panorama, das jemals in eines Menſchen Auge ſich ſpiegelte. Gleich einem Amphitheater liegt die prächtige Stadt um ihn her, gekrönt von der Karthauſe, über welche das Fort St. Elmo herüber ſchielt. Links und rechts dehnt ſich der Golf vor ſeinen Blicken, den gekrümmten Rand mit weißen Paläſten geſtickt, wie ein Gewand mit Blumen. Diesſeits erhebt ſich Pauſilipp, jenſeits Portici. An dieſes ſchließt ſich der rauchende Veſuv; von ihm herabſchweifend erreicht das Auge Caſtell al mare und das Vorgebirge der Minerva.

Unter den Füßen des Beſchauers, in ſchwindelnder Tiefe, wimmelt das Volk auf dem Molo herum, und die gewiegten Schiffe bewegen den Maſtenwald im Hafen. Zahlloſe Böte ſchwimmen hin und her und hinaus zu den engliſchen Kriegsſchiffen auf der Rhede. Folgt der Blick den tanzenden Kähnen, ſo gleitet er, unwiderſtehlich angezogen, über die majeſtätiſche Meeresfläche, nicht eher ruhend, bis er an die Inſel Capri ſtößt, die mit ihren Höckern wie ein Dromedar ſich aus den Wellen erhebt. — Ich ſage nichts weiter, als: wer hier nicht wenigſtens Minuten lang über ein Stückchen Welt die ganze Welt vergißt, der — iſt vermuthlich blind.

Die Villa reale. Ein öffentlicher Spazirgang, der allenfalls mit den Linden in Berlin, keineswegs aber mit dem Sommergarten in Petersburg, noch weniger mit den Tuillerien in Paris verglichen werden kann. Hätte er nicht auf einer Seite das Meer, und wäre nicht der berühmte farneſiſche Stier in deſſen Mitte aufgeſtellt, ſo wäre er kaum des Nennens werth, denn ein paar magere Reihen von Bäumen, und magere Höflinge, die darunter ſpaziren, ſind die einzigen Zierden, deren er ſich erfreut.

Das Grab Virgil's. Man ſteigt ziemlich mühſam einen gepflaſterten Berg hinauf, dann klettert man, noch mühſamer, ungepflaſterte Fußſteige hinab, gelangt in eine kühle Felſenſchlucht, und befindet ſich endlich am Eingange einer Höhle, die inwendig ein regelmäßiges, gewölbtes

Viereck bildet. Rings umher ſind kleine Niſchen in den Felſen gehauen, wo die Aſchenkrüge ſtanden, und wer das Grab der Prieſterin zu Pompeji geſehen hat, wird keinen Augenblick zweifeln, daß auch dieſe Höhle ein Begräbnißplatz geweſen. Aber warum gerade Virgil's? das weiß ich nicht zu beantworten. Die Menge der Niſchen beweiſt vielmehr deutlich, daß hier, wie in Pompeji, ein Familienbegräbniß war. Nun war aber Virgil aus Mantua gebürtig, und hatte in Neapel keine Familie; es möchte alſo wohl eine fromme Täuſchung ſein, wenn man ſich in dieſer Höhle von dem Schatten des Sängers der Aeneide umſchwebt glaubt. Auch ſcheint es leider nicht, daß die Reiſenden jeden Standes und Gewerbes, welche ſich hier einfinden, von erhabenen Gefühlen ergriffen werden, denn das erſte, was ſie thun, iſt, den berühmten Virgil rein zu vergeſſen, und ihre meiſt unberühmten Namen an die Wände zu kritzeln. Ganze Regimenter könnte man hier aus allen Nationen anwerben. Es iſt entſetzlich, wie viel Tauſende der gute Virgil mit in die Ewigkeit ſchleppen ſoll. — Dem Eingange der Höhle gegenüber iſt eine weiße Marmortafel in den Felſen befeſtigt, auf welcher eine unbedeutende, oft abgeſchriebene Inſchrift zu leſen. Die Zwiſchenräume derſelben ſind abermals mit Namen der Reiſenden ausgefüllt. Da ſteht Guſtav der Dritte, König von Schweden, zwar nur mit Bleiſtift geſchrieben, und faſt ſo verloſchen, daß man es dem Cicerone auf's Wort glauben muß. — Da ſteht Hamilton, deſſen Name ein Franzoſe im

patriotiſchen Freiheitseifer, unter lauten Verwünſchungen, mit dem Säbel faſt ausgekratzt hat. Da ſteht Sidney Smith, den der franzöſiſche Held wohl noch weniger verſchont haben würde, wenn der engliſche Held nicht nach ihm hieher gekommen wäre. Da ſteht auch unſer preußiſcher Orpheus, der Kapellmeiſter Himmel, dem ich, zur Strafe für dieſe Sünde, und dem Publikum zu Nutz und Frommen, die Buße auflege, die ſchönſten Stellen aus Virgils Georgica eben ſo trefflich zu komponiren, als er Tiedge's Urania (die wahrlich neben jenen genannt werden darf) komponirt hat. — Auch mehrere Damen haben hier vergeſſen, daß ſie ihre Namen nur in Herzen, und nicht in Steine graben ſollen. — Von den Lorbeern, die aus Virgil's Grabe ungepflanzt und unvertilgbar hervorſprießen ſollen, habe ich wenig geſehen. Lorbeerbäume in der Erde findet man freilich hier überall, Lorbeerzweige um die Köpfe faſt nirgend.

Die Briefliſten vor dem Poſthauſe. Wenn man von dem Platze Largo del Caſtello nach dem Molo zugeht, ſo muß man an einem Winkel (cul de sac) vorbei, wo am Poſttage auf mehreren hölzernen Tafeln die Liſten der angekommenen Briefe ausgeſtellt ſind. Da findet man jederzeit ein großes Menſchengewimmel, und kann einige Sonderbarkeiten bemerken, die, ſo viel ich weiß, nur Neapel eigen ſind. Die Briefe ſind numerirt, und die Namen derer, an welche ſie gerichtet ſind, nach dem Alphabet verzeichnet, aber — ſeltſam genug — nicht die Zunamen,

ſondern die Vornamen. Auch das gilt nicht einmal von Allen, denn wenn man zum Beiſpiel das Glück hat, ein Fürſt zu ſein, ſo muß man ſeine Briefe unter P. (princip=) ſuchen. Nun kommen eine Menge Leute hieher, die nicht leſen können, und doch gern wiſſen möchten, ob Briefe an ſie angekommen ſind. Auf dieſe Unkunde des Leſens hat ein pfiffiger Kerl die glückliche Spekulation gegründet, ſich gemächlich zu ernähren. Da ſteht er mit einem ganzen Pack weißer Zettelchen in der Hand; der Hilfsbedürftige nähert ſich ihm, drückt ihm ein paar Pfennige zwiſchen die Finger, und nennt ſeinen Namen. Sogleich durchläuft des Leſers Blick die Liſte: findet er den Namen, ſo thut er weiter nichts, als die dabei ſtehende Nummer auf das Blättchen ſchreiben; das gibt er dem Fragenden, der damit in das Poſthaus eilt, und ſeinen Brief ohne Umſtände empfängt. Ob der Empfänger wirklich der rechte ſei? darnach wird nicht gefragt, wenn er nur das Poſtgeld bezahlt. Die Briefe der Fremden werden nicht einmal auf die Liſte geſetzt, ſondern in der Poſtſtube alle auf einen Haufen geworfen. Kommt nun ein Fremder, und fragt nach Briefen, ſo zeigt man ihm den Haufen, und läßt ihn ſelbſt darin herumwühlen. Er kann ſich ausſuchen, was ihn beliebt; man fordert von ihm keinen andern Beweis, daß er zum Empfang berechtigt ſei, als die Bezahlung des Poſtgeldes. Man kann denken, welche Unordnungen da vorfallen müſſen. Jeder Fremde wird wohl thun, wenn er ſeine Briefe an einen Bankier adreſſiren läßt.

Doch geſchwind wieder hinaus in den Winkel, denn der Kerl, der dort die Nummern aufzeichnet, iſt nicht der Einzige, der in dieſem Winkel eine Silbergrube gefunden hat, nur fördert er die Ausbeute mit mehr Bequemlichkeit zu Tage, als die übrigen. Es ſtehen nämlich hier noch ein halbes Dutzend kleiner Tiſche auf der Straße, vor den kleinen Tiſchen ſitzen ein halbes Dutzend Menſchen, deren Röcke eben ſo abgetragen ſind, als ihre Phyſiognomien. Sie halten Federn in ihren Händen, und ein gefalzter Briefbogen liegt vor ihnen; ſie dürfen die Feder nur in die bereit ſtehenden Dintenfäßer tauchen, ſo ſind ſie fertig, nach allen vier Weltenden alle nur erdenklichen Briefe zu ſchreiben. Ein zweiter Stuhl, dem ihrigen gegenüber, ladet den ihrer Kunſt Bedürftigen ein, ſich niederzulaſſen, und ſeine Gedanken zur fernern Verarbeitung von ſich zu geben. Da kommt denn auch hier ein altes Mütterchen, dort ein ehrlicher Matroſe, hier ein Kriegsheld, dort eine flinke Dirne, die haben Söhne und Mütter und allerlei Herzensangelegenheiten, nah' und fern, in der alten und neuen Welt; die möchten gern mit ihren fernen Lieben Gedanken wechſeln, und können es doch nicht ohne fremde Hilfe. Da ſetzt ſich nun das alte Mütterchen (eine Scene, der ich ſelbſt beiwohnte) dem erſten Briefſteller gegenüber, der keine Naſe mehr hatte (welches man hier nicht ſelten ſieht), ſogleich ſetzt er die Feder an — das: Neapel, den 2. November 1804, hatte er ſchon vorläufig an den Rand des Bogens geſchrieben, um jetzt keine Zeit zu verlieren. Er hat

Recht, denn das Mütterchen iſt etwas weitläufig; ihr einziger Sohn ſchweift in der Welt herum, ſie möchte ihn gern nach Hauſe haben, weil ſie ihr Ende heran nahen fühlt; den Beweis ihrer Kränklichkeit führt ſie durch öfteres ſchweres Huſten, wodurch ſie den Strom ihrer Worte unterbricht, den Beweis ihrer Sehnſucht durch oft hervorbrechende Thränen. Was ich hier kurz gefaßt wieder gebe, koſtete der Alten einen Haufen von Redensarten, die alle das Nämliche ſagten, denn mit Worten war ſie nicht karg, die Zunge ſchien der geſundeſte Theil ihres Leibes. Der Menſch ohne Naſe hörte ihr geduldig zu, quinteſſentirte in der Geſchwindigkeit ihr Gedankenmeer, und ſetzte die Schreibfinger in Bewegung. Die Alte, welche noch mit einer Naſe verſehen war, fand daher kein Hinderniß, eine Brille aufzuſetzen, und folgte nunmehr mit ihren Augen jedem Federzug mit einer ſo geſpannten Aufmerkſamkeit, daß man hätte denken ſollen, ſie wiſſe ſehr gut zu unterſcheiden, ob ihr Sekretär italieniſch oder arabiſch ſchreibe. Sie ſprach auch noch oft dazwiſchen, holte das Vergeſſene nach, und gab dem Nichtvergeſſenen die gehörige Breite. Der Herr Sekretär ohne Naſe kehrte ſich aber an nichts mehr, er hatte den Kopf des Briefes einmal gefaßt, und nun wand er ihn ab wie einen Bandwurm, ließ auch nicht eher ab, bis er ihn glücklich durch das Labyrinth ſeiner Schriftzüge bis zur Unterſchrift gewunden hatte. Dann las er ihn der Alten vor, die beifällig nickte, und in ihre Runzeln ſchlich ſich ein kontrebandes Lächeln. Der geſchickte Schreiber präſen-

tirte ihr die Feder zur Unterschrift, welche sie aber diesmal aus verschiedenen Ursachen ablehnte. Er ließ sich ihren Namen vorbuchstabiren, unterzeichnete, verschloß den Brief mit einer Oblate, setzte die Ehrentitel des Sohnes darauf, und übergab ihn den zitternden Knochen der Mutter zur weiteren Beförderung. Sie faßte mit der Linken das Blatt, welches ihren Wunsch, aber nicht ihre Sehnsucht ausdrückte, und fuhr mit der Rechten in die Tasche, die, nach mancher Umwälzung, endlich seufzend sich aufthat, und einen kupfernen Sparpfennig in die längst aufgethane Hand des Schreibers fallen ließ. Dann trippelte sie mit dem Briefe hinüber in das Posthaus, und er falzte geschwind einen neuen Bogen, unwissend und ihm gleichgiltig, ob er in der nächsten Minute Ausbrüche des Schmerzes oder der Freude dem Papiere anvertrauen werde. — Alle diese Korrespondenzen werden gewöhnlich so laut verhandelt, daß die Post gar nicht nöthig hat, wie in andern christlichen Ländern, die Briefe nachher wieder zu öffnen, sie darf nur ein paar Offizianten, mit leisem Gehör begabt, zwischen dem Volke herumschleichen lassen; besonders verlautbaren Matrosen und Soldaten ihre Begebenheiten ohne Bedenken; gestikuliren heftig, und schlagen oft mit den Fäusten dabei auf den Tisch. Schwerer möchte es dem Horcher werden, die Empfindungen eines verschämten Mädchens zu belauschen. Auch solche habe ich sitzen und diktiren sehen, und ich wollte wetten, es waren Briefe an die Getreuen oder Ungetreuen, die mit ihren Herzen davongegangen waren,

aber ich habe keine andern Beweiſe für meine Vermuthung, als das unverſtändliche Ziſcheln, die niedergeſchlagenen Blicke, der Farbenwechſel der Wangen von ihrer Seite, das freundliche Anſchielen von Seiten des Schreibers, deſſen freiſchweifenden Blicken keine Naſe im Wege ſtand.

Aber nicht blos um Briefe zu expediren, haben dieſe ſpekulativen Köpfe hier auf der Straße eine Kanzlei errichtet, ſondern um auch die ankommenden Briefe denjenigen zu enträthſeln, die nicht gern Geſchriebenes leſen. Am Tage alſo, wo die Poſt nicht abgeht, ſondern eintrifft, verändert ſich die Scene; die Federn ruhen, die Lippen ſind in Bewegung, und, wie man leicht denken kann, gibt es da noch öfter intereſſante Dinge zu beobachten. Die ſtarre Aufmerkſamkeit, mit welcher die Briefempfänger an den Lippen der Vorleſer hangen, die wechſelnden Leidenſchaften, die erfüllte oder getäuſchte Hoffnung, und auf der andern Seite die vollkommene Gleichgiltigkeit des Vorleſers, die unveränderte Stimme, mit der er Schreckensboſten wie fröhliche Botſchaften ableiert — es ſind die mannigfaltigſten Scenen, wie ſie wahrlich nirgend auf offener Straße geſpielt werden. Eine luſtige Anekdote hat mir ein Freund, der Augen- und Ohrenzeuge war, mitgetheilt. Ein Matroſe empfing einen Brief, den er mit Sehnſucht erwartet zu haben ſchien, und trug ihn haſtig zu einem Vorleſer. Dieſer entfaltete das Blatt und hub mit der größten Gleichgiltigkeit folgendergeſtalt an, während der Matroſe ihm mit freundlicher Ungeduld jedes Wort aus

dem Munde zu nehmen bereit war: »Lieber Freund, kein ärgerer Spitzbube als du bist, ist mir in meinem Leben nicht vorgekommen. —« Man kann sich vorstellen, wie die Züge des Harrenden, sich stracks veränderten. Natürlich verging ihm die Luft, des Briefes Fortgang und Ende in Gegenwart des lachenden Volkshaufens zu vernehmen, er riß dem Vorleser das Blatt aus der Hand, und verkroch sich, Flüche murmelnd, unter die wiehernde Menge. — Täglich trifft man diese Straßenkanzlei bald in größerer, bald in minderer Thätigkeit, und es ist ein Charakterzug der Italiener, durch welchen sie sich von den Franzosen mächtig unterscheiden, daß sie ihre Unwissenheit ohne Bedenken zur Schau tragen. Die gemeinen Franzosen können eben so wenig lesen und schreiben als die gemeinen Italiener, aber nie werden sie sich dazu verstehen, diese Unwissenheit vor allem Volke laut auf der Straße zu bekennen. Der Franzose ist unwissend und eitel, der Italiener nur das erstere.

Die Karthäuser. Gleich einem Amphitheater liegt Neapel am Meeresufer, und gleich einer Loge, für den Kaiser erbaut, um auf dieses Amphitheater herab zu schauen, erblickt man das schöne Karthäuser-Kloster San Martino fast in allen Straßen über sich. Hinter demselben, noch ein wenig höher, ragt das Castell Sant Elmo hervor, trägt gleichsam das Kloster in seinem Schooße vor sich hin, und seine drohenden Kanonen scheinen blos aufgepflanzt zu sein, um die Jünger des heil. Bruno zu

ſchützen. Dieſe beſaßen des ſilbernen Kirchengeräthes ſo viel, daß es auf Millionen geſchätzt wurde. Nahmen es die Franzoſen? fragte ich einen Karthäuſer. Primo il re, gab er mir zur Antwort, e poi gli francesi. (Zuerſt der König und dann die Franzoſen.) Sie hatten unter andern ein großes ſilbernes Kreuz mit Basreliefs von einem braven Künſtler, Anton Faenza; auch dieſes hat in die Münze wandern müſſen, aber die guten Paters haben zum wehmüthigen Andenken es abmalen laſſen, und zeigen es nun ſeufzend in effigie.

Glücklich noch wären ſie geweſen, hätten ſie nur mit ihrem Silbergeräthe ſich loskaufen können, und hätte man ihnen nicht auch die Quellen verſtopft, aus welchen immer neu das Silber floß. Sie beſaßen nämlich große Güter, die behagten dem König, die unruhigen, koſtſpieligen Zeiten gaben den beſten Vorwand, er zog ſie ein, und gab den Mönchen die Erlaubniß, zu gehen, wohin es ihnen beliebe. Es waren aber viele darunter, die kaum mehr gehen konnten. Vor dem Verhungern ſchützte ſie die königliche Gnade durch eine Penſion von (wo ich nicht irre) hundert und fünfzig neapolitaniſchen Dukaten, deren etwa dritthalb auf einen holländiſchen gehen; folglich konnten ſie nicht ſterben, aber auch nicht leben, denn ſie hatten vorher hundert und fünfzigtauſend Dukaten jährlicher Einkünfte genoſſen. Als man nun aber vor Kurzem die Jeſuiten wieder herſtellen wollte, fand man es doch bedenklich, einen förmlich vom Pabſt aufgehobenen Orden zurück zu rufen, und

mit reichen Gütern auszuſtatten, während die armen, nicht aufgehobenen Karthäuſer immer noch in unverdienter Verbannung ſchmachteten. Da rief man ſie zurück, und räumte ihnen ihr herrliches, von Marmor ſtrotzendes Kloſter wieder ein. Aber auch die Güter? ach nein! die waren indeß zum Theil verkauft worden, zum Theil ließ ſich noch eine artige Summe daraus löſen. Die Karthäuſer, die in beſſern Zeiten wohl etwas zurückgelegt haben mochten, baten den König um Erlaubniß, die noch übrigen Güter ſelbſt wieder an ſich zu kaufen. Zwar ließen ſie nicht merken, daß ſie aus eigenem Schatze einen ſolchen Verkauf beſtreiten könnten, ſondern ſie gaben vor, es mit Hilfe einiger Freunde zu thun. Der König bewilligte ihre Bitte mit Vergnügen, denn ſie waren ja die einzigen Käufer, von welchen er das Verkaufte im Nothfall wieder zurücknehmen, und allenfalls noch einmal verkaufen konnte. Sie ſind jetzt alſo, zwar bei weitem nicht mehr ſo reich, als vormals, aber doch wiederum wohlhabend. Es würde auch in der That den auffallendſten Kontraſt bilden, wenn die Bewohner eines ſolchen Palaſtes von einer elenden Penſion leben müßten. Man kann ſich nichts Schöneres denken als ihr Kloſter. Der auf Marmorſäulen ruhende Kreuzgang, welchen ein ſehr geräumiger Platz einſchließt, würde jeden königlichen Palaſt zieren. Der herrliche Brunnen in der Mitte des Platzes iſt gleichſam von einem Garten umgeben, deſſen drei Viertheile mit artigen Buchsbaumſchnörkeln prangen, das letzte Viertel aber zu Begräb-

niſſen dient, und von einem Geländer umſchloſſen iſt, welches Todtenköpfe von weißem Marmor ſchmücken. Die Kloſterhöfe ſind groß und reinlich. Ein herrlicher Garten, in Terraſſen eingetheilt, zieht ſich im Halbzirkel um den Berg, hat ein ſchönes Belvedere, und goldene Früchte winken von den Bäumen. Ordnung und Reinlichkeit herrſchen auswendig und inwendig; die weiße Kleidung der Mönche gewährt einen freundlichen Anblick; noch freundlicher aber ſind ſie ſelbſt. Sie empfangen die Fremden mit der gutmüthigſten Herzlichkeit. Denn man verbinde hier ja nicht mit dem Namen Karthäuſer die gewöhnliche Vorſtellung von ſtrengen Anachoreten, die nichts thun als ihr Grab bereiten und kein anderes Wort hervorbringen dürfen, als: memento mori. Die Karthäuſer von San Martino ſind nicht ſo finſter; ſie ſprechen mit den Fremden und untereinander; ſie lächeln und lachen; ſie bewohnen recht niedliche Zimmer (manche haben deren drei), ſie ſind recht artig möblirt, ſchlafen unter ſeidenen Bettdecken, ſchauen von ihren Balkons durch Fernröhre auf das Gewimmel der Neapolitaner herab, bewirthen den Fremden mit Kaffee und Roſoli; kurz, ich bekenne, daß für einen alten Mann, dem etwa ſeine Lieben abgeſtorben ſind, und der nichts mehr von der Welt zu hoffen hat, kein angenehmerer Aufenthalt gedacht werden kann. Ich habe unter andern einen Greis in ſeiner Zelle beſucht (er iſt ein Bruder des Herzogs von Serra Capriola, des neapolitaniſchen Geſandten in Petersburg), und habe ſelten einen alten

Mann geſehen, der mir heiterer und zufriedener geſchienen hätte. Außer drei hübſchen Zimmern hatte er auch ſeinen eigenen kleinen Hof mit einem Brunnen, ſeine Küche u. ſ. w. Auch vor den Zimmern, zum Luſtwandeln, eine ſehr geräumige bedeckte Gallerie mit einer göttlichen Ausſicht. Hier zog er Hyacinthen, und noch eine Menge anderer Blumen-Töpfe verriethen, wie angenehm er in den letzten Stunden ſeines Lebens ſich beſchäftige. Der Mann wird einſt gewiß ſehr ſanft unter den Blumen entſchlummern. — Der Mönche ſind jetzt in allem zwei und fünfzig, meiſt Greiſe, doch ſah ich auch einige ſehr junge Männer. Einer der letzteren, der uns herumführte und alles aufſchloß, ſchien kaum fünf und zwanzig Jahre zu zählen, obwohl er ſchon eilf Jahre im Kloſter zu ſein verſicherte. Er hatte eine ſehr angenehme, geiſtreiche, ein klein wenig auf Melancholie deutende Phyſiognomie. Unwillkürlich intereſſirte ich mich ſehr für ihn, glaubte in ſeinen Geſichtszügen höhere Bildung zu leſen, und meinte, er müſſe durchaus unglücklich ſein. Von dieſem Irrthum kam ich aber zurück, als ich ſeine Zelle beſuchte, in der ich zwar viele Bücher, aber kein einziges vernünftiges fand. Im Speiſeſaale (Refectorium) fand ich eine Menge Tiſche reinlich gedeckt; vor jedem Teller ſtanden drei zinnerne Kannen, die größte derſelben freilich nur Waſſer enthaltend, aber die mittlere faßte vollkommen eine Bouteille Wein, und die kleinſte, für eine beſſere Gattung des Weines beſtimmt, auch noch eine halbe Bouteille. Mit dieſer

Portion zu jeder Mahlzeit kann ein mäßiger Trinker ſich ſchon begnügen und fröhlich dabei ſein. »Du mußt den Herrn auch das Beſte zeigen,« ſagte ein anderer Karthäuſer. Unter dieſem Beſten verſtand er nämlich die Küche, und es verlohnte in der That der Mühe ſie zu beſehen. Sie war ſehr geräumig, in der Mitte ſtand ein Brunnen mit einem blaſenden Triton, überall herrſchte die geſuchteſte Reinlichkeit, das kupferne Geräth hing blank geſcheuert und verzinnt an den Wänden. Gleich daneben war die Bäckerei, in deren Mitte eine große Marmortafel, auf welcher die Kuchen und Paſteten eingemengt wurden. Die heutige Abendmahlzeit ſtand bereits, in Portionen abgetheilt, in der Küche. Sie beſtand aus Salat, auf vielen kleinen Tellern, zwar appetitlich, aber nicht reichlich angerichtet. Der luſtige Mönch verſicherte, ſie bekämen auch noch ein wenig Fiſch dazu.

Eben ſo wohleingerichtet als die Küche, iſt auch ihre Apotheke. Der alte Mönch, der ihr vorſteht, ſoll große Kenntniſſe beſitzen, und mancherlei Arcana zu verfertigen wiſſen. Ich fand dort auch einen eisgrauen, ganz zuſammengeſchrumpften Karthäuſer, der vielleicht nicht weit mehr von hundert Jahren ſein mochte. Er ſaß und hielt eine Katze auf ſeinem Schooße, ſchien auch ſonſt an nichts Theil zu nehmen. Ich wünſchte ihm — in ſeiner Lage gewiß das Beſte — daß nämlich er nicht das Unglück haben möge, ſeine Katze zu überleben.

Die Kirche iſt prächtig, aber ein wenig zu bunt. Vor

lauter Gold, Marmor und Gemälden ſieht man beinahe die Kirche ſelbſt nicht. Die größte Zierde derſelben iſt die Geburt Chriſti von Guido Reni, ein ſehr liebliches Bild, von dem Volkmann, ich weiß nicht warum, behauptet, es fehle ihm noch die letzte Hand. Zwar ſagen auch die Mönche, das Chriſtuskind ſelbſt ſei unvollendet, aber ich meine, ſie plaudern es nur nach. Mich dünkt, Guido habe das Chriſtuskind mit Fleiß nur gleichſam angedeutet, um es von den übrigen irdiſchen Maſſen, die es umgeben, durch eine Art von himmliſcher Durchſichtigkeit zu unterſcheiden, und in meinen Augen iſt ihm das trefflich gelungen. Hätte er den Knaben wie gewöhnlich ausgemalt, ſo wäre es ein derber Bube, aber kein Himmelskind geweſen. Daß doch die Kenner in den Gemälden immer nur Malerei und nie Poeſie ſuchen, immer nur Körper und nie eine Seele. — Guido ſoll das Bild haben liegen laſſen, um dem Neid der neapolitaniſchen Maler zu entgehen. Wie wenig kennt man das Gemüth eines Künſtlers, wenn man glaubt, daß der Neid anderer Künſtler es bewegen könne, ſeine eigenen Arbeiten minder vollkommen zu machen. Gerade umgekehrt. — In der Sakriſtei hängt das beſte Gemälde, das ich jemals von Spagnolett geſehen habe; freilich ein fataler Gegenſtand: ein todter Chriſtus, in Johannes Armen, um den die Mutter weint, und dem Magdalene die Füße küßt; aber die Ausführung iſt ſo ſchön, daß man den Gegenſtand darüber vergißt. Es gibt außerdem hier und in der Kirche noch eine

Menge Gemälde von lauter guten, oder als gut gerühmten Meiſtern, ich habe aber nicht Luſt einen Katalog davon zu liefern, und nenne immer nur das, was einen bleibenden Eindruck auf mich machte. Darum eile ich ſogleich in die Zimmer des Priors, die reich mit Gemälden tapezirt ſind, unter welchen ſich kein einziges ſchlechtes befindet. Eine heilige Lucia, von Guido Reni, iſt zwar ein wenig fett, aber dennoch ein ſchönes, liebliches Weib. Wer ihre Geſchichte nicht kennt, der wird nicht begreifen, warum ſie noch ein paar andere Augen auf einem Teller trägt? da doch diejenigen, welche ihr im Kopfe ſitzen, völlig hinreichend ſcheinen, die Sterblichen zu bezaubern. Die Begebenheit iſt in der That ſo einzig, daß ſie wohl ein Plätzchen hier verdient. Ein ſchöner Jüngling hatte ſich in die heilige Lucia verliebt, und die heilige Lucia war ihm auch nicht gram. Den größten Eindruck hatte ſie durch ihre ſeelenvollen Augen auf ihn gemacht, aber leider fand er nur ſeinen irdiſchen Himmel darin. Das ſagte er ihr ſo oft, und vermuthlich ſo herzlich, daß die hübſche Heilige — ob der Kühnheit nicht zürnen konnte, ja, daß ſie endlich ſehr deutlich fühlte, ihre Heiligkeit ſchwebe in großer Gefahr. Da faßte ſie plötzlich in einer heroiſchen Stunde den vermaledeiten Entſchluß, die Klippen aus dem Wege zu räumen, an welchen die Keuſchheit ihres Geliebten, und vermuthlich ihre eigene, bald ſcheitern mußte: ſie ſtach ſich die ſchönen Augen unbarmherzig aus, oder vielmehr, ſie ließ ſie ausgraben, legte ſie auf einen blanken Teller, be-

deckte sie mit einem andern, und sandte die leckere Schüssel dem Jüngling zu. Die Historie meldet nicht, wie ihm bei dem Anblick zu Muthe gewesen, wohl aber wie die heilige Lucia für ihre Heldenthat belohnt wurde. Der Herr Christus gab ihr nämlich auf der Selle neue Augen, die vollkommen eben so schön waren, als die ausgestochenen. Nun komme Einer und rühme noch die römische Lucretia. Daß ein Frauenzimmer sich ersticht, um dem Gefühl der Schande auszuweichen, ist eben nichts besonderes. Daß aber ein Frauenzimmer sich unter den fürchterlichsten Schmerzen ihrer größten Schönheit beraubt, blos um das zu vermeiden, was sonst alle so emsig suchen (nämlich sinnliche Eindrücke hervor zu bringen), das ist ein Heroismus, den keine Heidin, und wahrlich auch keine andere Christin jemals erreichen wird. — Noch eine herrliche Madonna hängt in des Priors Zimmer, die Mönche konnten mir aber nicht sagen, von welchem Maler.

In seinem Schlafgemach erblickt man über der Thür ein kleines Bild, das so hoch gerühmte Kruzifix von Michel Angelo. Man erzählt das Märchen, der Künstler habe, um ein Meisterstück der Natur ganz getreu zu liefern, wirklich einen Menschen kreuzigen lassen. Wäre er in der That einer solchen abgeschmackten Barbarei fähig gewesen, so hätte er wenigstens einen gerade gewachsenen Menschen dazu nehmen sollen, denn sein Christus ist offenbar b u c k e l i g. Ich kann mir nicht helfen, und wenn auch die ganze nachplappernde Künstlerzunft Wehe! über mich schreit, und

TAYLOR

mir zuruft: Siehſt du nicht, daß der Sterbende ſich gekrümmt hat? ich bleibe dabei, der Chriſtus iſt buckelig; denn ich weiß den Krampf des Todes von einem Buckel auch recht gut zu unterſcheiden.

In einem ziemlich finſtern Winkel ſteht noch ein Bild, welches zwar nicht durch Kunſtwerth, wohl aber durch die Begebenheit, welche Gelegenheit dazu gab, merkwürdig iſt. Eine grauſame Peſt verheerte einſt Neapel, wer fliehen konnte, entfloh dieſer Geißel Gottes. Zu den Karthäuſern flüchteten, im Vertrauen auf die geſunde Bergluft, über hundert Perſonen, und die guten Mönche nahmen ſo viele Flüchtlinge auf, als der Raum nur immer verſtattete. Dann aber ſchloſſen ſie weislich ihre Thür zu, und ſchnitten alle Gemeinſchaft mit der Stadt ab. Das währte ziemlich lange, und der Peſt der Langeweile, die ohnehin in jedem Kloſter zu Hauſe iſt, konnte die Geſellſchaft freilich nicht entgehen. Ein Maler befand ſich darunter (ſeinen Namen habe ich vergeſſen), der vertrieb ſich die Zeit auf eine recht angehme Weiſe, indem er alle im Kloſter befindlichen Perſonen abkonterfeite, und ſie betend zuſammen gruppirte. Vor die Thür des Kloſters hat er die Peſt geſtellt, die mit Gewalt herein zu dringen droht, aber durch den heiligen Bruno beſcheiden zurückgewieſen wird. Das Bild hat jetzt noch ein hiſtoriſches Intereſſe, und muß beſonders, ſo lange noch einer von den Geretteten lebte, ein rührendes Denkmahl geweſen ſein.

Die ſo oft geprieſene, gut und ſchlecht beſchriebene

Aussicht aus den Zimmern des Priors muß man nicht zu genießen verabsäumen. Von den Gegenden umher sage ich gar nichts, man muß sie sehen. Der Anblick der gleich einem Modell unter den Füßen liegenden Stadt ist einzig. In allen Straßen sieht man wie Zwerge das Völkchen krabbeln und wimmeln, und ein dumpfes Gesause von ein paarmalhunderttausend Stimmen, die, in einem einzigen Luftwirbel zusammenfließend, heraufstönen, ist auf den Terrassen sehr vernehmlich. — Die Bibliothek soll einen Schatz von griechischen Handschriften besitzen; ich habe sie nicht gesehen, und, nach den Figuren ihrer Besitzer zu urtheilen, liegen sie vermuthlich tief im Staube.

Lebt wohl, ihr freundlichen Mönche! Sie erfüllen wenigstens einen Wunsch des Schöpfers, sie sind froh. Ich gönne es ihnen herzlich, und möchten sie es immer bleiben. Möchte der Greis immer mit seinen Blumen, der Jüngling mit seinen Legenden sich begnügen.

Der Palast Villa franca zu Neapel. Man muß sich eine königliche Erlaubniß verschaffen, um diesen Palast zu sehen, aber es ist der Mühe werth, um diese Erlaubniß nachzusuchen, welche übrigens, auf Verwendung eines fremden Ministers, nie verweigert wird. Außer der Gemäldesammlung ist nichts Merkwürdiges darin, diese aber ist vortrefflich, obwohl nicht zahlreich. Die Krone derselben ist eine Madonna von Raphael. — Weit mehr Ansprüche auf diesen Titel darf eine andere

Madonna von Andrea del Sarto machen, die mit Schönheit und Unschuld Erhabenheit verbindet. Sie muß ich verehren, bewundern, anbeten, sie kann ich nicht lieben. Aber von Mutterschwäche scheint selbst diese Madonna nicht ganz frei gewesen zu sein, denn warum leidet sie, daß der kleine Christus in ihrem Schooße sich mit dem kleinen Johannes um einen Apfel zankt? — Ein wunderschöner Knabe ist freilich ein anderer kleiner Christus, den eine Madonna von Tintoretto auf ihrem Schooße hält, nur verräth er noch keine Spur seines himmlischen Ursprungs, es ist blos ein sehr hübsches Menschenkind, trotz der Engelkette, die (ein drolliger Einfall) statt des Heiligenscheines den Kopf seiner Mutter umgibt. Vermuthlich hat sie eben ihr Morgengebet verrichtet, denn sie hat das Gebetbuch noch in der Hand. Himmel! welche komische Ideen kann doch ein Malerkopf zusammenpaaren. — Doch genug von Madonnen, deren auch hier, wie überall, eine große Menge zu finden sind. Wenden wir uns zu dem schalkhaften Amor von Schidone. Nehmet euch in Acht! er scheint zwar zu ruhen, aber das durchdringende Auge, der kleine Zeigefinger am Munde — gewiß sinnt er auf eine Büberei. — Ich wüßte keine Sammlung so reich an Gemälden des wackeren Schidone. Ein trefflicher Maler war er meistentheils, ein malender Dichter immer. Ihm war es vorbehalten, vom bethlehemitischen Kindermorde dasjenige darzustellen, was allein die Kunst darstellen sollte: nicht diese gräßlich blutenden Kinder, nicht diese Ver-

zuckungen der Mütter, dieſe viehiſche Wuth der Henkersknechte. Schidone hat einen Soldaten gemalt, der mehreren Müttern, die von ihren Kindern umringt ſind, im Vertrauen erzählt, welch' ein Jammer ihnen bevorſtehe. Herrliche Idee! nur ein trefflicher Kopf konnte ſie faſſen. Das Schrecken, die Angſt der Mütter im Kontraſt mit der Ruhe der ſpielenden und ſchlummernden Kinder — läßt ſich ein Gegenſtand maleriſcher denken? Schade, daß Schidone ihn nicht ſo ſchön ausgeführt als gedacht hat! — Die Magdalena von Titian iſt die wahrſte Magdalena, die ich jemals geſehen habe. Sie liegt nicht, wie ſonſt gewöhnlich, denn warum muß denn die Reue juſt liegen? ſie ſteht, gegen Himmel blickend, und dieſe Thränen, die ſo rührend ihre Wangen herabfließen, ſind nicht Thränen des Kummers, ſondern der innigſten Reue. Die meiſten Künſtler, welche dieſen Gegenſtand behandelten, haben Magdalenen, trotz ihrer Zerknirſchung, immer noch als ein ſchönes blühendes Mädchen dargeſtellt; manchmal ſieht ſie wohl krank und blaß aus, aber ihre kranke Bläſſe iſt nicht Wirkung ihrer Lebensart, ſie gleicht mehr einer liebeſiechen Dirne. Titian hingegen hat ſeiner Magdalena zwar auch Schönheit, hohe Schönheit verliehen, hat auch ſogar das kleine Hilfsmittel verſchmäht, ihr ein krankes Anſehen zu geben; aber dennoch ſieht man es dieſer Schönheit auf den erſten Blick an, daß ſie gemißbraucht worden iſt, und dieſe Behandlung verräth den dichtenden Maler. — Will man von dem tiefen, ſchmerzhaften Eindruck, den jenes Bild

hinterließ, ſich lachend erholen, ſo trete man vor die lachenden Knaben von Parmeggianino, ſie lachen ſo herzlich, daß mein Subkonrektor in Weimar, bei dem ich in Tertia in die Schule ging (der ernſthafteſte Mann, den ich in meinem Leben gekannt habe), gewißlich ſein Schulmonarchengeſicht bei ihrem Anblick entfaltet haben würde. Oder er ſtelle ſich vor den prächtigen Silen von Spagnoletto, der mit ſeiner behaglichen Trunkenheit von den komiſchſten Faunsgeſichtern umgeben, gewiß dieſelbe Wirkung hervorbringen wird. — Den Wechſel dieſer Empfindungen wird ſchnell wiederum ein Meiſterſtück von unſerm Albert Dürer bewirken; Chriſtus am Kreuze, von denen, die ihn liebten, umringt. Welche Köpfe! welch ein ſeelenvoller Schmerz! wie ſchön ſind die körperlichen Leiden mit denen der Seele in dem Chriſtuskopf verſchmolzen! wie ſichtbar hingegen, daß bei den übrigen Perſonen nur die Seele leidet! Großer Dürer! wie tief haſt du empfunden! wie gern verzeihe ich dir die Engelein, die da mit Bechern in den Händen herumflattern, die ſie überall unterhalten, wo Chriſti Blut herausſpritzt, um jedes Tröpfchen aufzufangen. Ich vermuthe, daß dieſes Gemälde von einer adelichen Familie und zwar als ein ex voto beſtellt worden iſt, denn links kniet ein Hausvater mit zwei Söhnen hinter ſich, rechts die Hausmutter mit ein paar Töchtern (lauter treffliche Köpfe), über ihnen das adeliche Wapen, und, was meine Vermuthung rechtfertigt, iſt der Umſtand, daß der Satan in gräßlicher Geſtalt die gute

Dame am Beten zu hindern ſtrebt. Vermuthlich hatte ſie oft dergleichen Anfechtungen, und um ihrer los zu werden, gelobte ſie dies ſchöne Bild. Iſt es ſo, ſo ſoll der Satan Dank dafür haben, denn man muß auch dem Teufel ſein Recht widerfahren laſſen. — Faſt eben ſo ſchöne Köpfe, als Dürer ſie ſchuf, hat ein gewiſſer Lippi auf einem Gemälde geliefert, welches die heiligen drei Königs darſtellt, die bekannten Geſchenke bringend. Nur der kleine Chriſtus gleicht einem albernen verzogenen Kinde. — Durch ein treffliches Gemälde in Lebensgröße hat Raphael einem vergeſſenen, vermuthlich ſchlechten Dichter die Unſterblichkeit geſchenkt, ſonſt wäre wohl nicht einmal ſein Name, Theobaldino, der Vergeſſenheit entriſſen worden. — Zarte, behagliche Empfindung erweckt ein Bild, die Wohlthätigkeit. (Leider iſt mir der Name des Meiſters entfallen.) Der herrliche Greis, dem die Stufen hinauf geholfen wird; die liegende Mutter, die ihres Kindes Hand ausſtreckt, um die Gabe zu empfangen; endlich der Knabe, der ſchalkhaft ſeine Hände auf den Kopf eines Lammes legt — Alles iſt ſo lieblich, ſo wahr. — Wahrer als die Nacht von Caracci, durch die Lüfte fliegend und zwei ſchlafende Kinder auf den Armen tragend. Es ſieht aus, als habe ein Dämon die Kinder aus der Wiege geraubt. Auch ſcheint ſein Pinſel mir hart. — Chriſtoph Columb, von Titian trefflich gemalt, entſpricht ganz der Idee, die man von dieſem kühnen Manne ſich macht. Zwei alte Köpfe von Rembrandt und Rubens, die dicht

neben einander hängen, und um den Preis zu ringen scheinen; ein weibliches Portrait von Spilberg, ein männliches von Vandyk, ein alter Kopf von Schidone, ein Christuskopf von Correggio, dem ich nur die fatale Dornenkrone wegreißen möchte. — Das sind die Meisterwerke, von welchen die Erinnerung sich meinem Gedächtniß am schnellsten eingeprägt hat. Ich habe sie geschildert, wie ich immer pflege, ohne den sogenannten Kunstsinn, blos nach meinem Gefühl. Wer mehr fordert, der suche es in andern Büchern. — Junge Maler haben die Erlaubniß, hier zu kopiren und benutzen sie fleißig. Man findet immer einen kleinen Vorrath von Miniaturgemälden, meist gute Kopien der besten Stücke, die man für einige Dukaten kaufen kann.

Uebrigens wird in diesem Palast eben so wenig als sonst irgendwo in Italien auf Reinlichkeit gehalten. Ueberall ist Schmutz, und vor der ersten Thür schienen sogar die Ziegen ihren Stall gehabt zu haben. Nicht einmal ein Eisen, um die Schuhe daran abzustreifen, ist vor der Thür befindlich.

Capo di monte. So heißt ein königliches Schloß, auf einem hohen Berge gelegen, zu dem man sehr mühsam emporklimmt. Seine kargen Schätze zu betrachten, muß man sich gleichfalls eine ausdrückliche Erlaubniß verschaffen, um welche nachzusuchen kaum der Mühe lohnt. Schon der Eingang zu diesem Musensitze starrt, wie das übrige Neapel, von Schmutz und Unrath. Zur Leibesbewegung läßt sich das Inwendige empfehlen, denn man findet hier

eine ungeheure Menge von Zimmern, Raum genug, um alle in der ganzen Welt zerſtreuten Meiſterſtücke zu faſſen. Die Wände ſind auch alle mit Bildern behangen, aber wahrlich nicht mit Meiſterſtücken. So wie Bürger einſt, aus den ihm zugeſandten Gedichten, einen Schofelalmanach herauszugeben verſprach, ſo ſcheint der König von Neapel hier eine Schofelgallerie haben anlegen zu wollen, und es iſt ihm gelungen. Zwar ſind vierzehn der beſten Gemälde nach Palermo übergeſchifft worden, und als ſie noch hier waren, konnte man vielleicht aus dem alten Kirchenliede ſingen: »Es möchten ihrer etwa fünfe ſein, die thäten nach dem Willen dein;« faſt aber iſt allzuwenig übrig geblieben, um die Barmherzigkeit der Muſen anzuflehen. Höchſtens ein paar Dutzend Bilder, zu Verzierung eines Kabinets kaum hinreichend, ſind des Nennens oder des Lobes werth.

Eine heilige Familie von Schidone iſt ſchön, beſonders Joſeph. Es werden hier noch viele Bilder von Schidone gefunden, man ſcheint aber ausdrücklich ſeine ſchwächſten Werke ausgewählt zu haben. — Ein zahlreicher Haufe von Engeln, große Studien von Correggio, die er nachher im Dom zu Parma ausführte, mögen allerdings ſehr ſchön ſein, jeder Kopf einzeln betrachtet, iſt ausdrucksvoll, nur iſt auch nicht ein einziger Engelskopf darunter, es ſind lauter Schulbuben, manche derſelben ſind auch recht muthwillig, denn ſie kriechen dem ernſthaften lieben Gott unter den Rock. — Als Gegenſtand der magern Kunſt, als Aka-

demie, ist, um der unnachahmlich schön dargestellten Verkürzung willen, ein heiliger Stephan von Schidone bewundernswürdig. Seine Schwestern ziehen ihm die Pfeile aus dem Leibe. — Ein Portrait von Raphael's Mutter, von Raphael gemalt, ist sehr schlecht, vermuthlich seine erste Schülerarbeit; ich habe es aber doch mit Vergnügen betrachtet, denn ich dachte mir die Freude, welche die gute Mutter bei dieser ersten Probe von ihres Sohnes Talent empfunden haben mag. — Viele Portraits von Tizian, auch Miniaturen, entschädigen hie und da für die elenden Pinseleien. — Ein schlafender kleiner Christus von Guido Reni würde entzücken, wenn die fatale Dornenkrone und die Marterwerkzeuge nicht zu seinen Füßen lägen. Lieber wendet man sich dann zu dem schlafenden Amor von Parmeggianino, dem die muthwilligen Genien die Pfeile stehlen. — Eine heilige Familie von Andrea del Sarto zieht an, eine andere von eben dem Meister stößt zurück, denn der kleine Johannes hat einen so unausstehlich fehlerhaft verkürzten Arm, daß es auch jedem Laien beim ersten Blick auffallen muß. Der Führer behauptete, das Bild sei bei der Restauration verdorben worden. — Eine Judith (ich habe vergessen von welchem Meister), ist die erste Judith, bei der ich gern verweilte. Sie ist geschildert im ersten Augenblicke nach der unweiblichen That. Ihre Magd ist beschäftigt, den Kopf in den Sack zu stecken. Sie selbst trägt eine Lampe, hält die Hand vor das Licht, und sieht starr in einen Winkel, als fürchte sie noch etwas. Man

könnte fragen: was fürchtet sie? Holofernes ist ja schon todt! — Aber wahrlich, der Künstler, der auf das Gesicht eines Weibes, nach einer solchen That, den Ausdruck der Furcht und des starren Schreckens zeichnet, der sie gleichsam Gespenster in jedem Winkel erblicken läßt, hat das menschliche Herz tiefer studirt, als der sie triumphirend mit dem Kopfe in der Hand zur Schau stellt. — Von Giulio Clavio, demselben, der den berühmten Codex des Tasso mit so schönen Gemälden verzierte, befindet sich hier ein treffliches Portrait. — In den Köpfen des heiligen Peter und des heiligen Hieronimus hat Guercini Meisterstücke geliefert. Ich kann eine große Antipathie gegen alle Heiligen nicht ableugnen, und sollte ich jemals Abbildungen von ihnen in mein Zimmer hängen, so dürften es nur diese sein. — Lieber nähme ich aber noch den Bauer zwischen zwei Zigeunerinnen von Michel Angelo Caravaggi, wenn nur nicht eine derselben, indem sie dem Bauer die Taschen bestiehlt, mit der andern Hand das leichtfertige Zeichen machte, dessen ich bei der Beschreibung der Wasserbuden in Neapel erwähnt habe. Die andere wahrsagt ihm. Das Ganze ist von unübertrefflicher Wahrheit. — Bei Betrachtung eines Satyrs, der eine Statue des Bacchus mit Weinlaub bekränzt, hört man gern den Namen Matheis nennen, da man gewöhnlich diesen braven Künstler nur in den abgeschmackten frommen Gegenständen bewundern muß. — Eine Abnahme vom Kreuz von Albert Dürer hat zwei vortreffliche Köpfe aufzuweisen, nämlich

den der Maria und den des Johannes. Nie bildete ein Maler den Schmerz sprechender als Albert Dürer. Die übrigen Köpfe sind schlecht, sehr schlecht; man sagte mir aber, das Ganze habe gelitten. — Keine liebende Mutter wird an dem Bilde der Madonna von Karl Maratti ungerührt vorüber gehen. Das Kind schläft, die Mutter bedeckt es himmlisch lächelnd mit ihrem Gewand. — Eine Hauptzierde der ganzen Sammlung ist ein großes, reiches Gemälde, die Kreuzigung Christi, von einem Maler, den ich mit Erstaunen zum ersten Male nennen hörte, von Bernardo Gatti. Warum ist der Mann nicht berühmter? Komposition, Zeichnung, Kolorit, Ausdruck der Köpfe, alles scheint mir vortrefflich; auch ist es wahrlich ein Zug des Genies, wenn gleich keines frommen Genies; daß der Maler in das Gesicht des bösen Schächers weit mehr Geist und Kraft gelegt hat, als in das seines bekehrten Nachbars. — Siehe da, ich bin wahrhaftig schon fertig mit der ganzen, mehrere tausende von Gemälden enthaltenden Gallerie. Wer zuletzt noch einen fröhlichen Eindruck mit herausnehmen will, der werfe im Vorbeigehen einen Blick auf das spaßhafte Bild, auf welchem sechs Blinde einander an den Rockzipfeln halten; der erste ist ihr Führer, er thut einen Fehltritt, burzelt, und alle übrigen burzeln hintendrein.

Spazirfahrt nach Puzzuoli. Wenn man die Enthusiasten von den vielen Wunderdingen reden hört, die in und um Puzzuoli zu schauen sind, so fährt man mit großen

Erwartungen dahin, und findet — ein paar Merkwürdigkeiten; das meiste ist nicht des Ansehens werth. Zuerst führt der Weg durch die berühmte Grotte von Pausilipp. Es ist aber keine Grotte, sondern ein breiter, wohlgepflasterter Fahrweg, der, zum höchsten Erstaunen Aller, die ihn zum ersten Mal sehen, mitten durch den Berg führt, und so lang ist, daß man, im starken Trabe, dennoch fünf Minuten zubringt, ehe man jenseits anlangt. Es ist Einem gerade so darinnen zu Muthe, als ob man durch das Thor und die dunkeln Gewölbe einer Festung führe. Höchst seltsam ist der Weg, und eben durch seine Seltsamkeit imponirt er, an einigen Orten auch durch die gewaltige Höhe des Gewölbes, die über achtzig Fuß beträgt. Sonst ist die Fahrt hindurch wahrhaftig nicht angenehm, denn erstens ist es sehr dunkel darin, das Licht fällt blos von beiden Enden hinein, und da Ein- und Ausgang weit über zweitausend Fuß von einander entfernt liegen, so kann man sich leicht vorstellen, daß es in der Mitte unmöglich ist, eine Nähnadel einzufädeln. Zwar hat man noch von oben ein paar kleine schräge Oeffnungen anzubringen gesucht, sie helfen aber wenig, zumal da sie mit Gesträuch verwachsen sind. Seneca spricht schon von der dicken Finsterniß in dieser sogenannten Grotte. Zweitens verursacht die ewige Trockenheit der Höhle, daß sie immer mit Staub angefüllt ist. Oft werden Viehherden durchgetrieben, und dann ist der Staub ganz unerträglich. Dabei befürchtet man, in der Mitte alle Augenblicke an andere entgegenkommende Wagen zu rennen,

oder Fußgänger an die Mauer zu quetſchen. Kurz, man iſt herzlich froh, wenn man glücklich hindurch iſt. Daß dieſer ſonderbare Weg blos angelegt worden ſei, um nicht über den Berg oder am Meeresufer fahren zu müſſen, kann ich mir nicht vorſtellen. Gewiß haben diejenigen Recht, welche vermuthen, daß man anfangs zum Bauen Steine und Sand aus dem Berge geholt, daß nach und nach eine immer tiefere Höhle entſtanden, bis man endlich auf den Einfall gerathen, ſie vollends durch zu graben. Sie war auch in den älteſten Zeiten weit niedriger. Mehrere Könige und Vicekönige haben ſie erweitert, erhöht, gepflaſtert, und vor allen Dingen — mit einer Kapelle verſehen, in welcher, da ſie gerade in der Mitte angebracht iſt, natürlich nur bei brennenden Lichtern gebetet werden kann. Der Einſiedler, der hier wohnt, ſollte eigentlich immer ein Blinder ſein, da er ſeiner Augen hier gar nicht bedarf. — Hat man die Grotte verlaſſen, ſo fährt man rechts zum See Agnano hinab. Man hält das Bett dieſes Sees für einen ausgebrannten Vulkan; andere meinen, es habe vormals ein Landhaus des Lucullus hier geſtanden. Jenes will man durch die ſchwefelichten Ausdünſtungen und das Kochen des Waſſers, dieſes durch noch vorhandene Trümmer beweiſen. Was mich betrifft, ich habe weder das Waſſer kochen, noch auch Trümmer geſehen, ſondern nichts als einen ſchönen See, auf dem wilde Enten waren, die niemand ſchießen darf, als der König. Den Schwefeldunſt habe ich freilich auch gerochen, aber er ſchien mir nicht aus

dem See zu ſteigen, denn dicht am Ufer liegt die Hundsgrotte, und wenig Schritte davon das Schwitzbad irgend eines Heiligen. Die berühmte Hundsgrotte iſt ein bloßes Loch im Berge, durch eine elende hölzerne Thüre verſchloſſen. Die ſogenannte Schwefelhöhle bei Pyrmont iſt weit ſchöner, und die Wirkung des Ganzen dort eben ſo ſtark. Man martert einen armen Hund, indem man ihn bei allen vier Beinen faßt, auf den Boden der Grotte legt, und ſeinen Kopf niederdrückt. In wenig Augenblicken fängt er an ſtark zu athmen, und, wenn er halb todt iſt, wirft man ihn heraus, auch wohl in den See, wo er ſich bald wieder erholt. Es iſt ein unangenehmes Schauſpiel, und die Hunde, welche ausdrücklich zu dieſem Experiment gehalten werden, haben vom Schickſale wohl das härteſte Los empfangen. Thiere quälen iſt immer ein Verbrechen, aber ſie vollends blos darum zu quälen, damit ein neugieriger Reiſender überzeugt werde, es ſteige hier eine ſchädliche fixe Luft aus dem Boden, das ſollte die Regierung nicht dulden; der Reiſende darf ſich ja nur bücken, und die Naſe an den Boden halten, ſo wird er's ſchon riechen. Oder er begnüge ſich mit dem zweiten Experiment, wo der Führer eine Fackel anzündet; die Flamme lodert hell, ſobald er ſie aber gegen den Boden hält, verliſcht ſie augenblicklich. Er wiederholt das öfter, und es ſieht in der That recht artig aus, koſtet auch weder Menſchen noch Vieh einen ſchweren Athemzug. — Das Schwitzbad zu beſuchen will ich Niemanden rathen, der empfindliche Nerven

hat. Eine gewölbte kleine Kammer ist über einem Schlunde erbaut, der stets raucht, und einen erstickenden Schwefelgeruch ausdampft. Für manche Krankheit soll das Bad doch sehr heilsam sein, und das glaube ich gern; nur meine ich fast, es sei besser krank zu bleiben, als hier alle Tage Stunden lang zu ersticken.

Durch sehr rauhe Wege kehrt man vom See Agnano auf die Landstraße von Puzzuoli zurück. Hat man das Meeresufer erreicht, so stößt das Auge an die kleine Insel Nisida, eigentlich nur ein kleiner Berg, der sich von allen Seiten steil aus dem Meere erhebt, grün bewachsen ist, und einen artigen Anblick gewährt. Er soll vormals mit dem festen Lande zusammen gehangen, und zu der Villa des Lucullus gehört haben. Im Mittelalter hieß diese Insel San Salvadore. Constantin der Große — so nennen ihn die Mönche — schenkte ihn den Mönchen. Jetzt ist eine kleine Quarantaine daselbst errichtet. Kauffartheischiffe werden in dieser Absicht dahin gesandt. Schiffe habe ich auch wirklich da liegen sehen, aber was die Quarantaine betrifft, so hält man es, für einige Piaster, damit nach Belieben. Das merkwürdigste von dieser Insel ist, daß ein junger Frankfurter Kaufmann, Namens Estermann, (wo ich nicht irre) sie gekauft hat, und kultiviren will. Der Einfall ist um so sonderbarer, da die Luft daselbst schon bei den Alten durch ihre Ungesundheit übel berichtigt war. Auch wird manches Jahrzehend verstreichen, ehe sein Kapital sich verzinsen wird.

Bei Fortsetzung des am Seeufer angenehm sich hinziehenden Weges erblickt man nun auch den Neuenberg (monte nuovo), an dem gar nichts zu sehen ist, denn er sieht aus wie alle andere Berge. Daß er erst vor ein paar hundert Jahren plötzlich entstanden, soll ihn merkwürdig machen; aber ich meine, alle die Berge hier herum sind gleichen Ursprungs, hundert Jahre früher oder später, das kommt auf eins heraus.

Jetzt halten wir vor dem Thore von Puzzuoli, steigen aus, und klimmen rechter Hand zu Fuß einen sanft abhängigen Hügel hinauf, bis man uns ein Thor öffnet, welches sich von allen andern Thoren in der Welt dadurch unterscheidet, daß es nicht irgend ein Gebäude, sondern eine große runde Ebene verschließt, die rings umher mit steilen nackenden Felsenwänden eingefaßt ist. Dampfte, beim Eintritt in dieses Thor, dem Reisenden nicht Schwefelgeruch entgegen, so würde er nie glauben, der fürchterlichen Solfatara so nahe zu sein, denn was er sieht, verkündigt eher einen Park, als eine unterirdische Werkstatt der Hölle. Freilich überzeugt der erste Blick, den man umher wirft, daß hier vormals der Krater eines feuerspeienden Berges gewesen, aber man wandelt lange Zeit recht lieblich einen geschlängelten Fußpfad, zwischen Kastaniengebüsch, und nur der kleinste Theil dieser Ebene, zu welchem man erst zuletzt gelangt, ist nackt und graulich anzuschauen. Sobald man aus dem Gebüsch heraustritt, macht man Halt, um einem Kerl zuzusehen, der einen

großen Stein hebt, und ihn mit aller Gewalt gegen den Boden wirft. Sogleich bebt die Erde, und ein dumpfes unterirdiſches Rollen beweiſt, daß man nur auf dünner Rinde wandelt, welche ewige Gluten deckt. Das Experiment, welches öfter wiederholt wird, iſt ein wenig ängſtlich anzuſehen und anzuhören. Man kann ſich des Gedankens nicht erwehren, daß das dünne Gewölbe, immer an einer und derſelben Stelle geſchlagen, doch endlich einmal durchbrechen möchte, zumal wenn man weiß, daß viele Naturkundige mit Gründen behaupten, dieſer Vulkan ſei noch gar nicht ausgebrannt, ſondern werde gewiß einſt plötzlich ſeine Stelle unter den aktiven Vulkanen wiederum einnehmen. — Der Rauch, den man hie und da hervorquillen ſieht, gibt dieſer Vermuthung noch mehr Wahrſcheinlichkeit. Einige Schritte weiter ſtößt der Führer eine Schaufel in den Boden, holt ein wenig Erde heraus, und muthet dem Reiſenden zu, die Hand darauf zu legen, welches dieſer thun mag, wenn er Luſt hat, ſie zu verbrennen. Die ganze Bergwand an dieſer Seite raucht; ein dicker Qualm aber erhebt ſich aus einem Schlunde, den man mit einer Mauer eingefaßt hat. Ein Blick hier hinein iſt ein Blick in die Hölle. Zwar ſieht man keine Flammen, aber man pflegt eine große Menge Ziegel hinein zu werfen, damit der Schwefel ſich daran hängen ſoll, der in den Monaten Juli und Auguſt eine reiche Ernte gibt. Dieſe mit goldgelbem Schwefel dick überzogenen, und im dickſten Rauche liegenden Ziegel, ſehen natürlich aus, als ob ſie

glühten, und die große Hitze, die man in der Nähe ſpürt, macht die Täuſchung vollkommen. — Weiter iſt auf dieſer gräßlichen Ebene nichts zu ſehen. Man iſt froh, wenn man ſie wieder im Rücken hat.

Der Cicerone geleitet den Fremden durch einen weit unbequemeren Fußſteig wieder herab, um ihm einige Pflaſterſteine zu zeigen, die er via appia nennt, und mehrere alte Mauern, die er für römiſche Paläſte ausgibt. Endlich erreicht man das Amphitheater, welches faſt eben ſo groß war, als das Coliſeum zu Rom, deſſen Trümmer aber bei weitem nicht ſo merkwürdig ſind. Inwendig iſt alles mit Erde und Bäumen bedeckt, und der Hügel, von welchem man die Arena betrachtet, iſt ein künſtlicher Hügel, dem die ehemaligen Sitze des Volks zur Unterlage dienen. Weiß man nichts davon, ſo wird man inwendig nie errathen, daß man ſich in einem berühmten Amphitheater befindet. Eine demüthige Weinbergshütte ſteht auf dem Platze, wo einſt, nach Sueton's Erzählung, ein ſtolzer Senator ſich beleidigt fand, daß man ſeiner im Gedränge nicht achtete, und dadurch ſogar ein Geſetz Kaiſer Auguſt's veranlaßte. Jetzt iſt hier keine Rangſtreitigkeit, der Winzer lebt mit ſeinen Schweinen und Kühen in vollkommener Gleichheit und Eintracht, und die Behältniſſe, in welche man vormals wilde Thiere ſperrte, dienen ihm zu Kellern und Ställen. Von außen ſind noch einige Portiken und Corridors ziemlich wohl erhalten, aber man hat ſie durch einige Kapellen verunreinigt, und eine neuere In-

ſchrift erzählt, daß der heilige Januarius hier eine Märtirerkrone errungen.

Ziemlich unbefriedigt ſetzt man die Wallfahrt fort, und hofft auf den Tempel der Diana, der nun erſcheinen ſoll. Lieber Himmel! da drüben im Weinberge ragt ein Stück altes Gemäuer hervor, das iſt der Tempel der Diana. Man könnte es eben ſo gut mit jedem andern Namen taufen. Vielleicht iſt der Tempel des Neptun merkwürdiger? — Ach nein! da liegt er gerade gegenüber. Der Trümmer ſind ein wenig mehr, aber nichts verräth ſeine alte Beſtimmung. Cicero ſagt irgendwo: »Da liegt Puzzuoli vor uns, aber wir ſehen nicht unſern Freund Avienus, der vielleicht in dieſem Augenblick unter den Porticus des Neptun ſpaziren geht.» — Jetzt iſt da kein Porticus, wo man ſpaziren gehen kann, ſondern blos ein gemeiner Taubenſchlag klebt an der Mauer, die einſt den Cäſar opfern ſah, als er in den Krieg gegen Antonius zog.

Ich mag den Leſer nicht ermüden, indem ich ihm einen Katalog der prunkenden Namen liefere, die hier alten Steinhaufen beigelegt werden. Man geht noch an allerlei dergleichen vorüber. Bald ſoll es ein Landhaus des Cicero, bald ein Tempel der Nymphen ſein. Des Beſchauens werth iſt nur der Tempel des Jupiter Serapis, von dem noch drei ſtehende und einige liegende Säulen, zweiundzwanzig Kammern ringsumher, ein ſchöner, mit weißen Marmor-Quadern gepflaſterter Fußboden, eine runde Erhöhung zum Opfern, Ringe von Bronze, an welche die

Opferthiere gebunden wurden, und mehrere Trümmer zu sehen sind. In diesen Kammern harrten einst die Kranken auf weissagende Träume. Hätte der König nicht zweiundzwanzig der schönsten Säulen wegbringen lassen, so würde dies schöne Denkmahl des Alterthums noch weit imposanter sein. Es ist erst vor fünfzig Jahren entdeckt worden, und lag vermuthlich lange unter Meereswellen begraben, denn die Meerwürmer, die man deshalb Lithophagen nennt, haben bis zu einer gewissen Höhe die Säulen sehr zerfressen.

Im Vorbeigehen mag man zuletzt noch einen Blick auf die Ruinen des alten Molo werfen, den man gewöhnlich die Brücke des Caligula nennt, und dabei das Märchen erzählt, Caligula habe sie bis Bajä hinüber fortbauen wollen. Jetzt scheint es nur noch, als habe man große Steine in gerader Linie, gleichsam um einen trocknen Steg zu machen, in die See geworfen. Es ist gar nichts davon zu sehen; und fast möchte ich behaupten, das sei der Fall mit zwei Dritteln aller solcher Ruinen, welchen blos Erinnerung und Ehrfurcht vor dem Alterthum noch eingebildeten Werth leihen können.

---

2. Theater zu Neapel.

Als ich hier zum ersten Male das Theater besuchte, welches das Florentiner (dei Fiorentini) genannt wird (nach der Straße, in welcher es liegt), da hatte man ein neues Stück angekündigt: Maxwell und Malwin.

Die Deutſchen müſſen nicht glauben, daß die Komödienzettel in Italien ſo unterrichtend ſeien, wie bei uns; in Neapel werden vollends gar keine gedruckt, ſondern man begnügt ſich, an beiden Eingängen der Straße, in welcher das Theater befindlich, eine hölzerne Tafel an einem Stricke ſo aufzuhängen, wie an mehrern Orten die Laternen aufgehängt werden, nämlich über der Mitte des Weges in der Luft ſchwebend. Auf dieſer Tafel ſteht mit großen Buchſtaben geſchrieben: 1. der Name des Theaters, 2. der Titel des Stücks, 3. der Tag der Aufführung, allenfalls noch mit hinzugefügter Stunde des Anfangs. Endlich ſteht zuweilen, aber ſelten, ganz unten noch eine kleine Bemerkung, zum Exempel: mai più ripresentata (iſt noch nie geſpielt worden), oder auf allgemeines Verlangen wiederholt, und dergleichen. Außer dieſer ſchwebenden lakoniſchen Einladung ſind nur noch ein paar dergleichen auf einigen Hauptplätzen Neapel's an die Mauer geheftet. Man erfährt alſo durchaus nichts, als den trockenen Titel des Stücks. Wer der Verfaſſer und ob es Original oder Ueberſetzung? welche Perſonen darin vorkommen? wer die Rollen ſpielt? was die Entree koſtet? u. ſ. w. von alle dem kein Wort. Man muß geſtehen, daß wir Deutſche es in Komödienzetteln viel weiter gebracht haben; bisweilen liegt ein wahrer Schatz von Kenntniſſen in unſern Komödienzetteln, und ich getraue mich zu behaupten, daß ein Philoſoph wie Voltaire's Zadig aus ihnen vielleicht die Sitten und den Charakter der Einwohner größtentheils

errathen könne, in deren Mitte sie gedruckt worden. Hält man mich beim Wort, so vergönne man mir eine kleine Abschweifung: aus einem Berliner Komödienzettel zum Exempel schließe ich: daß die Berliner ihren König ehren — daß sie das Neue lieben — daß sie ein wenig bequem sind — daß sie Bescheidenheit zu schätzen wissen — daß sie die Sitten der Franzosen nicht angenommen haben — daß sie gern zukünftige Dinge vorher wissen mögen — daß sie Gastfreiheit üben — und Gott weiß, was sich noch alles daraus entziffern ließe. Hier ist der Beweis: die Berliner ehren ihren König, denn — ich lese, daß zur Feier seines Geburtsfestes ein Prolog gesprochen wird. Sie lieben das Neue, denn — sonst würde man bei neuen Stücken die Bemerkung nicht hinzufügen, daß es zum erſten Male gegeben werde. Sie sind bequem, denn — sie lassen sich nicht blos unterrichten, wann das Stück anfängt, sondern auch, wann es aufhört, damit sie sicher sind, daheim den Tisch gedeckt zu finden. Sie schätzen Bescheidenheit, denn — der berühmte Iffland läßt seinen Namen ohne Herr drucken. Sie haben die Sitten der Franzosen nicht angenommen, denn — wenn sie um sechs Uhr zu Mittag speiseten, so könnte das Schauspiel nicht um halb sechs Uhr seinen Anfang nehmen. Sie mögen gern zukünftige Dinge vorher wissen, denn — das Repertorium der ganzen Woche wird ihnen für sechs Pfennige feil geboten. Sie üben Gastfreiheit, denn — alle Augenblicke findet man Gastrollen angezeigt. Was läßt sich gegen meine

Schlüſſe einwenden? in Neapel muß ich es wohl bleiben laſſen, dergleichen zu drechſeln; da ſitze ich und erwarte mit gebührender Reſignation die neue Bekanntſchaft der Herren Maxwell und Malwin. Aber ſiehe da, es ſind alte Bekannte, ich erinnere mich ihrer, ſo bald der Vorhang aufgerollt worden, es iſt der Opfertod, eines von meinen vielen Kindern, die, bald gehätſchelt, bald gemißhandelt, in der weiten Welt herum laufen. Dieſes hier durfte ſich eben nicht über Mißhandlung beklagen; das Stück war treu und gut überſetzt, wurde brav geſpielt, herzlich aufgenommen, und mußte, obgleich ſchon eine andere Vorſtellung angekündigt war, am andern Tage wiederholt werden.

Nur drei kleine Veränderungen hatte man ſich zu machen erlaubt, und dieſe Veränderungen ſind es eben, um deren willen ich der ganzen, übrigens unbedeutenden Begebenheit erwähne, denn ſie ſcheinen mir eben ſo viele Charakterzüge der Italiener. Im erſten Akt hat man die Scene weggelaſſen, wo der hungernde Vater die Semmel in ſeines Kindes Hand gewahr wird, und, vom Hunger überwältigt, einigemal im Begriff ſteht, ſie ihm zu entreißen, allein ſein Bedürfniß bekämpft, als er hört, daß ſein guter Knabe ſelbſt halb verſchmachtet iſt. Eine ſolche Darſtellung iſt alſo dem Volke zu ſtark, in deſſen Mitte einſt Ugolino verhungerte. Auf allen ihren Straßen ſehen ſie täglich die ſcheußlichſten Scenen des Elends, und gehen ungerührt vorüber, aber auf der Bühne werden ſie

zu ſehr davon angegriffen. Ich habe in Deutſchland ähnliche Urtheile darüber gehört: ich kann mir aber nicht helfen, ich rechne die Scene doch immer unter die beſten, die ich jemals geſchrieben, oder vielmehr empfunden habe, und wer weiß, was man davon ſagen würde, wenn ſie in einem Stücke von Shakeſpeare vorkäme, deſſen Lear übrigens weit gräßlicher iſt.

Die zweite Veränderung iſt ein Zuſatz. Ich habe nämlich zu Anfang des zweiten Akts einen öffentlichen Garten geſchildert, in welchem ſpazirt, geſpielt, gegeſſen, getrunken, kurz alles das getrieben wird, was an ſolchen Orten getrieben zu werden pflegt. Bei mir erſcheinen jedoch aus guten Urſachen lauter Mannsperſonen, auch greifen die einzelnen, dem Scheine nach abgeriſſenen Scenen alle in das Ganze ein. Das war dem Italiener zu einförmig. Mit dem Geſchmack ſeiner Nation vertraut, ſetzte er auch zwei Damen an ein Tiſchchen, welche ſich von der Eiferſucht ihrer Männer unterhalten. Ob das übrigens ieher paſſe oder nicht? ob es den Zuſammenhang zerſtückle oder nicht, das gilt ganz gleich.

Die dritte Veränderung iſt abermals ein Zuſatz. Bei mir rettet ein biederer Packträger den unglücklichen Marwell aus den Wellen der Themſe, und ſchlägt jede Belohnung edelmüthig aus. Das war dem Italiener nicht genug. Bei ihm macht er noch die ſilbernen Schnallen aus den Schuhen und bezahlt damit dem hartherzigen Hausherrn Marwell's ſchuldige Miethe. Ich wiederhole es: dieſe drei Ver-

änderungen kommen mir so charakteristisch vor, daß sich die wichtigsten Resultate daraus herleiten lassen. Ein Volk, das nur durch romantischen Edelmuth gerührt wird, ist des wahren Edelmuths selten fähig: einem Branntweintrinker schmeckt der Wein nicht. Wer Scenen des höchsten Elends — hier ein gewöhnliches Straßenschauspiel — auf der Bühne nicht sehen mag, der beweist, daß er auf der Straße sein Auge davor verschließt, und in der That ist das der Fall. Nur ein Beispiel unter tausenden. Ich ging eines Tages auf dem Molo spaziren, es hatte ziemlich stark geregnet, das Pflaster war feucht und schmutzig. Ein Knabe von etwa dreizehn Jahren lag ganz nackend in der Mitte der Straße, denn ein paar handbreite Lumpen, die seine Schamtheile bedecken sollten, aber nicht bedeckten, kann ich für keine Bekleidung gelten lassen. Er lag da in sich gekrümmt, der Kopf ruhte auf dem Pflaster, er richtete sich nie auf, bettelte auch nicht eigentlich, sondern wimmerte blos. Viele hundert Menschen gingen an ihm vorüber — ich habe genau Achtung gegeben — die meisten sahen gar nicht hin, sondern setzten ihr Gespräch fort, als ob sie gar nicht ahneten, daß dies nackte wimmernde Wesen ein Mensch sei. Die Wenigen, die hin sahen, thaten es weder mit Mitleid noch mit Ekel, sondern mit dem unbefangenen Blicke, den man zu haben pflegt, wenn das Auge zufällig auf einen gleichgiltigen Gegenstand fällt. Auch mehrere Mönche, die immer sechs oder acht Mann hoch paarweise spaziren gehen, streiften mit ihren Kutten an seine Blöße (ja wahrlich! so nahe gingen sie vorüber), aber ihre

frommen ſchielenden Blicke ſahen das verſchmachtende Kind nicht, und auf ihren dummen Geſichtern war eben ſo wenig zu leſen, als auf dem Hintertheil eines Menſchen. — Doch ich breche hier ab. Der lebhafte Unmuth wägt die Worte nicht.

Die Schauſpielergeſellſchaft der Florentiner iſt gerade nicht vortrefflich, aber doch gut. Der alte Pinotti zeichnet ſich ganz beſonders aus; er dürfte in komiſchen und treuherzigen Rollen ſich mit den beſten unſerer deutſchen Schauſpieler meſſen (etwa Iffland und Weidmann ausgenommen), auch iſt er ein großer Liebling des Publikums, dem ein frohes Gemurmel entſchlüpft, ſo oft er erſcheint. Die erſte Liebhaberin iſt etwas zu alt und auch ein wenig manierirt. Der erſte Liebhaber hat mir beſſer gefallen, als er den Neapolitanern zu gefallen ſcheint. Sie können ihn nicht leiden, ich weiß nicht, warum. Er hat die ſchwere Rolle des Maxwell, bis auf einige Kleinigkeiten, ſehr brav dargeſtellt. Eines Tages darauf ſah ich den Hausverkauf von Düval, und noch ein anderes Stück aus dem Franzöſiſchen: das Geheimniß und die Eiferſüchtige (das letzte wird in Berlin als Oper, blos unter dem Titel: das Geheimniß, geſpielt), man ſieht, daß die Italiener ſich blos mit Ueberſetzungen behelfen, denn außer ihrem matten Federici haben ſie keinen jetzt lebenden Originaldichter. Es verſteht ſich, daß ich nur vom Luſtſpiel und Drama ſpreche; denn die tragiſche Muſe hat Italien mit einem ihrer Lieblinge, Alfieri, beſchenkt.

Das Vergnügen, welches man im Theater der Florentiner genießen könnte und wirklich genießt, wird sehr durch die Lebensgefahr verbittert, der man sich beim Hinein- und Herausgehen Preis geben muß. Man denke sich eine Straße, in der es nur zwei neapolitanischen Kutschern möglich ist, einander auszuweichen, wobei sie nicht umhin können, die Bäuche der an die Wand gepreßten Fußgänger zu streifen. »Was kümmert das mich?« möchte Jeder denken, der Geld genug hat, einen Wagen zu bezahlen, »ich fahre, und kehre mich den Henker daran, ob meine Räder ein halbes Dutzend Menschen zerquetschen oder nicht.« — Mit Erlaubniß, Herr Egoist, auch das Fahren schützt Ihre eigene werthe Person noch lange nicht. Ich bin das erste Mal auch gefahren, aber — die enge Straße ist zugleich sehr abhängig und mit wohlbehauenen Quadersteinen gepflastert; da muß der Wagen sehr leicht sein, wenn die Pferde vermögend sein sollen, ihn aufzuhalten. Die armen Thiere straucheln und schurren alle Augenblicke, und ich war keine zwanzig Schritte entfernt, als das eine derselben stürzte und fürchterlich schnaubend unter der Deichsel lag. Wir mußten über Hals über Kopf aus dem Wagen springen, und froh sein, so abzukommen. Seitdem zog ich das Zufußegehen vor, es ist doch minder ängstlich. Da läßt man sich nun durch den Bedienten eine Fackel vortragen, aber diese Fackel muß schon ausgelöscht werden, wenn man wenigstens noch fünfzig Schritt vom Theater entfernt ist, vermuthlich, weil man unmöglich mit einer brennenden Fackel den gedrängten

Haufen durchſchneiden könnte, ohne den Leuten die Haare und die Kleider zu verſengen. Man könnte auf dieſe Weite von fünfzig Schritten die Fackel auch wohl recht gut entbehren, wenn nur das Polizeigeſetz befolgt würde, welches verordnet, daß auch kein Wagen weiter als bis zur Straßenecke fahren ſoll. Dies Geſetz hat aber das Schickſal aller Polizeigeſetze: Anfangs iſt darüber gehalten worden, jetzt kehrt ſich Niemand mehr daran, wenigſtens glaubt der vornehme Uebermuth ſich davon dispenſiren zu können; man hat alſo mit Pferdeköpfen und Deichſeln und Rädern bei jedem Schritte zu kämpfen. Hat man ſich endlich bis zum Eingange durchgeſchlagen, ſo findet man einen Gang und eine Treppe, beide höchſtens fünf Fuß breit. Durch dieſe Schlucht wälzt ſich der ganze Menſchenſtrom auf und nieder, und dieſe Schlucht iſt der einzige Aus- und Eingang. Sollte einmal Feuer hier auskommen, ſo lege ſich nur jeder ruhig in ſeiner Loge nieder, und laſſe ſich ſchmoren, an Rettung iſt nicht zu denken. So iſt eins der königlichen Haupttheater beſchaffen.

Das Inwendige iſt eben nicht groß, aber recht artig; fünf Reihen Logen erheben ſich über einander. Das Ganze hat, wie hier alle Theater, die Geſtalt eines Hufeiſens, und ich glaube in der That, daß dieſe Form wohl die beſte ſein mag. Es wird viel Raum dadurch gewonnen, und man kann überall gut ſehen. Die Dekorationen ſind ſehr mittelmäßig, der Vorhang bedeckt nicht einmal ganz die Bühne; man wird auf beiden Seiten, durch einen mehr als hand-

breiten Raum, ſehr deutlich die erſten Couliſſen gewahr. Da haben denn freilich die Schauſpieler nicht nöthig, ſich große Löcher in den Vorhang ſelbſt zu reißen. — Die Hitze iſt unausſtehlich. Eine große runde Oeffnung in der Decke würde dieſer Beſchwerde abhelfen, wenn man ſie nicht gleich verſchlöſſe, ſo bald der Kronleuchter hinaufgezogen worden. Oeffnet man die Loge, ſo iſt der Zug unleidlich. — Von der ſehr guten Opera buffa, welche hier auch gegeben wird, will ich, um nicht zu lange bei einem Gegenſtande zu verweilen, an einer andern Stelle reden.

Das Theater San Carlo. Das erſte in Neapel und das größte in Europa. Ich habe es erſt ein einziges Mal geſehen, aber in ſeiner ganzen Pracht. Es war am Feſte des Heiligen, der ihm den Namen geliehen. Die königliche Familie hatte ſich im größten Prunk eingefunden. Die Prinzeſſinnen flimmerten von Diamanten. Alle Logen waren mit geputzten Damen garnirt, welche alles, was ſie nur von Brillanten hatten auftreiben können, an dieſem feſtlichen Tage zur Schau trugen. Hier galt es, *geſehen zu werden*, und dieſer höchſte weibliche Genuß war hier in ſeiner ganzen Fülle zu erreichen, denn an der Brüſtung jeder Loge prangte ein vergoldeter Wandleuchter, und auf jedem derſelben flammten drei Wachsfackeln. (Ich ſage mit Fleiß *Fackeln*, nicht *Lichter*.) Da nun das Haus in ſechs Reihen achtundneunzig Logen zählt, ſo kann man ſich vorſtellen, daß zweihundert vierundneunzig Wachs*fackeln*, verbunden mit der gewöhnlichen Beleuchtung der

Kronleuchter u. ſ. w., einen künſtlichen, aber hellen Tag ſchufen. Vormals waren noch obendrein die Logen von außen mit Spiegeln bekleidet, aber das ſoll, wie natürlich, ſo ſehr geblendet haben, daß man jetzt, ſtatt der Spiegel, eine einfache und geſchmackvolle Malerei, grau in grau gewählt hat: Genien, die Blumenguirlanden halten, dazwiſchen Adler und Leiern, das Ganze mit niedlichen Arabesken verziert. Nur der Plafond iſt bunt, viel zu bunt, und ſehr mittelmäßig gemalt. Das gewaltig große Parterre, in dem kein Unterſchied ſich befindet, iſt in lauter Sitze mit Armlehnen abgetheilt, die faſt zu breit und bequem ſind, und verurſachen, daß weniger Menſchen Platz haben, als ſonſt der Fall ſein würde. Jetzt kann man, vermittelſt dieſer Sitze, ſehr leicht berechnen, wie viel Menſchen das Theater faßt: höchſtens dritthalbtauſend. Die allzuſtarke Beleuchtung würde den Dekorationen Schaden gethan haben, wenn ſie nicht ohnehin mittelmäßig wären. Der Vorhang iſt ſogar unter der Kritik, und Niemand kann errathen, was das darauf befindliche Gemälde vorſtellen ſoll.

Daß die königliche Familie gegenwärtig ſein werde, wird zwar nie auf der Anſchlagstafel ausdrücklich verkündigt, aber Jedermann weiß es, ſo bald darunter ſteht: der Anfang iſt um vierundzwanzig Uhr. Daraus folgt indeſſen noch nicht, daß das Spektakel wirklich um dieſe Zeit ſeinen Anfang nehmen werde, denn die königliche Familie nimmt durchaus keine Rückſicht auf das Publikum, ſondern kommt,

wenn es ihr beliebt. Zuweilen zwei Stunden ſpäter, zuweilen auch wohl eine halbe Stunde früher. Beides ſteht nicht fein.

Es war eine Opera seria angekündigt, von der ich ſprechen werde, ſo bald ich ſie geſehen habe; denn da es dem erſten Tenor beliebt hatte, einige Tage vorher ſpaziren zu reiten und faſt den Hals zu brechen, ſo mußte am prächtigen Sanct Karl's Feſte die kleine Opera buffa aushelfen, zu großer Unzufriedenheit der Neapolitaner. Man begann das Schauſpiel mit einem prächtigen Ballet in fünf Akten, und ſiehe da, wiederum ein alter Bekannter, nämlich meine Sonnenjungfrau zum Ballet umgeſchaffen. Die einzige ſehr alberne Veränderung beſtand darin, daß man, ſtatt Rolla, einen engliſchen Geſandten eingeführt, auch Alonzo zum Engländer gemacht hatte. In dem Geſandten erkannte er einen alten Freund, und der ließ engliſche Truppen mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen anrücken, welche das liebende Paar befreiten. Auch das Kind, welches die Sonnenjungfrau noch in ihrem Schooße trägt, hatte der Herr Balletmeiſter hervor gezaubert; es war ein artiger Knabe von vier oder fünf Jahren, der durch ſeine rührende Pantomime großen Eindruck auf die Herzen der Zuſchauer machte. — Die neapolitaniſchen Gardeſoldaten ſind vortrefflich zu gebrauchen, nämlich auf dem Theater, denn am Schluße des Ballets war ihnen ein artiger marſchirender Tanz einſtudirt, in welchem ſie, nach einzelnen Schlägen einer Trommel, eine große Mannigfal-

tigkeit von Figuren, Kreuze, Zirkel, Quadrate, schiefe und gerade Linien mit großer Fertigkeit bildeten. Immer schlangen sich die Tänzer und Tänzerinnen zwischen ihnen hindurch; bald hatten sie die Bajonette auf die Flinten gepflanzt, bald nahmen sie dieselben wieder ab, und die Tänzerinnen steckten ihnen Palmenzweige darauf. Die ganze Spielerei nahm sich sehr artig aus, und die fünfzig oder sechzig Mann, deren keiner unter sechs Schuh maß, in knapper englischer Uniform, gewährten dem Auge einen schönen Anblick. — Die erste Tänzerin, Signora Trabattoni, tanzt nicht übel, ist aber eine kleine, sehr dicke Person, deren ungeheurer Busen unaufhörlich quabbelt, und sie durch seine Schwere aus dem Gleichgewicht zu bringen droht. Der erste Tänzer, ein windiger Franzose, Beaulieu, der den Neapolitanern weiß gemacht hat, er sei einer der ersten Pariser Operntänzer (von dem ich aber in Paris nichts vernommen habe), ist ein ganz unbedeutender Mensch, und erhält dennoch für seine alltäglichen Sprünge — horribile dictu — sechstausend Dukaten Gehalt, sammt mehreren Emolumenten. Der Balletmeister heißt Gaetano Gioja, ist vormals eine Zeit lang in Wien gewesen, wo seine Kunst, so viel ich weiß, auch keine Bewunderung erregt hat.

Es ist eine sonderbare, aber für den Zuschauer sehr angenehme Mode, daß man in Italien zu einer Opera seria immer zwei Ballets gibt, ein heroisches und ein komisches. Zwar begreife ich nicht, wie man das ewige Einerlei

dieſer Pas und Sprünge nicht endlich müde wird, denn hat man in ſeinem Leben ein Solo tanzen ſehen, ſo hat man für ewige Zeiten alle geſehen; aber eine gute Pantomime iſt allerdings eine frohe und geiſtreiche Unterhaltung. Nur Schade, daß die eigentliche Pantomime immer mehr und mehr in Verfall geräth, die Balletmeiſter fühlen ſelbſt, daß ſie nichts davon verſtehen, ſie müſſen immer große Bücher drucken laſſen, weil ſonſt Niemand weiß, was ſie haben wollen; und außer den ſogenannten Argumenten (ſo nennen ſie drollig genug den Plan des Ballets) müſſen ſie ſogar noch ihre Zuflucht zu allerlei transparentem Geſchreibſel auf der Bühne ſelbſt nehmen. Ein gut gedichtetes Ballet muß verſtändlich ſein, ohne irgend einige Zuthat; dergleichen waren Alcina und das Waldmännchen, die vor einigen Jahren in Wien entzückten, von Traſieri, dem beſten Balletmeiſter, den ich in dieſer Hinſicht kennen lernte. — Das heutige komiſche Schlußballet ſoll gleichfalls ganz Wien entzückt haben — wenigſtens behauptet ſolches Herr Gioja — es heißt: der Schneider-Vormund, und iſt allerdings drollig, zumal da die Begebenheit ſich wirklich hier in Neapel zugetragen haben ſoll. Ein junger Offizier liebt das ſchöne Mündel eines Schneiderleins, vom langfingrigen Vormund ſelbſt zur Hausfrau erkoren. Der Offizier miethet ein Zimmer im nächſten Hauſe, Wand an Wand mit der Kammer ſeiner Schönen. Eine verborgene Thür wird praktizirt, und Kleider werden davor gehangen, um ſie den Augen des

Eiferſüchtigen zu verſtecken. Auf dieſe Weiſe beſuchen ſich die Liebenden nach Gefallen. Eines Tages will ſich der muthwillige Jüngling den Spaß machen, ſeiner Schönen von ihrem Vormund ſelbſt das Maß zu einem neuen Kleide nehmen zu laſſen. Er putzt ſie vorher ein wenig vornehm heraus, und läßt dann den Schneider rufen, der natürlich ſeine Mündel ſogleich erkennt, dem es aber in's Geſicht mit gehöriger Impertinenz abgeläugnet wird. Um ſich zu überzeugen, läuft er ſchnell nach Hauſe, aber noch ſchneller ſchlüpft das Mädchen wieder hinüber, und ſitzt ganz ehrbar bei dem Strickſtrumpf. Man kann denken, zu welchen drolligen Szenen dieſer ſtete Wechſel Veranlaſſung gibt. Alles kommt dabei auf den Schneider an, der aber von einem Signor Laneri nur mittelmäßig geſpielt wurde. Es verſteht ſich, daß die Bühne der Länge nach in zwei Theile getheilt iſt, und man folglich in zwei Zimmern zugleich die Handlung vorgehen ſieht.

Das Theater San Carlo wird gewöhnlich einem Unternehmer (Impressario) überlaſſen; da aber die Künſtler und Künſtlerinnen ſo ungeheure Summen fordern und erhalten, auch noch jährlich mit ihren unverſchämten Forderungen ſteigen (wie das Beiſpiel des unbedeutenden Herrn Beaulieu beweiſt), ſo iſt es einem Unternehmer faſt nicht möglich, ohne ſeinen Schaden, das Publikum zu befriedigen. Daher fand ſich in dieſem Jahre auch Niemand, der es zu wagen Luſt hatte. Mehrere Edelleute mußten zuſammen treten, und ſich als Direktoren an die Spitze ſtellen.

Etwas läßt ſich doch zur Entſchuldigung der Menſchen beibringen, die ihre frivole Kunſt weit höher anſchlagen, als die erſten Staatsbeamten ihre Dienſte. Es gibt nämlich in Italien kein ſicheres Engagement, keine Penſion, keine Ausſicht für das Alter. Werden dem Sänger ſeine Kehle, dem Tänzer ſeine Beine untreu, ſo iſt er auch ſogleich ein Bettler, wenn er die Erntezeit nicht genutzt hat. Nicht einmal einige Jahre hinter einander darf der italieniſche Künſtler auf eine ſichere Verſorgung zählen, denn man engagirt hier nicht auf Jahre, ſondern nur auf Jahrszeiten. Sind dieſe verſtrichen, ſo muß der Künſtler wie ein Zugvogel weiter ziehen und ſein Futter ſuchen. Er iſt alſo nirgends zu Hauſe, kann ſeine Wirthſchaft nirgend einrichten, und braucht folglich mehr als jeder andere. Aus dieſer Urſache wäre die übermäßige Bezahlung ihm allerdings zu gönnen, wenn er wirklich etwas für künftige magere Jahre zurücklegte, aber davon gibt es nur ſeltene Beiſpiele, und gewöhnlich hört mit dem Singen und Tanzen auch das Wohlleben bei ihnen auf. — Im Theater San Carlo iſt das Wohlleben auch unter den Zuſchauern Sitte, und zwar während des Zuſchauens. Man begnügt ſich aber nicht mit den bei uns gewöhnlichen Buffets, ſondern in den Korridors, jeder Logenthür gegenüber, iſt ein Klapptiſch an der Wand angebracht, der aufgeſchlagen, und von den Bedienten der in der Loge befindlichen Herrſchaft mit Konfekt und allerlei Erfriſchungen beſetzt wird. Der Hitze wegen ſtehen alle Logenthüren offen, und es wird fleißig zugelangt.

Die Straße, in welcher das Theater San Carlo liegt, iſt nicht allein breit, ſondern auch der große Largo di Castello ſo nahe, daß die Wagen ſich bequem ſtellen können, und die Fußgänger den ſchmählichen Tod des Räderns nicht zu befürchten haben. Doch muß die königliche Familie, die jetzt in Portici wohnt, erſt weggefahren ſein, denn ihre Begleitung braucht gewaltig viel Platz. Die ſechs Pferde vor jedem Wagen ungerechnet, fährt der König nie ohne eine Bedeckung von zwölf Dragonern, eben ſo die Königin; der Erbprinz hat deren acht, und jeder andere Prinz oder Prinzeſſin wenigſtens ſechs. Man kann ſich alſo vorſtellen, daß da wenigſtens ſechzig Mann wohl berittene Dragoner zuſammen kommen, deren ein guter Theil mit Fackeln verſehen iſt, und daß Niemanden zu rathen ſein möchte, ſich früher heraus zu wagen, bis dieſe Armee ſich in Marſch geſetzt hat. Als ich das ſo mit anſah, mußte ich an den guten König von Preußen denken, den nur der Segen ſeiner Bürger nach Hauſe begleitet, und dem, wenn er ſpaziren reitet, ein einziger Reitknecht in einer ſo großen Entfernung folgt, daß man noch zweifeln muß, ob er zu dem König gehöre.

3. Der Hiſtorienmaler Schmidt.

Er iſt ein Penſionär von Heſſen-Darmſtadt, und man verſichert, er ſei einer der beſten, wohl gar der beſte Geſchichtsmaler in Neapel. Wenn das iſt, ſo bedaure ich die Kunſt, denn Herr Schmidt malt nicht übel, aber der

lebendige Athem des Genies iſt ſeinen Werken nicht eingehaucht. Zwar, eine ſchlafende Venus, die für ſein Meiſterſtück gehalten wird, iſt allerdings lieblich und von warmen Kolorit — (die Verkürzungen wage ich nicht zu beurtheilen) — aber der Amor, der daneben ſteht, iſt ein altkluger Junge, der ausſieht, als wollte er zu ſeiner Mutter ſagen: es iſt nicht geſund ſo lange zu ſchlafen. Dann hat ihm der Maler ein Paar Flügel angeſetzt, die ein Jagdkundiger in Verſuchung geräth für Habichtsflügel zu halten. Ich machte Herrn Schmidt dieſe Bemerkung, allein er behauptete, es wären Hühnerflügel, er habe ſie nach der Natur gemalt. Ich meine, Amor ſollte weder mit Habichts- noch mit Hühnerflügeln herumflattern.

Ein zweites Gemälde, auf das ſich der Künſtler viel zu gute thut, iſt Simſon, ruhend vom Kampfe mit den Philiſtern, dem Delila eine Schale zur Erquickung reicht. Er könnte das Bild eben ſo gut für einen jungen Herkules, und die Dirne für Dejaniren ausgeben, ja, die Handlung iſt ſo alltäglich, daß ſie noch auf unzählige Helden des Alterthums paſſen würde. Doch nein, Herr Schmidt hat geiſtreich dafür geſorgt, daß ein fleißiger Bibelleſer den Simſon erkenne, denn zu ſeinen Füßen liegt der berühmte Eſelskinnbacken, die maleriſche Waffe des tapfern Jünglings. Es gibt wohl ſchwerlich einen erbärmlichern Gegenſtand für die Kunſt, und wenn einmal ein Unchriſt dieſes Gemälde betrachtet, der nicht

das Glück hat, jenes Eſelswunder zu kennen, muß er nicht glauben, der ſchöne junge Mann ſtehe mit ſeiner Geliebten auf einem Schindanger? — würde man einem Tonkünſtler verzeihen, der, um Hirtenmuſik zu ſchildern, ein Kuhhorn ertönen ließe? — Der Held, der nicht mit dem Schwerte focht, bleibe lieber ungemalt, denn wenn die Einbildungskraft des Beſchauers ſtatt der Schwertſtreiche Ohrfeigen ſieht, ſo wird ihn ſelbſt Raphael's Pinſel in keine erhabene Stimmung verſetzen.

Herr Schmidt findet das nicht, und ſcheint überhaupt ſeinen eigenen Werth lebhaft zu fühlen; denn er zeigt noch ein drittes unvollendetes Gemälde, die Sabinerinnen, welche ſich mit ihren Kindern zwiſchen die kämpfenden Römer und Sabiner ſtürzen. Es iſt bunt und kalt wie eine gefrorne Fenſterſcheibe. Ich warf die Bemerkung hin, daß ich vor Kurzem denſelben Gegenſtand in Paris von David behandelt geſehen. Da meinte Herr Schmidt, David's Kompoſition ſei fehlerhaft, denn er habe die beiden Könige, Romulus und Tatius, zu Fuße gegeneinander geſtellt; da doch aus dem Livius und Plutarch erhelle, daß ſie zu Pferde geweſen. Nun muß ich ihm die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, ſeine Könige ſitzen wirklich zu Pferde, Romulus ſieht aus, als wolle er ſpaziren reiten, und den Leuten befehlen ihm Platz zu machen; Tatius ſchneidet ein Jammergeſicht. O großer David! fürchte nicht, daß ich mich ſo ſehr vergeſſen werde, eine Parallele zu ziehen. — Alles übrige abgerechnet, hat

Herr Schmidt noch den unverzeihlichen Fehler begangen, das Intereſſe zu theilen, denn bei ihm ſieht man nicht blos die ängſtlichen, um Frieden flehenden Weiber, man ſieht auch ſolche, die ihre erſchlagenen Gatten auf der Wahlſtatt finden, und ihren Tod beweinen. Noch obendrein ſind es Hauptfiguren. — Nebenwerk iſt freilich nur die Verzierung des Hintergrundes, aber ein Mann, der ſich ſo keck auf Livius und Plutarch beruft, hätte wiſſen ſollen, daß zur Zeit des Sabinerraubs, Rom nicht mit dieſen herrlichen Tempeln und Säulengängen von allen fünf Ordnungen prangte. Die erſten Tempel waren verzweifelt klein und unanſehnlich.

Landſchaften ſind nun vollends nicht Herrn Schmidt's Stärke. Eine Nacht, welche Jaſon's Flucht mit Medeen darſtellt, iſt weniger als mittelmäßig, obgleich der Künſter mit wahrer Vaterliebe davon ſpricht.

---

4. Rega.

So heißt ein vortrefflicher Steinſchneider, ein würdiger Nebenbuhler Pichler's, der vorzüglichſte, den vielleicht Europa jetzt aufzuweiſen hat. Ich habe Paſten bei ihm geſehen, die einen Winkelmann täuſchen könnten. Er ſchneidet auch Portraits, und man kann ſich von ihm, um den mäßigen Preis von fünfzig Unzen (etwas mehr als fünfzig Dukaten) verewigen laſſen. Die berühmte Lady Hamilton habe ich zweimal bei ihm geſehen; auch das Portrait des Landſchaftsmalers Hackert. Beide laſſen nichts zu

wünſchen übrig. Sein Vorrath von Köpfen in antikem Stil iſt anſehnlich, und der Anblick eines Jeden derſelben, zaubert in die ſchönſten Zeiten der griechiſchen Kunſt zurück. Iſt man ſo glücklich auch ſeiner Gattin vorgeſtellt zu werden, und von ihrer Beſcheidenheit zu erlangen, daß ſie ein paar Sonaten auf der Harfe ſpiele, ſo hat man gewiß einige der angenehmſten Stunden in Neapel zugebracht, denn ſie iſt ihrer Kunſt faſt eben ſo Meiſterin, als ihr Gatte der ſeinigen.

---

5. Der Ritter Caleagni.

Es wäre ſchlimm, wenn jeder Menſch nur einen einzigen Zweck hätte, den er unabläſſig verfolgte, ohne weder links noch rechts zu ſchauen. Zwar würden dann die verſchiedenen Zwecke weit vollkommener erreicht werden, weil der Baum beſſer gedeiht, wenn ſein Saft nur eine Krone, als wenn er hundert Zweige zu ernähren hat; aber wo fände man alsdann Menſchen, welche das errungene Ziel angafften? bewunderten? die Reſultate der Bemühungen in ihren Nutzen verwendeten! Wir ſind ohnehin einſeitig genug; lebte vollends Jeder von uns nur einem einzigen Zwecke, ſo würde er für alles übrige eine unausſtehliche Apathie empfinden, das ganze Menſchengeſchlecht würde ſich in lauter Sekten theilen, deren Jede die andere verachten und verhöhnen würde. Es iſt daher recht gut, daß es Blumen gibt, die nichts weiter zu werden ſtreben, als ſchöne, vollkommene Blumen; es iſt aber auch recht gut, daß es

Bienen gibt, die von einer Blume zur andern gaukeln, ihre Rüſſel und Höschen füllen, und uns endlich das liefern, was die Blumen nicht liefern können — Honig. — Jedem Verdienſte Gerechtigkeit, und mit Freuden zolle ich ſie den Verdienſten des wackern Ritters Calcagni. Er iſt aus Palermo gebürtig, und ſeine einzige Beſchäftigung, an der er mit ganzer Seele hängt, iſt das Sammeln der alten Münzen ſeines Vaterlandes Sicilien. Die Sammlung, welche er bereits beſitzt, iſt auserleſen und vielleicht einzig, ohne gerade ſehr zahlreich zu ſein. Alle ſeine Münzen ſind vortrefflich erhalten, und eine große Anzahl derſelben kann an Schönheit und Vollendung mit den beſten Cameen wetteifern. Es verſteht ſich, daß er als Philoſoph ſammelt, daß er ſeine dem Anſchein nach trockenen Kenntniſſe fruchtbar zu machen ſucht, daß er die Geſchichte bereichert und manchen Nebel der Vorwelt zerſtreut. Ein Werk, an welchem er mehrere Jahre arbeitete, iſt in dieſem Augenblicke unter der Preſſe, und wird durch manche neue Entdeckung die Numismatiker und Geſchichtsforſcher in Erſtaunen ſetzen. Ich will verſuchen, ein paar Beiſpiele zu liefern.

Plautus in ſeinen Luſtſpielen erwähnt zweier Könige von Syracus, die er Fintias und Liparo nennt. Nur der Dichter, nicht der Geſchichtſchreiber hat ihre Namen aufbewahrt, und weil die Geſchichtſchreiber gewöhnlich etwas vornehm auf die Dichter herabſehen, ſo hat man es dem ehrlichen Plautus nicht auf ſein Wort glau-

ben wollen, daß dieſe Könige wirklich exiſtirt haben, ja, eine hochweiſe Akademie zu Paris ſoll ſogar einmal in einem ſehr gelehrten Memoire bewieſen haben, daß ſei blos ein Scherz des Luſtſpieldichters geweſen. Zwar kannte man ſchon einige Münzen von Fintias, aber man hielt ihn für einen Herrn von Agrigent, und vom König Liparo glaubte man vollends gar keine Spur mehr zu finden. Nun beweiſt aber Calcagni durch mehrere von ihm entdeckte Münzen, daß Plautus kein Lügner, und Fintias wirklich König von Syracus war; denn erſtens gab man den Herrn von Agrigent nie den Titel Basileus (König); zweitens tragen ſeine Münzen das Bild der Diana Conservatrix, welche unter dieſem Titel, blos von den Syracuſanern verehrt wurde. Dem armen Liparo iſt es noch wunderlicher ergangen. Calcagni hat entdeckt, daß man allerdings Münzen von ihm beſitzt, aber daß man bis jetzt, durch die Aehnlichkeit des Namens verleitet, glaubte, ſie ſtammen von den liparischen Inſeln her. So ſind alſo zwei Könige — die freilich beſſer gethan hätten ſich durch Thaten zu verewigen — wenigſtens dem Namen nach wieder in ihre Rechte eingeſetzt worden, und — ich darf ja wohl mit einigem Stolz hinzufügen, einem Schauſpiel-Dichter gebührt das erſte Lob, ſie der Vergeſſenheit entriſſen zu haben. Wie mancher Fürſt blickt geringſchätzig auf den Dichter herab, der vielleicht beſtimmt iſt, nach ein paar tauſend Jahren der Nachwelt zu verkünden, daß der Herr Fürſt — wenigſtens exiſtirt hat.

Vom Segeſt, der Segeſta gründete, beſitzt Calcagni eine merkwürdige Münze mit puniſcher oder phöniziſcher Inſchrift, alle folgende tragen griechiſche Buchſtaben. Das beweiſt, daß die puniſche Sprache, im Anfang von Segeſt's Herrſchaft, in Sicilien noch üblich war, bald aber nach und nach erloſch. — Mehrere Münzen, von dem abſcheulichen Tirannen Agathocles, tragen die Spuren des unausbleiblichen Richterſpruchs der Nachwelt. Kaum war er todt, als das Volk eilte, ſein Andenken ſo viel möglich auszurotten. Seine Münzen trugen auf einer Seite das Bild der Diana, das Volk verwandelte es in einen Jupiter imberbis; auf der andern den Donnerkeil, das Volk prägte ſeinen Adler, das Sinnbild der ſirakuſaniſchen Freiheit darüber, und das geſchah mit ſolcher Haſtigkeit, daß noch jetzt, auf vielen dieſer Münzen, die Spuren des Dianenkopfs und des Donnerkeils deutlich zu ſehen ſind. Vermuthlich haben ſie dem Tirannen gleich ein paar ſolche ungeprägte Münzen mit in's Grab gelegt, um dem Charon die Ueberfahrt damit zu bezahlen. Möchte doch jeder Tiran den beſchämten Agathocles ſich malen laſſen, wie er vor dem finſtern Fährmann ſteht, und dieſer den umgeprägten Groſchen mit ſpöttiſchem Lächeln betrachtet. Wüßte ich doch kein treffenderes Bild um den Gedanken an Sterblichkeit und Urtheil der Nachwelt zu verewigen. Es wäre des Pinſels eines Guerin würdig. —

Von den Münzen, auf welche die Syrakuſaner das

Bild ihrer Schutzpatronin, der Nimphe Arethuſa, prägten, beſitzt Calcagni eine große Anzahl, und es iſt äußerſt merkwürdig, daß man, in der Darſtellung ihres Kopfputzes, ſich immer nach der eben herrſchenden Mode gerichtet hat. Ihr Haar iſt auf unendlich verſchiedene Weiſe geſchmückt, und die oft ſonderbaren Moden ſcheinen deutlich zu beweiſen, daß ſie nicht in der Fantaſie des Künſtlers ihren Urſprung nahmen. Dieſe Münzen können für das älteſte Modejournal auf dem Erdboden gelten. — Möchten es doch die Chriſten mit ihrer heiligen Jungfrau eben ſo gemacht haben, ſo hätten wir die vollſtändigſten Modeberichte von achtzehn Jahrhunderten, und die Madonna würde ſehr erbaulich, bald mit einer Fontange, bald mit einem bonnet à l'Eulalie erſcheinen. Das wäre doch wahrlich paſſender als die Augsburgiſchen Allongen-Perücken. — Oft glaubt man, bei Betrachtung der alten ſicilianiſchen Münzen, ſich plötzlich in chriſtliche Zeiten verſetzt, wenn man das Kreuz in mancherlei Geſtalten gewahr wird; dieſes Kreuz iſt aber Egyptiſchen Urſprungs — (daß doch die Chriſten ſo gar nichts Neues erfunden haben) — und ſoll bei den Egyptern, Gott weiß warum, ein Sinnbild der Unſterblichkeit geweſen ſein. Daher muß man auch alte Grabſteine nicht gleich für chriſtliche halten, wenn man ein Kreuz darauf erblickt. Viele, die dieſes Zeichen tragen, ſtanden unbezweifelt auf heidniſchen Gräbern. — Mit vielem Scharfſinn ſucht Calcagni zu beweiſen, daß einige Goldmünzen, vom König

Geron oder Hieron, in dem Pariſer Kabinet verfälſcht ſind; ich glaube aber faſt, die Liebe zu ſeiner eigenen Sammlung führt ihn hier ein wenig zu weit. Er ſelbſt nämlich beſitzt die Münzen von Geron ſehr vollſtändig, vom Jüngling bis zum Greiſen-Alter, denn Geron regierte über fünfzig Jahre, und ſein zunehmendes Alter iſt in den Köpfen ſehr deutlich zu erkennen. Nun trifft die Größe und das Gepräge der Pariſer Goldmünzen gerade vollkommen mit der Größe und dem Gepräge einiger ſeiner Kupfermünzen überein, und er ſetzt daher als gewiß voraus, daß jene nach dieſen geformt worden. Mich däucht, das folge noch nicht. Geron kann ja in fünfzig Jahren wohl einmal eine Goldmünze haben prägen laſſen, die dieſen Kupfermünzen ähnlich war. Von alle dem ſcheint mir alſo nichts gewiß, als daß Calcagni keine Goldmünze von Geron beſitzt. — Vielleicht iſt dieſer Artikel für manchen Leſer ſchon viel zu lang; ich will alſo nur noch das redliche Zeugniß hinzufügen, daß Ritter Calcagni der höflichſte, gaſtfreundlichſte Mann iſt, deſſen Charakter eben ſo große Hochachtung verdient, als ſeine Kenntniſſe.

---

6. Der Erzbiſchof von Tarent.

Ein liebenswürdiger, humaner Mann, mit einer geiſtreichen Phyſiognomie. Er beſitzt viele ſchöne Gemälde und eine Sammlung von etruſkiſchen Vaſen, die von großem Werth ſein ſoll. Ich bekenne, daß ich dieſer Liebhaberei durchaus keinen Geſchmack abgewinnen kann. Man mag

mir noch so viele dergleichen alte Gefäße vor Augen stellen, und von der Schönheit ihrer Zeichnungen schwatzen, so viel man Lust hat, ich sehe doch immer nichts als unscheinbare zerbrochene Töpfe, mit steifen Karrikaturen, die mir noch obendrein oft sehr verzeichnet vorkommen; denn man glaube doch ja nicht, daß sie wirklich so aussehen, wie Winkelmann und Hamilton sie haben in Kupfer stechen lassen. Sie gleichen diesen Kupferstichen eben so wenig, als häßliche Prinzessinnen ihren Miniaturgemälden, die man an auswärtige Prinzen schickt, um das Original an den Mann zu bringen. Ich habe hie und da, z. B. bei Herrn Heigelin, nachgemachte etruskische Vasen gesehen, mit allerliebsten Gemälden, die ich ohne Bedenken den antiken vorgezogen hätte, aber freilich bin ich nur ein Laie, der den Werth einer antiken Töpferschmiererei nicht zu schätzen weiß. Immer muß ich diejenigen mit offenem Maule anstaunen, welche, vor einem solchen Topfe stehend, in Extase gerathen, und mit den Augen ihres Geistes Vortrefflichkeiten gewahr werden, welche mir blinden Sterblichen verborgen bleiben. Ich meine doch zuweilen, Winkelmann, Hamilton und wie die großen Männer alle heißen, haben die Welt und sich selbst manchmal zum Besten gehabt. Von einer zu Nola befindlichen Sammlung wird außerordentlich viel Rühmens gemacht. Ich habe sie nicht sehen mögen. Nächstens wird sie, prächtig in Kupfer gestochen, erscheinen, mehrere Blätter sind schon fertig. Vermuthlich wird man auch da wieder die Welt mit schönen Zeichnungen bethören, deren Origi-

nale ganz anders aussehen. Nie sind die Menschen erfinderischer, als wenn ihnen daran liegt, Werth zu geben oder abzusprechen. — Am meisten thut sich der Erzbischof von Tarent auf seine Münzensammlung zu gute, und sie ist in der That in mancher Rücksicht einzig. Von Tarent allein besitzt er deren über zweitausend. Man glaubte vormals, es gebe unter den tarentinischen Münzen kaum zwei oder drei in Bronze, bei ihm findet man deren über vierzig. Die Goldmünzen sind besonders schön. Ehedem wurde von jeder Münze, auf der man eine Eule fand, flugs entschieden, sie habe Athen angehört; der Erzbischof zeigt aber viele unläugbar tarentinische Münzen mit Eulen. — Zuweilen spielt ihm die Einbildungskraft (wie es bei jeder antiken Liebhaberei zu gehen pflegt), einen Streich. Da hat er zum Beispiel einen alten Pfennig, auf dem ein Mensch zu Pferde sitzt, im weiten Mantel, die Hand vorwärts gestreckt; hinter ihm erblickt man ein Ding, welches sich allenfalls wohl für eine Mütze ausgeben läßt. Was macht nun der gute Erzbischof daraus? — Als die Griechen vor Troja waren — so erzählt er — währte ihren Weibern daheim die Zeit lang, es waren nicht lauter Penelopen; da ließen sie von ihren Knechten und Sklaven sich die Zeit vertreiben, und es begab sich, daß sie eine Menge Knaben gebaren. Als nun die siegenden Griechen nach Hause kamen, war dieser Zuwachs ihrer Familie ihnen nicht erfreulich, sie jagten sämmtliche Bastarde zum Thore hinaus. Die Noth vereinte diese Jünglinge, sie zogen in die weite Welt, um ihr Unter-

kommen zu ſuchen, zum Sinnbild ihrer Fahnen wählten ſie eine Mütze. Auf dieſen Auszug nun ſei obige Münze geſchlagen worden; die vorgeſtreckte Hand bedeute das Reiſen in die Ferne; der flatternde Mantel (welcher aber nicht flattert) zeige das nämliche an, das Sinnbild der Mütze mache vollends alles klar. Der wackere Erzbiſchof hat ſich wohl nie die Frage aufgeworfen: wer dieſe Münze denn geſchlagen haben möchte? Die Griechen ſelbſt, um ihre eigene Schande zu verewigen? oder die Jünglinge, die nackt und blos davon gejagt wurden, und ſchwerlich einen Apparat um Münzen zu ſchlagen mit ſich nehmen konnten? — Eben ſo wenig möchte ich verbürgen, daß eine große viereckige Kupferplatte, auf welcher ein Elephant befindlich, ein ex voto ſei, welches die Römer nach der gegen Pyrrhus verlornen Schlacht verfertigen laſſen, weil ſie damals die Elephanten zum erſten Mal kennen lernten. Doch ſind alle dieſe Zweifel mir erſt aufgeſtoßen, nachdem ich den liebenswürdigen Erzbiſchof verlaſſen hatte, denn ſo lange man ihn ſelbſt reden hört, glaubt man Alles.

---

7. Der Landſchaftsmaler Denis.

So wenig Sinn mir auch der Himmel für Landſchaftsmalerei verliehen, ſo muß ich doch Denis bewundern, denn das Vortreffliche jeder Gattung erwärmt mein Herz. Bei dem franzöſiſchen Geſandten Alquier — einem liebenswürdigen und ſehr unterrichteten Manne — ſah ich die erſte Landſchaft von Denis, und ſie beſtimmte mich, ihn in ſei-

nem Atelier zu beſuchen. Hier vollendete er ſo eben ein entzückendes Bild! nie haben Pouſſin oder Hackert ſo auf mich gewirkt. Pouſſin iſt ſo glücklich todt zu ſein, daher wird man ihn vor der Hand wohl noch eine Weile hoch über Denis ſetzen; iſt aber auch Denis einſt in das Reich der Schatten gewandelt, ſo werden ihm dort die Muſen und hier die Menſchen wahrſcheinlich die Oberſtelle anweiſen. Man ſagt, ſeine größte Stärke beſtehe im Hintergrunde, ſein Vorgrund ſei nicht fehlerfrei (ſo wie bei Hackert gerade das Gegentheil Statt finden ſoll); man wirft ihm vor, er wähle und male zwar italieniſche Gegenden, aber das Vieh, mit welchem er dieſe Gegenden belebe, ſei niederländiſch; und was dergleichen Kritteleien mehr ſind, die ich dem hieſigen Vieh nicht nachſchreiben mag. Vielleicht hat ſein Bild auch deshalb einen ſo ſtarken Eindruck auf mich gemacht, weil es nicht blos Landſchaft iſt, ſondern in derſelben eine intereſſante Begebenheit hiſtoriſch darſtellt. Der Blitz hat eine Bauerhütte entzündet, ſie ſteht in Flammen. Die Bäuerin flieht, mit ihrem Säugling auf den Armen. Der Bauer ſucht ſein Pferd heraus zu ziehen, welches ſich, nach Art aller Thiere bei Feuersbrünſten, heftig widerſetzt, hinten ausſchlägt, und ein anderes Kind zu Boden geworfen hat. Das Hornvieh iſt aber ſchon vorher aus der Hütte getrieben worden, und läuft hie und dort brüllend in der Irre umher. Ein Stier rennt nach der Brücke zu, die über einen Bach führt, aber der treue Hund, auch jetzt nur ſeiner Pflicht gedenkend, widerſetzt ſich ihm.

Die grauen Felsen rechter Hand, an welchen der Bach herabströmt, sind außerordentlich schön. Das Bild ist für den General Soult bestimmt und wird einen freundlichen Pendant erhalten. — Hier sah ich ferner eine sehr getreue Abbildung von dem diesjährigen Ausbruch des Vesuvs, auch mehrere Studien, denselben Gegenstand betreffend. Eine von Denis besten Landschaften, dem General Acton zugehörig, stand leider schon eingepackt, um nach Sicilien geschafft zu werden; der Maler hatte aber Gründe zu vermuthen, daß dieser Transport wohl noch sehr lange möchte aufgeschoben werden, und war willens sie wieder auszupacken. Er ist mit Bestellungen so überhäuft, besonders aus Rußland, daß man selten etwas Fertiges bei ihm findet, denn kaum hat er den letzten Pinselstrich gemacht, so wird das Gemälde auch schon gierig abgeholt, gleich als fürchte man, es werde von einem Fremden ihm abgeschwatzt werden. Dabei ist zu bemerken, daß seine Kunst nicht nach Brot geht, denn er läßt sich die ungeheure Summe von achtzehnhundert bis zweitausend neapolitanischen Dukaten (etwa dreitausend Thaler) für eine einzige Landschaft bezahlen. — Wer die schönsten Landschaften in Neapel, von den drei größten Meistern, Denis, Hackert und Reinhardt, beisammen sehen will, der muß den wackern Bankier Heigelin besuchen. Wer aber auch kein Liebhaber von Landschaften ist, wird dennoch wohl thun, sich eine Adresse an diesen Mann zu verschaffen, weil er da einen biedern, immer heitern Greis und eine sehr liebenswürdige Familie findet.

8. Eine Gräuelscene in Neapel.

Als ich eines Morgens durch eine volkreiche Straße ging, wurde ich einen Haufen Menschen gewahr, die sich vor der Bude eines Schusters um eine Frau versammelt hatten, die vermuthlich auf der Erde lag, weil alle dahin ihre Blicke richteten. Da ich keine Gelegenheit verabsäume, das Volk zu belauschen, so drängte ich mich durch, und sah — eine sterbende Weibsperson. Zugleich hörte ich von den Lippen mehrerer Unstehenden die Worte — die mir das Eingeweide erschütterten — sie stirbt vor Hunger. Der Anblick der leidenden Kreatur bestätigte diese Aussage nur allzusehr. Sie war mit Lumpen karg bedeckt, ein elendes Skelett, das zwischen dreißig und vierzig Jahre alt sein mochte. Sie lag auf dem Steinpflaster, dicht an der Schusterbude, neben ihr stand ein zerbrochener Strohstuhl, den man auch schwerlich für sie hingeschoben hatte. Daß sie mit dem Tode rang, war sichtbar. Niemand ging vorüber, ohne einen Augenblick stehen zu bleiben, und das gräßliche Spektakel zu betrachten; jeder wandelte aber auch wieder gelassen seines Weges, sobald er es gesehen hatte, keiner wollte helfen. Durch die Kommenden und Gehenden immer näher gedrängt, stand ich der Sterbenden jetzt am nächsten. Mit meinem Beutel in der Hand, bat ich um Gotteswillen! — ja ich nannte sogar in der Angst die Beata Vergine — es wolle sich doch Jemand ihrer erbarmen. Vergebens! — In der offenen Schusterbude befand sich ein Meister mit zwei Gesellen. Ich bot diesen Leuten

alles an, was ich bei mir hatte, wenn sie die Frau hineintragen und in ein Bett legen wollten. Umsonst! — Einer der Gesellen lachte sogar, ja wahrlich! er lachte! vielleicht weil ich schlecht italienisch spreche. — Es ist mir tröstlich zu glauben, daß die Sterbende, wenn auch nicht meine Worte, doch meine Pantomime noch verstand, denn ihr Blick ruhte auf mir — ich war der letzte Gegenstand, auf den ihr brechendes Auge sich heftete — gleich darauf starb sie! — Ich wollte es noch immer nicht glauben, ich hoffte noch immer die Unglückliche retten zu könnnen, und zögerte daher, mich von ihr zu entfernen; aber ein Vorbeigehender, vermuthlich ein Arzt, faßte ihr an den Puls, sagte ganz gelassen: Sie ist todt! und ging seines Weges. Auch ich trat nunmehr zurück, verließ aber doch die Straße nicht, um zu sehen, wie das Schauspiel endigen werde. Noch eine gute Viertelstunde lag die Leiche auf der Straße, von Tausenden begafft, bis endlich Sbirren kamen, die sie fortschleppten. — Und ich denuncire nunmehr diesen Gräuel vor ganz Europa. Ich sage laut: Am 4. Dezember 1804, des Morgens gegen zehn Uhr, ist zu Neapel in der Straße Giacomo, eine der volkreichsten der Stadt, ein Mensch Hungers gestorben!!! —

---

9. Die Katakomben.

Der Eingang zu dieser Bibliothek des Todes ist bei einer kleinen Kirche des heil. Januarius, die in einem sehr ent-

fernten Theile der Stadt liegt. Wie eine Bibliothek sind mir die Katakomben in der That vorgekommen, denn die Menschen, die einst Schriftzüge von der Hand Gottes waren, werden hier in Repositorien aufbewahrt, um sie einst am jüngsten Tage wieder aufzuschlagen und nachzulesen. Diese Wohnungen der Unterwelt recht anschaulich zu beschreiben, ist schwer, doch will ich's versuchen. Eine weite Höhle gähnt dich an; mit lodernder Fackel steigst du hinein. Man zeigt dir einen Altar, in dem einst der Körper des heil. Januarius verschlossen war, und hinter dem Altar einen eingemauerten Stuhl, von dem herab die Prediger der ersten Christen gepredigt haben sollen. Das will ich nun zwar nicht verbürgen, aber so viel scheint gewiß, daß dieser Stuhl sehr alt ist, und daß man ihn nicht umsonst in die Mauer befestigt hat. Wozu hätte er aber wohl dienen können? Sicher hat ein Mensch darauf gesessen; und dieser Mensch hat schwerlich den seltsamen Geschmack gehabt, hier ganz allein zu sitzen, gewiß war er von vielen Menschen umringt, zu welchen er sitzend redete, wie ein Vater zu seinen Kindern. Der Ort ist auch gar nicht feucht oder sonst mit übler Luft angefüllt, oder sehr dunkel, denn der weite Eingang der Höhle ist unverschlossen, und scheint auch nie verschlossen gewesen zu sein. Ich glaube daher zwar nicht, daß die ersten Christen hier gerade geheime Zusammenkünfte gehalten; aber die armen Leute hatten kein Geld, um schöne Kirchen zu bauen, sie fanden hier eine fertig, ihren damaligen Bedürfnissen angemessen, und be-

dienten ſich ihrer. Vielleicht wurde auch nur bei Begrabung der Todten hier zuvor Gottesdienſt gehalten, und dann die Leiche linker Hand in die Gruft getragen. Ich nehme einen Augenblick dieſe Vorſtellung als wahr an, ich ſehe ſie im Geiſt. Die Bahre, auf welcher der Todte ohne Sarg ruht, ſteht vor dem Stuhle des alten Mannes, der vormals noch nicht Biſchof hieß; er ſegnet den Todten ein, die Umſtehenden beten leiſe. Jetzt heben Träger die Bahre, Fackeln wallen voran, die dunkle Höhle ſeitwärts verſchlingt den ganzen Zug. Doch ſo wie die Fackeln den Vorplatz erleuchten, werden geräumige Straßen dieſer unterirdiſchen Todesſtadt ſichtbar: ſie ſind von Felſen überwölbt, erſtrecken ſich von allen Seiten, hoch und breit genug, um des Zuges Ordnung nicht zu ſtören. Er wählt eine Straße, bewegt ſich vorwärts, und immer länger ſcheint die Straße zu werden, immer dunkler brennen die Fackeln, du glaubſt von Ferne Irrlichter hüpfen zu ſehen. An beiden Seiten begrüßt das Licht den ſtill bewohnten Felſen, denn links und rechts ſind Betten für die Schlafenden hineingehauen, ſchmal und niedrig, wie die Schlafſtätte in eines Seemanns Kajüte. Reihenweiſe, gleich den Zellen einer Biene, ſind die kleinen Kammern in den Felſen gehauen, kleinere für die Kinder, etwas geräumigere für Erwachſene, gleichviel ob in der untern Schicht der reiche Praſſer und über ihm der Bettler liege. Meilenweit wandelt der Zug zwiſchen dieſen ſtummen Bewohnern, ein Plätzchen ſuchend für den neuen Ankömmling. Endlich — ſiehe, ein friſch gemachtes

Bett, dahinein legen sie ihn, da schlummert er ruhig vielleicht neben seinem Todfeinde; ein Stein wird vor die Oeffnung gesetzt mit seines Namens Inschrift, und dann verlassen ihn die Lebenden, denn schon brennen die Fackeln zu Ende; mit ängstlicher Vorsicht suchen sie den Rückweg, denn wenn ein Seitengang sie irre leitet, wenn die Fackeln verlöschen, so hört kein Sterblicher über ihnen ihre Hilfe rufende Stimme; stets tiefer verlieren sie sich im Labyrinth des Todes, tappen verzweifelnd von Grabe zu Grabe, bis sie endlich, halb erstickt, halb verhungert, ihr eigenes Grab mit den Nägeln scharren.

Man halte diese Schilderung nicht etwa für poetische Uebertreibung. Schon mancher Neugierige fand hier seinen Tod, weil er sich zu tief hinein wagte, oder weil die Fackel ihm verlosch. Denn ohne Ordnung sind die Gänge in den Felsen gegraben, ein Spiel des Zufalls oder der Laune scheinen sie zu sein. Drei unterirrdische Stockwerke erheben sich übereinander, auf zahllosen Pfeilern ruhen die Gewölbe, bald steigt man unvermerkt in das obere hinauf, bald muß man sich hüten durch Spalten in das untere hinab zu sinken, das durch Erdbeben zum Theil verschüttet worden. So kann, wer Lust hat, mehrere Meilen forttappen, ja Einige wollen, diese Unterwelt erstrecke sich bis Pozzuoli. Die zahllosen Todtenlager sind zum Theil leer, oder auch großentheils noch mit Schädeln und Knochen angefüllt. Ob es christliche Märtirer? ob es Heiden waren? oder ob man vor ein paar hundert Jahren die Menschen, die an

der Peſt ſtarben, hieher warf, ſind gleichgiltige Fragen für mich. Meine beiden Führer glaubten das erſtere mit frommer Zuverſicht. Bei meiner Abreiſe aus Deutſchland hatte ich einem Freunde verſprochen, ihm einen Knochen aus den Katakomben mitzubringen, ich erinnerte mich jetzt dieſes Verſprechens, und bat mir einen aus. Der Cicerone war bald willig dazu, aber der Fackelträger, ein kleiner alter Mann, widerſetzte ſich ſehr ernſtlich. Der Cicerone, der eine gute Belohnung hoffte, ſuchte ihn durch die Vermuthung zu beruhigen, daß ich dieſes Verlangen blos per divozione (aus Frömmigkeit) äußere; ich beſtätigte ſeine Worte ſogleich, und der kleine alte Fackelträger gab endlich nach, trat in eine Gruft, wählte lange, verwarf wieder, alle ſchienen ihm zu groß, zu wichtig. Endlich ergriff er ein Knöchlein, und habe ich recht bemerkt, ſo küßte er es zuvor, ehe er es in meine Hände gab. Ich mußte verſprechen, ja keinem Neapolitaner von dieſem heiligen Raube etwas zu offenbaren; ich that es, und mit meiner morſchen Beute zufrieden, ſuchte ich je eher je lieber das Land der Lebendigen wieder zu erreichen. — Mit den verſchiedenen Vermuthungen, über die Entſtehung der Katakomben, will ich den Leſer nicht ermüden. Ich müßte ſie doch nur aus andern Büchern abſchreiben, die in Jedermanns Händen ſind. Da die natürlichſten Auslegungen mir immer die liebſten bleiben, ſo ſchlage ich mich auf die Seite derer, welche vermuthen, daß hier Anfangs Steine und Puzzola-Erde zum Bauen aus dem Berge genommen worden; daß

ſo die Höhle und Gänge eigentlich entſtanden, bis man ſich endlich ſo tief hineingegraben, daß das Herausſchaffen der Baumaterialien allzu beſchwerlich wurde, und man bequemere Stellen aufſuchen mußte. Nun kam irgend Jemand auf den geſcheiten Einfall, die Menſchen, die ſich ihre Wohnungen da herauf geholt hatten, nach ihrem Tode wieder hinunter zu ſenden, um die leeren Räume auszufüllen. Der Gedanke fand Beifall, und wurde, erwieſenermaßen, ſchon in heidniſchen Zeiten ausgeführt, wie Tauſende von gefundenen Inſchriften und Thränengefäßen bezeugen.

---

10. Die Theater zu Neapel.

Ich habe ſchon Anfangs einige Worte über dieſe Gegenſtand geſprochen, und komme jetzt, kurz vor meiner Abreiſe, noch einmal darauf zurück. Ein Deutſcher, der ſeine Winterabende hier im Theater angenehm zuzubringen hofft, der irrt ſehr, es wäre denn, daß er einen ganz italieniſchen Geſchmack hätte. In der Regel aber haben die Deutſchen noch immer die altväteriſche Gewohnheit in's Theater zu gehen, um das Schauſpiel oder die Oper mit anzuhören, daher mögen ſie denn auch nicht, drei Monat hintereinander, Tag für Tag, die nämliche Oper ſehen und hören, und hätte ſie auch die heilige Cäcilie ſelbſt komponirt. Den Italienern gilt das gleichviel, denn ſie kommen blos um zu plaudern, höchſtens beehren ſie dieſes oder jenes Terzett oder Quartett mit ihrer Auf-

merkſamkeit. Wenn ein ſolches beliebtes Muſikſtück angeht, wird es plötzlich ſtill, wie die Gänſe einen Augenblick ſtill werden, wenn ein Schuß geſchieht, hinterdrein aber deſto ärger anfangen zu ſchnattern. Im recitirenden Schauſpiel hat auch dann und wann eine einzelne Scene den Ruhm, ſie zum Schweigen zu bringen, es muß aber auf dem Theater geſchrien werden, ſonſt geht die Scene oft unbemerkt vorüber. Das Theater Fiorentini iſt das einzige, welches Dramen und Luſtſpiele, in der Faſten auch Trauerſpiele gibt. Es iſt eine recht brave Truppe, die nur das deutſche Unglück hat, eine Directrice zu beſitzen, die trotz ihrer reifen Jahre und ausgefloſſenen Geſtalt, noch immer alle erſten Liebhaberinnen ſpielt. Iſt die Rolle ihr allzujung, ſo unterdrückt ſie lieber das Stück wie ſie's z. E. mit meinem Bruderzwiſt machte, der im vorigen Jahre dem hieſigen Publikum ſehr gefallen hatte. Ich ſchlug ihr zu dieſer Rolle ein artiges junges Mädchen vor, das mir viel Talent zu haben ſchien; aber die eintönige und manierirte Signora Lanzetti fand einen ſolchen Eingriff in ihr Fach zu gefährlich. Der alte Pinotti hat in allen Rollen, die ich von ihm geſehen habe (und deren ſind nicht wenige), mein erſtes Urtheil über ihn beſtätigt. Er iſt ein vortrefflicher Schauſpieler, den ich zuweilen mit Iffland, zuweilen auch mit Eckhof vergleichen möchte. Er wird von den meiſten Männern recht brav unterſtützt. Sie führen wenig Originale auf, aus der ſimplen Urſache, weil ſie keine haben. Ihr Albergati, Fede-

rici, Sograti, Rossi, sind lauter Männer von sehr mittelmäßigen Talenten und armer Einbildungskraft. Die Handlungen, welche sie darstellen, sind romanhaft aber nicht romantisch, selten motivirt, die Charaktere mit unsicherer Hand gezeichnet. Takt für das Schickliche fehlt ihnen oft ganz. Da gibt es z. B. ein Stück: der Chirurgus von Aquisgrana. Der seiner Kunst ergebene Chirurgus hat den Körper eines Geräderten sich zu verschaffen gewußt, um ihn zu anatomiren, als er aber anfangen will, findet er noch Leben in dem Leichnam, und heilt den armen Sünder glücklich. Daraus sind nun fünf Akte gedrechselt worden, in welchen der Geräderte beständig vor den Augen des Publikums herumwandelt. — Die nämliche Idee hat auch den Herrn Sograti bei seiner Donzella d'Orford begeistert. Das arme Mädchen wird eines Diebstahls beschuldigt, in's Gefängniß geworfen, und soll gehenkt werden. Glücklicherweise ist ein Studiosus medicinae ihr Liebhaber, er bringt ihr einen Schlaftrunk bei, sie wird für todt gehalten, und, als eine Verbrecherin, dem anatomischen Theater der Universität abgeliefert. Da sehen wir sie nun liegen, die Instrumente zum Anatomiren neben ihr; die Studenten finden sich ein, um der Section beizuwohnen, und siehe da, die Schlummernde erwacht in den Armen ihres Liebhabers. Ist das nicht rührend? — Selbst die Dama prudente scheint mir, ein paar gute Einfälle ausgenommen, ein sehr mittelmäßiges Werk, ob ich gleich hinterdrein zu mei-

nem Erſtaunen erfuhr, daß es von Goldoni ſei. Die ganze Klugheit der Dame beſteht darin, daß ſie ihren Mann entſetzlich belügt, und — obwohl in allen Ehren — zu ihrem Liebhaber in's Gefängniß ſchleicht, um ihren Gatten von ſeiner Eiferſucht zu kuriren. — Meiſtentheils werden Ueberſetzungen gegeben, und zwar habe ich deren aus allen Sprachen geſehen. Einiger Kleinigkeiten von Duval, aus dem Franzöſiſchen, habe ich bereits erwähnt. Außerdem ſah ich noch die Schottländerin von Voltaire, und die beiden Grenadiere, eine Farçe, in welcher Brünet auf dem Theater Montanſier die Pariſer beluſtigt. Der Keſſelflicker aus dem Spaniſchen iſt ein Triumph des braven Pinotti. Ein Stück aus dem Engliſchen wird jetzt einſtudirt. Vom Opfertod, aus dem Deutſchen, habe ich bereits Rechenſchaft gegeben. Auch Menſchenhaß und Reue ſah ich, wenigſtens den erſten Akt, denn man hatte es dergeſtalt mißhandelt, daß es mir unmöglich war, länger auszuhalten. Den Peter hatte man weggeſtrichen, ſtatt ſeiner aber den Greis mit einer Tochter verſehen, die bei Meinau (der hier ein Einſiedler iſt) betteln muß. Nachdem Meinau dem Greiſe den Beutel in die Hand gedrückt hat, läuft er nicht etwa davon wie der Menſchenſcheue, der wider ſeinen Willen Gutes thut; nein, er bleibt ſtehen, duldet, daß der Alte ihm kniend dankt, duldet, daß ſein Bedienter, der ihn belauſcht, ihm die Hände dafür küßt, und erklärt in einer langen philoſophiſchen Rede: warum er das Geld gege-

ben? — Das Stück ſoll durch und durch auf dieſe Weiſe verbalhornisirt worden ſein. Der Graf z. E. erſcheint nicht früher, als bis ihn Meinau gerettet hat, Notabene, nicht aus dem Waſſer, ſondern von wilden Pferden, die mit ihm durchgingen. Doch ich meine, der Leſer habe an dieſem Pröbchen ſchon genug.

Die Opera Buffa im Theater Fiorentini, welche mit dem recitirenden Schauſpiel abwechſelt, iſt faſt noch beſſer beſetzt als dieſes. Signora Millar, die Prima Donna, iſt zwar ein wenig zu korpulent, aber auf dieſem fleiſchigen Körper, über dieſem allzureich begabten Buſen, erhebt ſich ein allerliebſter Kopf, und aus dem allerliebſten Kopfe tönt eine herrliche Stimme. Pellegrini ſingt den ſchönſten Baritono, den ich in meinem Leben gehört habe. Caſaccio iſt ein guter Buffo, den die Natur mit einer drolligen Phyſiognomie ausgeſtattet hat. Bianchi, ein braver Tenor, ſoll vormals noch beſſer geweſſen ſein, in London aber durch Krankheiten die Stärke ſeiner Stimme verloren haben. Die Oper, welche leider unaufhörlich gegeben wurde, hieß l'Equivoco delle spose (die Verwechslung der Bräute) und glich dem unter uns bekannten Luſtſpiele, die Irrthümer einer Nacht, nur daß, wie ſich's gebührt, weit weniger Sinn und Verſtand darinnen war. Die Muſik, von dem Sohne des berühmten Guglielmi, iſt recht gut, ſinkt jedoch gegen das Ende. — Die Opera Seria im Theater San Carlo habe ich nun auch geſehen und gehört. Die Verwegenheit, nach Gluck eine Iphigenia in

Aulis zu komponiren, hat der Verfaſſer ſchmerzhaft gebüßt. Er heißt Vittorio Trento, und man rühmt ſeine Muſik als gelehrt. Ich glaube das wohl, denn ſie iſt langweilig, wie alles Gelehrte. Die Prima Donna, Signora Perotti, iſt eine häßliche dicke, alte Perſon, die durch ihren Geſang ihre Figur nicht vergeſſen macht. Man hat ſie einem Achill gegenüber geſtellt, der aus Mangel an einem Kaſtraten, durch ein Frauenzimmer (Signora Gazzotti) geſpielt und geſungen wird. Sie ſingt gut, ſpielt ſchlecht, und das Pärchen nimmt ſich übel aus. Ich ſchweige von den übrigen; ſie halten ſich beſcheiden in den Schranken der Mittelmäßigkeit. — Der erbärmliche Dichter führt einen prächtigen Namen, er heißt: Signor Don Giuſeppe Cavaliere Pagliuca de Conti di Manupello. Es war nicht zu vermuthen, daß ein Mann mit einem ſolchen Namen etwas Gutes machen würde. In der Vorrede geſteht er zwar ein, daß ein berühmter Dichter vor ihm (Metaſtaſio) den Gegenſtand ſchon behandelt habe, doch ſei er dem Euripides und Racine zu ſehr gefolgt; er hingegen, der Herr Pagliuca de Conti di Manupello, habe ſich an den Apoſtolo Zeno gehalten. Bei dem veränderten Geſchmack des Publikums ſei es nothwendig geweſen, ihm eine neue Iphigenia zu geben, damit die Bühne dieſes lyriſche Sujet nicht ganz verlieren möchte. — Der Leſer wird hoffentlich nicht verlangen, daß ich ihm einen Auszug aus dieſer Schülerarbeit liefern ſoll. — Die Dekorationen von Domenico Chelli waren ſehr mittelmäßig; das Orcheſter

zu schwach und in Präcision und Ausdruck bei weitem dem Pariser nicht zu vergleichen. Kurz, die große Erwartung, die mancher Reisebeschreiber von der hiesigen Oper bei mir erregt hatte, fand sich ziemlich getäuscht. Die Herren Cavaliere, die Unternehmer desselben, sprechen zwar in einer Zueignungsschrift an den König mit vieler Zuversicht davon (wobei sie auch als echte Höflinge, ohne schamroth zu werden, den König mit dem Kaiser Augustus vergleichen), aber das Publikum läßt sie schmerzhaft empfinden, daß sie sich täuschen. Kein Theater ist leerer, als das schöne Theater San Carlo, und vergebens sucht man, bald durch eine Illumination, bald durch ein neues pas de deux, die Zuschauer hinzulocken. Daß die Logen leer bleiben, daran sind wohl die ungeheuren Preise Schuld, welche die Herren Cavaliere, um ihren mittelmäßigen und suffisanten Pariser Tänzer zu bezahlen, dieses Jahr sehr erhöht haben (für eine Loge im dritten Range mußte ich sieben Dukaten bezahlen), das Parterre hingegen ist unverhältnißmäßig wohlfeil (etwa einen halben Thaler kostet die Entree), ist dabei sehr bequem eingerichtet, und bleibt dennoch leer. — Das dritte Theater zu Neapel ist das Teatro nuovo, auf welchem eine eigene Gesellschaft Opera Buffa gibt. Ich habe die Liebe in der Weinlese daselbst gesehen; Musik und Sänger waren nicht schlecht, besonders ein Buffo, der, wo ich nicht irre, Gennaro Lucio heißt, und um den es Schade ist, daß die Jahre ihn sehr zu drücken anfangen. Die Prima Donna hingegen war völlig unbedeu-

tend. Das Theater ist, wie alle hiesigen Bühnen in der sehr schicklichen Form eines Hufeisens erbaut, hat fünf Reihen Logen, und ist einfach aber gefällig verziert. — Dasselbe gilt von dem vierten Theater, Del Fondo genannt. Es ist nach dem von St. Carlo das größte, und genießt dabei den hier so seltenen Vortheil an einem geräumigen Platze zu liegen. Dennoch wird es gerade am wenigsten gebraucht. Die Gesellschaft des alten Pulcinella Giancola führt zuweilen Spektakelstücke daselbst auf. Ich habe z. B. die afrikanische Hochzeit gesehen, welche meine guten deutschen Landsleute, trotz der Donaunymphe, entzückt haben würde; denn es erschienen zwei Chöre Janitscharenmusik, die das Trommelfell der Zuhörer zu zerstören drohten; es marschirten ganze Armeen paarweise auf, eine schöne Prinzessin ritt auf einem lebendigen Rosse, und ihre beiden Zofen ritten gleichfalls auf lebendigen Mähren, ein Mohrenkönig prunkte auf einem Elephanten, und sein General kurbettirte auf einem wilden Rappen; das Gewitter schlug ein, Schiffbrüchige schwammen an's Ufer, eine Bataille erfolgte, es wurde entsetzlich geschossen — was verlangt man mehr? und es geschah allerdings noch weit mehr, aber ich entfernte mich zu Anfang des zweiten Akts, und kann daher von den übrigen keine Rechenschaft geben. —

Zuweilen produzirt Giancola seine Späßchen auch auf dem Teatro nuovo, und ich habe dort den Spiegel der Welt von ihm gesehen, aber es wäre in der That ver-

ſchwendete Dinte, ein Wort mit dieſen Poſſen zu verlieren. Der Pulcinella (dieſe Art von Hanswurſt, im weißen, oft ſchmutzigen Hemde, ſchwarz verlarvt, einen weißen, pyramidalförmigen Hut auf dem Kopf) ſpielt überall die Hauptperſon, und da er blos im neapolitaniſchen Dialekt ſpricht, auch ſeine Späßchen meiſt lokal ſind, ſo gehen ſie für einen Fremden ganz verloren. — Wie aber dieſe Leute ihre Spektakelſtücke anzukündigen pflegen, davon will ich doch, zum Muſter für manchen deutſchen Schauſpieldirektor, ein Pröbchen mittheilen: »Schon längſt,« ſo hebt der Zettel an, »ſchon längſt ſah man nicht mehr auf der Bühne die mörderiſchen Schlachten und die gräßlichen Gefechte von Afrika. Allzu denkwürdig ſind jene Thaten, allzu verwickelt jene Begebenheiten, um nicht die Fantaſie des Dichters zu entflammen. Auf ſolche Weiſe hat ein ungenannter Autor ein Spektakelſtück geboren. Geſchrieben iſt es für die Geſellſchaft von Giancola, welche weder Mühe noch Schweiß ſparen wird, um es würdig darzuſtellen. Es heißt: die afrikaniſche Hochzeit, oder die Eroberung von Tombucto mit dem Pulcinell, ein Spiel der Wellen und Ueberwinder der Mohren. Die Garderobe iſt ganz neu dazu verfertigt, die Dekorationen ſind nimmer geſehen worden, der Pulcinell ſpielt die Hauptrolle; wir dürfen uns ſehr ſchmeicheln, das geneigte Publikum zufrieden zu ſtellen u. ſ. w.«

Gewöhnlich treibt Pulcinella ſein Weſen auf einem weit kleinern Theater, und nur für die Spektakelſtücke mie-

thet er ſich auf einzelne Abende ein größeres. Bei ihm werden mehr Originale aufgeführt, als auf allen übrigen Bühnen, aber er verſchmäht auch Ueberſetzungen nicht; es wird wenige Stücke geben, die er gar nicht brauchen könnte. Wenn nur ein Bedienter darin vorkömmt, den er zum Hanswurſt umſchaffen kann, ſo mag das übrige ſo traurig ſein, als es wolle. So gibt er z. B. Zemire und Azor. — Ich mag doch nicht ganz Abſchied von dem ehrlichen Spaßmacher nehmen, ohne dem Leſer wenigſtens ein Pröbchen ſeines Witzes mitgetheilt zu haben. Ich wähle dazu die Wachſamkeit oder den nächtlichen Arzt, mit Pulcinella, blind und ſtumm aus Hunger. Das Stück iſt durchgehends ſentimental. „O lieber Knecht!“ ſpricht Madame Wilfalt zu ihm; „Gefährte unſrer Leiden! was bringſt du Neues?“ — Pulcinell. Um Gotteswillen! gebt mir geſchwind fünf und zwanzig Pfund Maccaroni und ein tüchtiges Stück Käſe dazu. — Madame Wilfalt. Haſt du ausgerichtet, was ich dir auftrug? — Pulc. Ausgerichtet? M. Wilf. Haſt du geredet wegen des Gemäldes? — Pulc. Geredet? — M. Wilf. Aber ſo antworte doch! Pulc. Was ſoll ich antworten, da mein Leib ſo ſchlaff iſt, als eine Sackpfeife ohne Wind. — M. Wilf. Geduld! — Pulc. Was Geduld! es iſt die Rede davon, daß ich ſeit geſtern noch nüchtern bin. Ich hatte die treffliche Gewohnheit, zwölfmal des Tages zu eſſen und alle Viertelſtunden wenigſtens etwas zu kauen, um die Kinnbacken in Uebung zu erhalten; will ich nun die ver-

lorne Zeit einholen, so muß ich wenigstens in sechs Schenken, achtzehn Wirthshäuser und vier und zwanzig Keller gehen. — M. Wilf. Beklage dich nicht über uns, sondern über das Schicksal. — Pulc. Ist das Schicksal zu Hause? ich will ihm den Kopf waschen. — M. Wilf. Ach! es hat seine Freude daran, die Sterblichen zu quälen. — Pulc. Es wird wohl eine Apothekerstochter sein. — »O Mutter!« ruft das Kind der Madame Wilfalt: »seien sie nicht so traurig" (mesta). — Pulc. Recht so, mein Schatz, zuerst die Suppe (im Volksdialekt la menesta). M. Wilf. Wie soll ich der Strenge des Schicksals widerstehen (fato)? — Pulc. Es ist unmöglich, den Geruch vom Stufato (Gestopften) zu widerstehen. Aber wann gehen wir zu Tische? — M. Wilf. Immer war es mir zuwider! (fatale). — Pulc. Wie? erst nach Weihnachten (natale)! Gehorsamer Diener! unterdessen kann ich mein Herz in einer Zuckerbüchse verkaufen. — So geht es nun immer fort; nichts als Wortspiele und plumpe Späßchen, durch den Dialekt vollends ganz unverständlich. Der Toskaner würde den Pulcinell kaum verstehen, so wenig als der Sachse den Wiener Kasperl versteht. — Das fünfte Theater, San Ferdinando, habe ich nicht gesehen; es liegt in einem sehr entfernten Theile der Stadt, ist meistentheils verschlossen, oder gibt auch blos Farçen mit dem Pulcinell, soll übrigens groß und schön gebaut sein wie die andern. — Das sechste Theater ist eine Puppenkomödie, die sich auch wohl einmal mit ansieht, denn der Saal ist ziemlich

groß, hat eine Reihe Logen und iſt artig verziert. Die Dekorationen ſind gut gemalt, die Puppen von der Größe eines zehn bis zwölfjährigen Knaben, gut gekleidet, machen ſehr natürliche Bewegungen (nur gehen ſie ſchlecht), die Leute, welche ſie regieren, deklamiren wohl ſo gut als auf irgend einem andern Theater, und die Stücke, welche ſie aufführen, ſind auch um nichts ſchlechter; nur freilich beſtehen die Zuſchauer, wenigſtens im Parterre, aus Kreti und Pleti, und da der Saal niedrig iſt, ſo fällt die unreine Luft ſehr beſchwerlich. Die höhern Stände, welche ſich an die geiſtreiche Unterhaltung des Hazardſpiels gewöhnt haben, halten es für unanſtändig hier zu erſcheinen. Ich erinnere mich, eine ähnliche Puppenkomödie in Berlin geſehen zu haben, die bisweilen auch von recht vornehmen Leuten beſucht wurde, ja, von der ſogar die neue Dichterklique behauptete, ſie ſei dem Nationaltheater weit vorzuziehen, denn das ſei die eigentliche Komödie. Sie hatten Recht, weil ſie ihre eigenen Stücke zum Maßſtab nahmen.

Noch ein paar kleine Pulcinelltheater verdienen weiter keine Erwähnung. Sie ſpielen mehrere Male des Tages, blos für den geringſten Pöbel, den ſie theils durch große ausgehängte Bilder, theils durch die Späßchen eines Pulcinell herbeilocken, der eigentlich nicht zur ſpielenden Truppe gehört, ſondern der weiter nichts zu thun hat, als den ganzen Tag draußen vor der Thür auf einem Tiſch zu ſtehen, und mit dem Pöbel von den Herrlichkeiten zu ſchwatzen, die er inwendig ſehen wird. Bricht der Abend herein,

ſo zündet der Kerl eine Fackel an, und läßt ſich von Straßenbuben leuchten. Bewundern muß man ſeine nie zu ermüdende Lunge. In ſolchen Theatern ſind Hitze und Knoblauchgeſtank unerträglich, auch ſchaben und kratzen ſich die Nachbarn unaufhörlich. Wieder herauszukommen iſt ſehr ſchwer, denn ſie ſind gepfropft voll, und alle Sinne der Zuſchauer ſo an das Schauſpiel gefeſſelt, daß Niemand hört, ſieht noch ausweicht.

Der Hof beſucht blos das Theater S. Carlo, und zuweilen, aber ſelten, das der Fiorentini. In dem letztern habe ich nur einmal das Glück oder Unglück gehabt, den Hof anzutreffen. Allerdings mag ich es ein Unglück nennen, denn es war ein regnichter Tag, alle nach dem Theater führende Straßen waren ſchon mehrere Stunden vorher mit Dragonern zu Pferde dicht beſetzt, die mit gezogenen Säbeln unter dem Volke herumtobten. Bei der letzten Straße mußte Jedermann ausſteigen und den übrigen kothigen Weg zu Fuß machen, wobei man das Vergnügen hatte, von den Pferden der Dragoner mit Koth beſpritzt zu werden. In den Korridors ſelbſt mußte man ſich durch ganze Reihen von Grenadieren drängen, die, durch ihren Beruf unverſchämt gemacht, keinem Menſchen ausweichen. Der Hof ſelbſt vermehrte die Gefahr auf den Straßen durch ſeine Ankunft, denn er brachte abermals ein großes Detaſchement Dragoner mit, die vorausritten, nahe am Theater plötzlich zu beiden Seiten ſich ſchwenkten, und alle, die da ſtanden, ohne Barmherzigkeit an die Wand quetſchten.

Beim Herausgehen war es natürlich noch ärger. Kurz, ich rathe Jedermann, der in das Theater Fiorentini gehen will, ſich vorher zu erkundigen, ob der Hof hineinkomme, und in dieſem Fall lieber zu Hauſe zu bleiben. Natürlich vermehren ſolche mißtrauiſche Anſtalten die Liebe des Volks nicht. — Wenn nun vollends ein Preuße dabei an die Prunkloſigkeit ſeines guten Königs, ſeiner holden Königin denkt! die nicht einmal auf ſich warten laſſen. Welch ein Kontraſt! — Hier hat der Hof die löbliche Gewohnheit, die Stunde des Anfanges zu beſtimmen, aber ſich nie zu dieſer Stunde einzufinden. Oft lieſt man angeſchlagen: das Schauſpiel werde, auf höchſten Befehl, um fünf Uhr Abends anfangen; dann fängt es gewöhnlich um halb acht Uhr, zuweilen aber auch wohl um halb fünf Uhr an. Ob die Zuſchauer Langeweile haben oder zu ſpät kommen, dies gilt dem Hofe gleich viel. — Es iſt doch wahrlich nicht rathſam, die Verachtung und Geringſchätzung, welche man für das Volk hegt ſo deutlich zu erkennen zu geben; man verſcherzt dadurch jedes freiwillige Zeichen der Anhänglichkeit, das in den Augen des beſſern Fürſten allein Werth hat, und in den Augen des Deſpoten wenigſtes ſeine Sicherheit verbürgt.

---

11. Die Porzellan-Fabrik.

Das Magazin der königl. Porzellanfabrik iſt weder an Reichthum noch an Vollkommenheit mit dem Berliner, Dresdner und Wiener zu vergleichen. Die Materie ſelbſt

ſcheint ſchlechter zu ſein, wenigſtens fällt ihr Weiß in's Gelbliche. Die Malerei iſt hart. Meiſtens ſind es Kopien von den Gemälden aus Herculanum und Pompeji, und darauf bildet man ſich hier am meiſten ein. »Wenn wir auch in andern Dingen manchen Ländern nachſtehen,« ſagt man, »ſo haben wir doch für die Malerei die beſten Muſter.« Gerade das möchte ich leugnen, in ſo fern von den Kunſtwerken jener ausgegrabenen Städte die Rede iſt. Es geht den antiken Gemälden wie manchen poetiſchen Werken, die ſich in keine fremde Sprache überſetzen laſſen; kopirt man ſie, ſo zieht man den Schleier ab, in welchen das ehrwürdige Alterthum ihre Fehler verhüllte. Dieſe Bemerkung drängt ſich hier faſt bei jedem Schritte auf. Einige Vaſen ausgenommen, ſind auch die Formen der übrigen Dinge meiſt ſehr geſchmacklos. Das einzige, worin die Fabrik die Berliner übertrifft, der Dresdner aber nachſteht, ſind die Figuren in Bisquit. Der Vorrath davon iſt ſehr anſehnlich und mannigfaltig, viele der beſten antiken Statuen, z. B. Laokoon, ſind ziemlich glücklich kopirt worden. Die Königin ſieht man hier, etwa ein Fuß hoch — ihre Phyſiognomie beſtätigt nichts von dem, was Gorani von ihr geſchrieben, und ſeinem eigenen Witz zu liebe, gefabelt hat. Des Wunſches habe ich dabei mich nicht erwehren können, daß doch auch Berlin uns ein ſolches Götterbild auf unſere Hausaltäre liefern möchte. — Die Preiſe der Porzellanfabrik zu Neapel ſind ſehr hoch, der Abſatz aber auch gering, denn die Fremden finden es über-

all beſſer, und den Einheimiſchen iſt das Porzellan — zu reinlich.

---

12. Einige Kunſtwerke in Paläſten der Großen.

Volkmann nennt mehrere Paläſte, die gar nicht mehr vorhanden, zum Theil in der Revolution zerſtört worden ſind; er ſchweigt von andern, die zu ſeiner Zeit noch nicht exiſtirten. — In dem Palaſte des Prinzen Santobona iſt eine zahlreiche Gemäldeſammlung, ein Saal und ſechs bis acht Zimmer hängen ganz voll. Zum Behuf der Fremden ſind in jedem Zimmer zwei Tafeln befindlich, auf welchen in italieniſcher, franzöſiſcher, deutſcher und engliſcher Sprache die Gemälde aufgezeichnet ſind, neben jedem der Name des Malers. Das iſt eine ſehr feine Aufmerkſamkeit des Fürſten, die jeder Fremde ihm Dank wiſſen wird, aber nicht fein iſt es, daß er ſeine Liſten mit ſo vielen berühmten Namen ausſtaffirt, welche die höchſte Erwartung erregen; wendet man nun das Auge von dem geſchriebenen Titian oder Raphael auf den gemalten, ſo erſchrickt man und gafft das Bild mit offenem Munde an, Schönheiten ſuchend, die gar nicht vorhanden ſind. Zwar bin ich nicht Kenner genug, um behaupten zu dürfen, die Stücke, welche der Prinz von Santobona den größten Meiſtern zuſchrieb, wären gar nicht von ihren Pinſeln; aber das darf ich ſagen, auch ohne ſo tief in die Geheimniſſe der Kunſt eingedrungen zu ſein, daß, wenn ſie wirklich von ihnen herrühren, es ihre ſchlechteſten Arbei-

ten ſind. Vor allen Dingen nehme ich aber die Geißelung Chriſti aus, ein großes Bild von Rubens, das dem Namen ſeines Urhebers Ehre macht. Es iſt in jeder Rückſicht vortrefflich, und gehört unter die vorzüglichſten Bilder, die ich in Neapel geſehen habe. Schade nur, daß die Wahl des Gegenſtandes ſo unglücklich iſt, denn wer mag lange hinſehen, wie ein Menſch den Staupbeſen bekommt, und das Blut ihm von dem Rücken herunter läuft? — Auszeichnen möchte ich auch den Märtirertod der heil. Cäcilia von Domenichino, deſſen Vorſtellungen überhaupt unter die wahrſten gehören, er iſt ein klarer Dichter, nur wiederhole ich auch hier meine Klage über den vermaledeiten Gegenſtand, und überdies ſcheint mir das Kolorit ein wenig zu hart. — Bei einer Himmelfahrt Chriſti von Vaſari bemerke ich abermals, wie wenig Maler es gibt, welche die Auf- und Abſtufungen der menſchlichen Empfindungen treu darzuſtellen wiſſen. Chriſtus ſchwebt bereits in den Wolken und wird nur noch in der Ferne geſehen, die Jünger bilden eine Gruppe, und ſchauen ihm nach; welch ein weites Feld für den Seelenmaler! aber dieſe Geſichter drücken höchſtens eine fröhliche Neubegier oder ein dummes Erſtaunen aus. Wahrlich, hätte nur Vaſari jemals einen Luftballon aufſteigen ſehen, er hätte ſich ganz andere Muſter zu ſeinen Köpfen ſammeln können. — — Ein kleines Bild aus der Schule Raphael's hat der Fürſt mit viertauſend Dukaten bezahlt. Ich weiß nicht recht, was es vorſtellen ſoll, vieles

darauf iſt ganz verwiſcht, und was übrig blieb iſt hübſch bunt. Die ſogenannten Kenner ſind doch in der That närriſche Leute; ſie geben gewaltig viel Geld aus, um glauben zu machen, ſie ſähen mehr als andere Menſchen, und doch kann ihre verſchwenderiſche Eitelkeit es nicht dahin bringen, daß nicht dann und wann ein unbefangener Fremdling aufträte, und ſie herzlich auslachte. — Man wird bei dem Fürſten von Santobona nicht leicht einen berühmten Namen aus der italieniſchen Schule vergebens ſuchen; aber meiſtens wird man auch nur die Namen finden; mir wenigſtens iſt, noch einige ſchöne Köpfe ausgenommen, von ſeiner großen Sammlung nichts weiter als das eben genannte im Gedächtniß geblieben.

Noch ſchlimmer iſt es mir bei dem Duca del Geſſo ergangen, wo ich anfangs glaubte, man wolle meiner ſpotten. Selbſt die paar Gemälde, die durch Vorhänge verhüllt waren, würden, ohne dieſe Vorhänge, wohl nie eines Menſchen Aufmerkſamkeit an ſich ziehen. So verhüllt ſich eine alternde Schöne, um wenigſtens ſchmeichelhafte Vermuthungen zu erregen. Ich kann von der Sammlung des Herzogs del Geſſo nichts weiter ſagen, denn ich bin ſo glücklich geweſen, ſie ganz zu vergeſſen.

Der franzöſiſche Miniſter Alquier iſt ein Liebhaber und Beförderer der Künſte. Seine Gemäldeſammlung iſt zwar noch klein, ſie ziert blos ſeinen Arbeitsſaal, aber es ſind lauter auserleſene Stücke. Nur möchte ich den trefflichen Kopf des heil. Johannes, wie er abgehauen auf der

Schüſſel liegt, nicht in mein Studirzimmer hängen; der große Meiſter, deſſen Namen ich vergeſſen, hat die Natur gräßlich treu kopirt.

Der Marcheſe Berio iſt einer der reichſten, und, was man ſo ſelten beiſammen trifft, der gebildetſten Kavaliere. Er beſitzt eine gewählte Bibliothek von etwa zehntauſend Bänden, die er ſelbſt nach den verſchiedenen Klaſſen der Literatur geordnet hat. Sein großer Palaſt in der Straße Toledo iſt ſehr geſchmackvoll verziert, größtentheils mit Basreliefs von der Hand des berühmten Canova. Auch von unſerm Landsmann Tiſchbein fand ich hier das Original eines Gemäldes, von dem ich ſchon irgendwo in Deutſchland die Kopie geſehen und bewundert hatte: ein Mann und ein Jüngling, die zu Roß von der Jagd zurückkehren, mit Beute von wilden Thieren behangen ſind, und hinter ſich einen erlegten Löwen ſchleppen. Der Jüngling iſt ganz nackt; das Ganze im antiken Stil, ſehr poetiſch gedacht, bringt treffliche Wirkung hervor. — Einen Garten beſitzt der Marcheſe, der dem Wundergarten der Semiramis gleicht, denn er iſt im zweiten Stockwerk befindlich. Wodurch er aber einen großen Vorzug vor dem Garten der Semiramis gewinnt, iſt ein Pavillon, in dem eine herrliche Gruppe von Canova ſteht, Venus und Adonis. Man behauptet zwar, es ſei keine von des vortrefflichen Künſtlers beſten Arbeiten, und man mag Recht haben. Doch das ſchlechteſte Produkt von Canova's Meißel (wenn man anders das Wort ſchlecht hier gebrauchen darf) iſt noch

immer ſo überraſchend ſchön, daß ein Menſch von einigem Gefühl in der erſten Viertelſtunde ſchwerlich daran denken mag, Fehler aufzuſuchen. — Jeder Fremde ſuche durch einen Bekannten ſich bei dem Marcheſe Berio einführen zu laſſen, er wird außer dem Kunſtgenuſſe auch in der Geſellſchaft eines Mannes ſich wohl befinden, der Sinn für Wiſſenſchaften hat, mehrere europäiſche Sprachen fertig redet, und zugleich ein liebenswürdiger, zärtlicher Familienvater iſt. Ich wüßte nichts an ihm auszuſetzen, als daß er den Gaſt mit Höflichkeiten zuweilen faſt erſtickt.

13. Die Studien.

Sicher wird Niemand errathen, was man in Neapel unter dieſer Benennung verſteht. Die königliche Bibliothek und die Sammlung von antiken Statuen werden, beide zuſammen, mit dem Namen Studien bezeichnet. Aber man bilde ſich ja nicht ein, daß dort ſtudirt werde. Zwar ſteht die Bibliothek dem Publikum täglich von acht Uhr des Morgens bis ein Uhr Mittags offen, ich ſelbſt habe, während meines Aufenthalts, wohl zwanzig ganze Vormittage darin zugebracht, doch nie habe ich, außer einigen Studenten und denen, welche ihre Pflicht feſſelte, Jemand hier gefunden. Da iſt es in Paris ganz anders; da ſitzen die Wißbegierigen in allen Sälen an langen Tafeln, die Unterbibliothekare haben genug zu thun, die verlangten Bücher herbei zu holen, und ſogar Türken fand ich dort, die in arabiſchen Schriften blätterten. Hier

lieſt und blättert Niemand; alles iſt öde, aber darum doch nicht ſtill. Die Bedienten und Handlanger der Bibliothek ſind ſo wenig gewohnt, fremde Studirende dort zu ſehen, daß ſie beſtändig laut ſingen und plärren, und gar nicht daran denken, daß Jemand dadurch geſtört werden könne. Der Bibliothekar iſt ein höflicher Mann, der ein wenig franzöſiſch radebrecht. Da er einen königlichen Befehl erhalten hatte, mich ungehindert die Bibliothek und deren Manuſkripte benutzen zu laſſen, ſo war er ſo gefällig, mir ein eigenes Zimmer einzuräumen, wo ich ganz ungeſtört zu ſein hoffte. Aber ein Menſch, der kein Schüler mehr war, und der, ohne dazu gezwungen zu ſein, täglich vier Stunden hier zubrachte, ſchien den Leuten ſo merkwürdig, daß alle Augenblicke dieſer oder jener die Thür öffnete, und mir ein Weilchen mit Verwunderung zuſah, bis ſie es endlich gewohnt wurden und aufhörten mir läſtig zu ſein. — Vor dem Haupteingang hat man unter andern Geſetzen auch in Marmor gegraben, daß keinem bei der Bibliothek angeſtellten Beamten ein Geſchenk gemacht werden, und keiner ſich unterſtehen ſolle, etwas anzunehmen. Aber derjenige Fremde würde ſehr ſchief angeſehen werden, der ſich an dieſes Verbot kehrte, denn alle Blicke ſind gierig auf ihn gerichtet, alle Hände erſcheinen ihm hohl gekrümmt, und für das, was er bei einem gewöhnlichen Beſuch zu ſehen bekommt, muß er recht viel zahlen.

Das Gebäude iſt, den Schmutz abgerechnet, ſchön. Eine breite, künſtlich gebrochene Paradetreppe führt zu

dem großen Saale, der etwa achtzig Schritte lang und von verhältnißmäßiger Breite iſt. Die Wände desſelben ſind zwei Stockwerk hoch, mit Büchern tapezirt, um den zweiten Stock läuft eine ſchmale hölzerne Gallerie. Die Bücher ſind nach den Wiſſenſchaften geordnet, und über jeder Abtheilung hängt ein Täfelchen, auf welchem geſchrieben ſteht, was darunter zu ſuchen iſt: z. B. Poeten, Grammatiker, Rhetoren u. ſ. w. Die theologiſchen Schriften ſind die zahlreichſten, obgleich man, um ihre unverhältnißmäßige Anzahl nicht gar zu auffallend zu machen, ſie wiederum in mehrere Zweige vertheilt hat, als da ſind: Kirchenväter, Concilien, Bibeln u. ſ. w. Zuſammen genommen machen ſie reichlich ein Sechstheil des Ganzen aus. Unter den Polygraphen ſteht Bayle! übrigens ſind die Polygraphen faſt lauter Deutſche. — Auf die Sammlung von Kupferſtichwerken ſcheint man ſich etwas einzubilden. Sie iſt, im Vergleich mit der Pariſer, nicht des Nennens werth. — Der Handſchriften ſind ziemlich viele, aber man bekommt nichts weiter davon zu ſehen, als die Paradeſtücke, die ſie jedem Fremden vorreiten, nämlich: eine Bibel mit ſchönen Gemälden (unter welchen mir aufgefallen, daß die Schlange, welche Eva verführt, einen Frauenzimmerkopf hat) ein vortrefflich geſchriebener Homer, der noch merkwürdiger dadurch wird, daß Raphael ſein Portrait hinein gemalt hat. Warum? wußte der Führer nicht eigentlich zu ſagen. Er meinte, es ſei auf Verlangen

ſcheint ſchlechter zu ſein, wenigſtens fällt ihr Weiß in's Gelbliche. Die Malerei iſt hart. Meiſtens ſind es Kopien von den Gemälden aus Herculanum und Pompeji, und darauf bildet man ſich hier am meiſten ein. »Wenn wir auch in andern Dingen manchen Ländern nachſtehen,« ſagt man, »ſo haben wir doch für die Malerei die beſten Muſter.« Gerade das möchte ich leugnen, in ſo fern von den Kunſtwerken jener ausgegrabenen Städte die Rede iſt. Es geht den antiken Gemälden wie manchen poetiſchen Werken, die ſich in keine fremde Sprache überſetzen laſſen; kopirt man ſie, ſo zieht man den Schleier ab, in welchen das ehrwürdige Alterthum ihre Fehler verhüllte. Dieſe Bemerkung drängt ſich hier faſt bei jedem Schritte auf. Einige Vaſen ausgenommen, ſind auch die Formen der übrigen Dinge meiſt ſehr geſchmacklos. Das einzige, worin die Fabrik die Berliner übertrifft, der Dresdner aber nachſteht, ſind die Figuren in Bisquit. Der Vorrath davon iſt ſehr anſehnlich und mannigfaltig, viele der beſten antiken Statuen, z. B. Laokoon, ſind ziemlich glücklich kopirt worden. Die Königin ſieht man hier, etwa ein Fuß hoch — ihre Phyſiognomie beſtätigt nichts von dem, was Gorani von ihr geſchrieben, und ſeinem eigenen Witz zu liebe, gefabelt hat. Des Wunſches habe ich dabei mich nicht erwehren können, daß doch auch Berlin uns ein ſolches Götterbild auf unſere Hausaltäre liefern möchte. — Die Preiſe der Porzellanfabrik zu Neapel ſind ſehr hoch, der Abſatz aber auch gering, denn die Fremden finden es über-

all beſſer, und den Einheimiſchen iſt das Porzellan — zu reinlich.

---

12. Einige Kunſtwerke in Paläſten der Großen.

Volkmann nennt mehrere Paläſte, die gar nicht mehr vorhanden, zum Theil in der Revolution zerſtört worden ſind; er ſchweigt von andern, die zu ſeiner Zeit noch nicht exiſtirten. — In dem Palaſte des Prinzen Santobona iſt eine zahlreiche Gemäldeſammlung, ein Saal und ſechs bis acht Zimmer hängen ganz voll. Zum Behuf der Fremden ſind in jedem Zimmer zwei Tafeln befindlich, auf welchen in italieniſcher, franzöſiſcher, deutſcher und engliſcher Sprache die Gemälde aufgezeichnet ſind, neben jedem der Name des Malers. Das iſt eine ſehr feine Aufmerkſamkeit des Fürſten, die jeder Fremde ihm Dank wiſſen wird, aber nicht fein iſt es, daß er ſeine Liſten mit ſo vielen berühmten Namen ausſtaffirt, welche die höchſte Erwartung erregen; wendet man nun das Auge von dem geſchriebenen Titian oder Raphael auf den gemalten, ſo erſchrickt man und gafft das Bild mit offenem Munde an, Schönheiten ſuchend, die gar nicht vorhanden ſind. Zwar bin ich nicht Kenner genug, um behaupten zu dürfen, die Stücke, welche der Prinz von Santobona den größten Meiſtern zuſchrieb, wären gar nicht von ihren Pinſeln; aber das darf ich ſagen, auch ohne ſo tief in die Geheimniſſe der Kunſt eingedrungen zu ſein, daß, wenn ſie wirklich von ihnen herrühren, es ihre ſchlechteſten Arbei-

ten ſind. Vor allen Dingen nehme ich aber die Geißelung Chriſti aus, ein großes Bild von Rubens, das dem Namen ſeines Urhebers Ehre macht. Es iſt in jeder Rückſicht vortrefflich, und gehört unter die vorzüglichſten Bilder, die ich in Neapel geſehen habe. Schade nur, daß die Wahl des Gegenſtandes ſo unglücklich iſt, denn wer mag lange hinſehen, wie ein Menſch den Staupbeſen bekommt, und das Blut ihm von dem Rücken herunter läuft? — Auszeichnen möchte ich auch den Märtirertod der heil. Cäcilia von Domenichino, deſſen Vorſtellungen überhaupt unter die wahrſten gehören, er iſt ein klarer Dichter, nur wiederhole ich auch hier meine Klage über den vermaledeiten Gegenſtand, und überdies ſcheint mir das Kolorit ein wenig zu hart. — Bei einer Himmelfahrt Chriſti von Vaſari bemerke ich abermals, wie wenig Maler es gibt, welche die Auf- und Abſtufungen der menſchlichen Empfindungen treu darzuſtellen wiſſen. Chriſtus ſchwebt bereits in den Wolken und wird nur noch in der Ferne geſehen, die Jünger bilden eine Gruppe, und ſchauen ihm nach; welch ein weites Feld für den Seelenmaler! aber dieſe Geſichter drücken höchſtens eine fröhliche Neubegier oder ein dummes Erſtaunen aus. Wahrlich, hätte nur Vaſari jemals einen Luftballon aufſteigen ſehen, er hätte ſich ganz andere Muſter zu ſeinen Köpfen ſammeln können. — — Ein kleines Bild aus der Schule Raphael's hat der Fürſt mit viertauſend Dukaten bezahlt. Ich weiß nicht recht, was es vorſtellen ſoll, vieles

darauf iſt ganz verwiſcht, und was übrig blieb iſt hübſch bunt. Die ſogenannten Kenner ſind doch in der That närriſche Leute; ſie geben gewaltig viel Geld aus, um glauben zu machen, ſie ſähen mehr als andere Menſchen, und doch kann ihre verſchwenderiſche Eitelkeit es nicht dahin bringen, daß nicht dann und wann ein unbefangener Fremdling aufträte, und ſie herzlich auslachte. — Man wird bei dem Fürſten von Santobona nicht leicht einen berühmten Namen aus der italieniſchen Schule vergebens ſuchen; aber meiſtens wird man auch nur die Namen finden; mir wenigſtens iſt, noch einige ſchöne Köpfe ausgenommen, von ſeiner großen Sammlung nichts weiter als das eben genannte im Gedächtniß geblieben.

Noch ſchlimmer iſt es mir bei dem Duca del Geſſo ergangen, wo ich anfangs glaubte, man wolle meiner ſpotten. Selbſt die paar Gemälde, die durch Vorhänge verhüllt waren, würden, ohne dieſe Vorhänge, wohl nie eines Menſchen Aufmerkſamkeit an ſich ziehen. So verhüllt ſich eine alternde Schöne, um wenigſtens ſchmeichelhafte Vermuthungen zu erregen. Ich kann von der Sammlung des Herzogs del Geſſo nichts weiter ſagen, denn ich bin ſo glücklich geweſen, ſie ganz zu vergeſſen.

Der franzöſiſche Miniſter Alquier iſt ein Liebhaber und Beförderer der Künſte. Seine Gemäldeſammlung iſt zwar noch klein, ſie ziert blos ſeinen Arbeitsſaal, aber es ſind lauter auserleſene Stücke. Nur möchte ich den trefflichen Kopf des heil. Johannes, wie er abgehauen auf der

Schüssel liegt, nicht in mein Studirzimmer hängen; der große Meister, dessen Namen ich vergessen, hat die Natur gräßlich treu kopirt.

Der Marchese Berio ist einer der reichsten, und, was man so selten beisammen trifft, der gebildetsten Kavaliere. Er besitzt eine gewählte Bibliothek von etwa zehntausend Bänden, die er selbst nach den verschiedenen Klassen der Literatur geordnet hat. Sein großer Palast in der Straße Toledo ist sehr geschmackvoll verziert, größtentheils mit Basreliefs von der Hand des berühmten Canova. Auch von unserm Landsmann Tischbein fand ich hier das Original eines Gemäldes, von dem ich schon irgendwo in Deutschland die Kopie gesehen und bewundert hatte: ein Mann und ein Jüngling, die zu Roß von der Jagd zurückkehren, mit Beute von wilden Thieren behangen sind, und hinter sich einen erlegten Löwen schleppen. Der Jüngling ist ganz nackt; das Ganze im antiken Stil, sehr poetisch gedacht, bringt treffliche Wirkung hervor. — Einen Garten besitzt der Marchese, der dem Wundergarten der Semiramis gleicht, denn er ist im zweiten Stockwerk befindlich. Wodurch er aber einen großen Vorzug vor dem Garten der Semiramis gewinnt, ist ein Pavillon, in dem eine herrliche Gruppe von Canova steht, Venus und Adonis. Man behauptet zwar, es sei keine von des vortrefflichen Künstlers besten Arbeiten, und man mag Recht haben. Doch das schlechteste Produkt von Canova's Meißel (wenn man anders das Wort schlecht hier gebrauchen darf) ist noch

immer ſo überraſchend ſchön, daß ein Menſch von einigem Gefühl in der erſten Viertelſtunde ſchwerlich daran denken mag, Fehler aufzuſuchen. — Jeder Fremde ſuche durch einen Bekannten ſich bei dem Marcheſe Berio einführen zu laſſen, er wird außer dem Kunſtgenuſſe auch in der Geſellſchaft eines Mannes ſich wohl befinden, der Sinn für Wiſſenſchaften hat, mehrere europäiſche Sprachen fertig redet, und zugleich ein liebenswürdiger, zärtlicher Familienvater iſt. Ich wüßte nichts an ihm auszuſetzen, als daß er den Gaſt mit Höflichkeiten zuweilen faſt erſtickt.

---

13. Die Studien.

Sicher wird Niemand errathen, was man in Neapel unter dieſer Benennung verſteht. Die königliche Bibliothek und die Sammlung von antiken Statuen werden, beide zuſammen, mit dem Namen Studien bezeichnet. Aber man bilde ſich ja nicht ein, daß dort ſtudirt werde. Zwar ſteht die Bibliothek dem Publikum täglich von acht Uhr des Morgens bis ein Uhr Mittags offen, ich ſelbſt habe, während meines Aufenthalts, wohl zwanzig ganze Vormittage darin zugebracht, doch nie habe ich, außer einigen Studenten und denen, welche ihre Pflicht feſſelte, Jemand hier gefunden. Da iſt es in Paris ganz anders; da ſitzen die Wißbegierigen in allen Sälen an langen Tafeln, die Unterbibliothekare haben genug zu thun, die verlangten Bücher herbei zu holen, und ſogar Türken fand ich dort, die in arabiſchen Schriften blätterten. Hier

lieſt und blättert Niemand; alles iſt öde, aber darum doch nicht ſtill. Die Bedienten und Handlanger der Bibliothek ſind ſo wenig gewohnt, fremde Studirende dort zu ſehen, daß ſie beſtändig laut ſingen und plärren, und gar nicht daran denken, daß Jemand dadurch geſtört werden könne. Der Bibliothekar iſt ein höflicher Mann, der ein wenig franzöſiſch radebrecht. Da er einen königlichen Befehl erhalten hatte, mich ungehindert die Bibliothek und deren Manuſkripte benutzen zu laſſen, ſo war er ſo gefällig, mir ein eigenes Zimmer einzuräumen, wo ich ganz ungeſtört zu ſein hoffte. Aber ein Menſch, der kein Schüler mehr war, und der, ohne dazu gezwungen zu ſein, täglich vier Stunden hier zubrachte, ſchien den Leuten ſo merkwürdig, daß alle Augenblicke dieſer oder jener die Thür öffnete, und mir ein Weilchen mit Verwunderung zuſah, bis ſie es endlich gewohnt wurden und aufhörten mir läſtig zu ſein. — Vor dem Haupteingang hat man unter andern Geſetzen auch in Marmor gegraben, daß keinem bei der Bibliothek angeſtellten Beamten ein Geſchenk gemacht werden, und keiner ſich unterſtehen ſolle, etwas anzunehmen. Aber derjenige Fremde würde ſehr ſchief angeſehen werden, der ſich an dieſes Verbot kehrte, denn alle Blicke ſind gierig auf ihn gerichtet, alle Hände erſcheinen ihm hohl gekrümmt, und für das, was er bei einem gewöhnlichen Beſuch zu ſehen bekommt, muß er recht viel zahlen.

Das Gebäude iſt, den Schmutz abgerechnet, ſchön. Eine breite, künſtlich gebrochene Paradetreppe führt zu

dem großen Saale, der etwa achtzig Schritte lang und von verhältnißmäßiger Breite iſt. Die Wände desſelben ſind zwei Stockwerk hoch, mit Büchern tapezirt, um den zweiten Stock läuft eine ſchmale hölzerne Gallerie. Die Bücher ſind nach den Wiſſenſchaften geordnet, und über jeder Abtheilung hängt ein Täfelchen, auf welchem geſchrieben ſteht, was darunter zu ſuchen iſt: z. B. Poeten, Grammatiker, Rhetoren u. ſ. w. Die theologiſchen Schriften ſind die zahlreichſten, obgleich man, um ihre unverhältnißmäßige Anzahl nicht gar zu auffallend zu machen, ſie wiederum in mehrere Zweige vertheilt hat, als da ſind: Kirchenväter, Concilien, Bibeln u. ſ. w. Zuſammen genommen machen ſie reichlich ein Sechstheil des Ganzen aus. Unter den Polygraphen ſteht Bayle! übrigens ſind die Polygraphen faſt lauter Deutſche. — Auf die Sammlung von Kupferſtichwerken ſcheint man ſich etwas einzubilden. Sie iſt, im Vergleich mit der Pariſer, nicht des Nennens werth. — Der Handſchriften ſind ziemlich viele, aber man bekommt nichts weiter davon zu ſehen, als die Paradeſtücke, die ſie jedem Fremden vorreiten, nämlich: eine Bibel mit ſchönen Gemälden (unter welchen mir aufgefallen, daß die Schlange, welche Eva verführt, einen Frauenzimmerkopf hat) ein vortrefflich geſchriebener Homer, der noch merkwürdiger dadurch wird, daß Raphael ſein Portrait hinein gemalt hat. Warum? wußte der Führer nicht eigentlich zu ſagen. Er meinte, es ſei auf Verlangen

eines Medicis geſchehen, von welchem dies Manuſkript nachmals an die Bibliothek gekommen. Ein ſehr ſauberer Virgil; Briefe, ich weiß nicht mehr welches Kirchenvaters aus dem ſiebenten Jahrhundert, und endlich, ein eigenhändiges Manuſcript von Taſſo, welches beſonders alle diejenigen zu ihrem Troſte beſehen mögen, die eine unleſerliche Hand ſchreiben. Ich fragte nach deutſchen Handſchriften, aber vergebens. Es ſind welche da, war die Antwort, doch man zeigte ſie nicht. Die Manuſkripte füllen ein eigenes großes Zimmer, welches aber dem Publikum nicht offen ſteht, ſondern in der Regel verſchloſſen iſt. Daß man auch den bekannteſten Einwohnern, kein Buch nach Hauſe leiht, iſt ein großes Hinderniß, die Bibliothek zu benutzen, wenn man nicht Equipagen hält, oder zufällig in der Nachbarſchaft derſelben wohnt. Die Anzahl der Bände ſoll ſich über achtzigtauſend belaufen. Der große Saal iſt mit einigen ſehr mittelmäßigen Gemälden verziert, und mit bunten Kacheln gepflaſtert, die zwar einen ſehr geſchmackloſen, aber doch reinlichen Fußboden bilden. Stellt man ſich in die Mitte, und ſchreit zur Decke hinauf, ſo wird man durch ein gewaltig zitterndes Echo überraſcht.

Wenn der Fremde die Bibliothek verlaſſen, und die ſchöne Treppe wieder heruntergeſtiegen, ſo betritt er rechter Hand die allerſchmutzigſten und dunkelſten Gänge, die jemals exiſtirt haben, ſeit es Schmutz und Dunkelheit in der Welt gibt; und das iſt der Ort, wo eine herrliche Sammlung von alten Kunſtwerken, die berühmte farne-

ſiſche Erbſchaft, aufbewahrt wird. Hier ſteht der farneſiſche Herkules, zürnend über den unwürdigen Platz; hier ſteigt Venus aus dem Bade, und würde wohl thun, darin zu bleiben. Hier muß Flora ſich von den Blumen entwöhnen, und höchſtens mag Agrippina den finſtern Ort ihrem Kummer angemeſſen finden. Alle jene Meiſterwerke ſind ſo bekannt, daß es überflüſſig wäre, davon zu ſprechen oder ſie zu loben. Selbſt unter dem Staube, der ſie verzehrt, gebieten ſie noch Ehrfurcht und Bewunderung. Hier findet ſich auch ein Denkmahl der ungeheureſten weiblichen Eitelkeit, das bis zum jüngſten Tage kein Fremder ohne Lachen anſehen wird. Eine römiſche Kaiſerin nämlich, ich habe vergeſſen welche, hat in einem Alter von wenigſtens ſechzig Jahren noch den tollen Einfall gehabt, ſich in der Geſtalt derjenigen Venus, die wir die mediceiſche nennen, in Lebensgröße abbilden zu laſſen. Schon die Schamloſigkeit des alten Weibes, ſich nackend hinzuſtellen, iſt bewunderungswürdig; aber nun vollends dieſer alte Kopf auf dem zarten jugendlichen Leibe, dieſe verſchämte Stellung, dieſes züchtige Beſtreben, Dinge zu verbergen, nach welchen bei ihr kein Auge mehr blickte; es iſt wirklich zum Todtlachen. Ueberhaupt muß es wohl damals unter den Römerinnen Mode geweſen ſein, in dieſer beliebten Geſtalt ſich zur Schau zu ſtellen, denn ich fand noch eine Kopie derſelben Venus, deren Geſicht gleichfalls ein Portrait war; doch hier verzeiht man dem Originale, denn es iſt ein ganz artiges intereſſantes Geſicht. — Die

Zahl der bekannten und unbekannten Büſten iſt ſehr groß, es ſind herrliche Köpfe darunter, aber gerade von den ausdruckvollſten weiß man nicht, wem ſie angehört haben. — Mehrere Basreliefs ſind von großem Werth, die beſten ſchon vor alten Zeiten in derbe hölzerne Rahmen gefaßt, mit Thüren verſehen, wie man bei Altargemälden zu thun pflegt. Einige darunter hätte ich mir gern erklären laſſen, aber wir hatten einen albernen Schulknaben zum Führer, der ſeine auswendig gelernten Namen herleierte, und ſonſt keine Frage zu beantworten wußte. Da iſt zum Beiſpiel eines, auf dem ein junger Held zu ſchauen (der Bube nennt ihn Alexander), an welchen ſich traulich ein Genius lehnt; ihm gegenüber ſitzt ein ſchönes, verſchämt niederblickendes Mädchen (der Bube tauft es Helene), neben ihm Venus, ihm Muth zuſprechend; höher oben die Bildſäule einer Göttin, welche der Bube friſch weg zur Göttin der Ueberredung macht; über jeder Figur iſt eine griechiſche Inſchrift, und das Ganze hat mir vortrefflich geſchienen. Soll es vielleicht Prinz Paris ſein? dann würde das Uebrige wohl paſſen. — Einen Katalog von dieſen herrlichen Kunſtwerken gibt es nicht. Man ſagt, es werde daran gearbeitet. Man ſagt das ein wenig ſpät und thut es vielleicht noch ſpäter. Man ſchmeichelt ſich auch mit der Hoffnung, daß den Künſten bald eine minder demüthige Wohnung werde angewieſen werden. Es iſt in der That die höchſte Zeit, denn ich will wetten, daß des Königs Jagdhunde beſſer logirt ſind, als der farneſiſche Herkules.

Leider finden sich hier auch Spuren von der barbarischen Kunstgier der Franzosen. Sie hatten, ihrer löblichen Gewohnheit zufolge, manches mitnehmen wollen, woran sie nachher verhindert wurden; aber eine sehr schöne Gruppe, Oreſt und Electra, steht noch eingepackt, und zwar so elend, so tölpisch eingepackt, daß ein Bein zerbrochen worden, und der Leib des Oreſt einen Riß bekommen hat. Auch zwei Termen mit den Köpfen des Sokrates und Homer, stehen schon zum Transport bereit. An der des Sokrates ist eine lange griechische Inschrift befindlich, die man aber jetzt nicht lesen kann, weil sie von den hölzernen Leisten größtentheils bedeckt wird. — Ehe ich die Studien verlasse, muß ich noch dankbar eines Mannes erwähnen, der mit wahrer Humanität sich bestrebt hat, allen meinen Wünschen, in so fern sie Künste und Wissenschaften betrafen, Vorschub zu leisten. Es ist der Marchese Tacconi, einer der Konservatoren der königlichen Bibliothek, ein freundlicher, kunstliebender Mann, dessen schöne geräumige Wohnung einem Tempel der Musen gleicht. Seine eigene Bibliothek ist ansehnlich, und er besitzt die schönsten und seltensten Ausgaben. Seine Gemäldesammlung ist klein, aber auserlesen. Ich habe unter andern eine Madonna von Raphael bei ihm gesehen, die mich entzückt hat. Das Christuskind reitet auf einem Lämmchen. Die Idee ist allerliebst, und die Ausführung Raphael's Pinsel würdig.

Eine Bemerkung hat sich mir schon oft beim Schreiben

aufgedrungen, und jetzt eben wieder. Ich habe in Frankreich, Italien, Deutschland und Rußland so unendlich viel Bilder gesehen, die man für Werke großer Maler ausgibt, daß es mir geradezu unmöglich scheint, daß eines Menschen Leben hinreichen könne, so viele Meisterstücke hervor zu bringen. Wir wollen zum Beispiel bei Raphael stehen bleiben. Bekanntlich wurde er nicht alt, ich glaube nur einige dreißig Jahre; und dennoch habe ich nun schon so viele Bilder gesehen, die ihm zugeschrieben werden, daß, wenn sie wirklich alle von seiner Hand wären, er wenigstens in jeder Woche eins gemalt haben müßte. Hat man denn kein authentisches Verzeichniß von seinen Werken? — Wenn ich nur an den vatikanischen Palast zu Rom denke, so kommt es mir vor, es sei unmöglich, daß er außerdem noch etwas anders geliefert haben könne. Vermuthlich haben Dutzende seiner bessern Schüler ihren eigenen Ruhm aufopfern müssen, um den seinigen zu vergrößern.

---

14. Fragmente und flüchtige Bemerkungen über Sitten und Denkungsart der Neapolitaner.

Es wäre allzukühn, wenn ich mich unterfangen wollte, nach einem Aufenthalt von kaum zwei Monaten, ein Sittengemälde von Neapel zu versprechen. Nur einzelne, aber wahre Züge vermag ich zu liefern. Die Neapolitaner haben unter andern auch das mit den Thieren gemein, daß sie ihre Sitten nicht verheimlichen, das Unschickliche nicht

fühlen, und daher auch keinen Beobachter ſcheuen; es iſt alſo leicht, die Grundzüge aufzufaſſen, doch beſchränke ich mich hauptſächlich auf die höheren und niederen Stände; die mittlern ſind mir ganz unbekannt geblieben. — Wenn ich von einem Volke, ohne es zu nennen, erzählte: es ſei faul, unreinlich, ſinnlich, abergläubiſch, auf Hazardſpiele mit Wuth erpicht, völlig gleichgiltig gegen Künſte und Wiſſenſchaften, blos Flitterſtaat liebend, der ehelichen Treue fremd — würde man nicht glauben, ich ſpräche von Irokeſen oder Hottentotten? — nun ja, die vornehmen Neapolitaner ſind die Wilden von Europa. Sie eſſen, trinken, ſchlafen, ſpielen. Sie haben und treiben kein anderes Geſchäft als das Spiel. Die Staaten von Europa wälzen ſich um, ſie ſpielen. Pompeji geht aus ſeinem Grabe hervor, ſie ſpielen. Die Erde bebt, der Veſuv ſpeit Flammen, ſie ſpielen. Die prächtigen Ruinen von Päſtum, wenige Meilen von hier, vor Jedermanns Augen prangend, mußten von Fremden entdeckt werden, denn die Neapolitaner ſpielten. Die erſten Herzoge und Prinzen ſind Spielwirthe. Ein Prinz Ruffano, einer der angeſehenſten des Landes, hält das erſte Spielhaus in Neapel, und außer dem ſeinigen gibt es noch zwanzig dergleichen! Dahin fährt Abends die ganze vornehme Welt. Der Fremde läßt ſich von irgend einem Bekannten präſentiren; doch das geſchieht nur pro forma. Man macht dem Wirth und der Wirthin eine flüchtige Verbeugung, welche von beiden flüchtig erwiedert, und in der Regel dabei kein

Wort geſprochen wird. Uebrigens iſt man da wie auf dem Kaffeehauſe — ſchlimmer als auf dem Kaffeehauſe, denn da kann man wenigſtens für ſein Geld fordern, was einem beliebt; hier gibt es keine Erfriſchung, etwa ein Glas Waſſer ausgenommen, wenn man es vorher zehnmal bei den Bedienten beſtellt hat. Ein großer, dürftig genug möblirter Saal iſt der Tummelplatz von Rouge et noir und Faro. Hoch über einander gethürmte Stühle in einer Ecke des Saals beweiſen, daß man auf zahlreiche Geſellſchaft rechnet. Kaum iſt der bunte Haufe herein gerauſcht, ſo lagert er ſich auch ſchon mit gierigen Blicken um die Gold blinkende Tafel. Converſationen werden dieſe Zuſammenkünfte genannt, aber wehe dem, der hier eine Converſation anſpinnen wollte! Kaum einzelne Worte darf man ſich zuflüſtern; erlaubt man ſich mehr, ſo ziſchen alle Lippen, um tiefes Schweigen für die heiligen Myſterien des Spiels zu fordern. Weiber, beſonders alte Weiber, ſitzen mit langen Knochenfingern, die weit herausſtehenden Augen unbeweglich auf Rouge et noir geheftet, mit grün funkelnden Augen Geld einſtreichend, oder Lamentationen über die treuloſe Fortuna aus Zahnlücken heulend. Auch junge hübſche Weiber entweihen hier die Würde der Frauen, ſprechen der Schönheit und der Grazie Hohn. Die Prinzeſſin N*** z. B., eine liebliche Geſtalt, iſt eine determinirte Spielerin. Manche andere, ihres Berufes gewiſſenhafter eingedenk, kommen, um neue Eroberungen zu machen, oder alte feſt zu halten, und in beiden Geſchäften thun ſie

ſich keinen Zwang an; ein Fremder hat es auf den erſten Blick weg, wer eben der begünſtigte Liebling dieſer oder jener Dame iſt. Die Männer ſind entweder gar nicht gegenwärtig, oder ſie bekümmern ſich nicht im geringſten um die Weiber, denn von der ſo ſehr verrufenen italieniſchen Eiferſucht wird man keine Spur gewahr. Auch Geiſtliche, und ſogar Kinder ſpielen, wie z. B. die kleine achtjährige Tochter des Marquis Berio, der einer der aufgeklärteſten neapolitaniſchen Kavaliere iſt. — Einige behaupten, dieſe heilloſe Spielwirthſchaft trage dem Prinzen Ruffano jährlich fünfzigtauſend Dukaten ein. Andere wollen wiſſen, er bekomme blos täglich zwölf Dukaten dafür, daß er ſein fürſtliches Palais zum Tripot einräume. Er ſelbſt iſt nicht Bankier, aber vielleicht hat er Antheil an der Bank, und ſo könnte beides wahr ſein. Der Bankier wird, in ſeiner Art, für einen ſehr ehrlichen Mann gehalten; wenigſtens iſt gewiß, daß er ohne Mißtrauen ſpielt, und zuweilen auf ausdrückliches Verlangen eine gewonnene Summe zweimal auszahlt, wie ein naheſtehender ſicherer Beobachter mit eigenen Augen geſehen hat. Ein anderer, gleichfalls zuverläßiger Mann hat mich verſichert, man müſſe überhaupt ſchnell ſein, das Gewonnene einzuſtreichen, denn ſehe man ſich etwa dazwiſchen einmal um, ſo überhebe einem der Nachbar der Mühe. Vielleicht iſt dieſes wie jenes aus Zerſtreuung geſchehen, aber geſchehen iſt es.

Wer nun einmal in dieſen Spielgelagen präſentirt worden, der kann da täglich ab- und zugehen, wie auf einem

Kaffeehauſe, kann auch andere Fremde gelegentlich wiederum präſentiren, deren Namen man eben ſo wenig behalten wird, als den ſeinigen; es wäre denn, daß er ſelbſt fleißig und hoch ſpielte, denn das iſt die einzige Möglichkeit in den guten Geſellſchaften von Neapel die Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. — So wird bis zwei Uhr in der Nacht Zeit, Geld, Geſundheit und Sittlichkeit verſpielt. Dann fährt man nach Hauſe, um bis gegen Mittag zu ſchlafen. Alsdann wird etwa ein Spazirgang in der Villa reale gemacht, wo das Schnappen nach friſcher Luft Mode iſt. Die jungen Herren fahren in einem Karrikel dahin, um ſich und ihre Pferde zu zeigen. Um zwei, höchſtens drei Uhr wird zu Mittag geſpeiſt, und nach dem Eſſen folgt eine Spazirfahrt, entweder in Santa Lucia, oder auf der Magdalenenbrücke, oder wo ſonſt eben im Winter die Sonne hinſcheint. Um die Sonne wäre es aber im Grunde wenig dabei zu thun, wenn ſie nicht fein hell leuchtete, daß man Reize, Kleiderprunk und beſonders Equipagen in ihrem Licht zur Schau ſtellen kann. Auf Equipagen halten die Neapolitaner gewaltig viel, nicht eben auf koſtbare oder ſehr elegante Equipagen; ſie darf nur mittelmäßig in's Auge fallen, es dürfen nur acht Pferdebeine davor geſpannt ſein, ſo iſt es ſchon genug; denn nichts auf der Welt fürchtet man hier mehr, als das ſchreckliche Unglück, zu Fuße zu gehen. Daher ſagt man auch von einem armen Teufel, der ſich durch das Spiel ruinirt hat, nicht: er hat kein Brot, ſondern: der arme

Mann! er geht zu Fuße. Die neapolitaniſche Pferderaçe hat ihren Ruhm auch überlebt, ſeitdem die Franzoſen, die alles brauchen können, die ſchönſten Hengſte weggeführt haben. — Nach einer ſolchen Spazirfahrt, wo die Kutſchen, wie ein Leichenkonduкt, dicht hinter einander herziehen, begibt man ſich entweder in's Theater, um zu plaudern, oder nach Hauſe, um ſich im Stillen zu langweilen, bis die erſeufzte Spielſtunde wiederum ſchlägt. Und das iſt nun der tägliche Kreislauf eines vornehmen Neapolitaners. Es gibt Leute unter ihnen, wie z. B. der Fürſt Angro, die acht bis zehn der herrlichſten Villa's beſitzen, und ſich doch nie aus Neapel entfernen, weil ſie dort nur grün, nicht aber roth und ſchwarz zu ſehen bekommen. — Um die ſogenannten Converſationen noch anlockender für fremde junge Gimpel zu machen, geben die Spielwirthe dann und wann auch Bälle in engen, fürchterlich heißen Zimmern. Da wird bei ſchlechter Muſik und ſchwacher Beleuchtung von nachläſſig gekleideten Perſonen ſchlecht getanzt. Das währt ein paar Stunden; man ſieht, daß der Tanz blos Uebergang zu höhern Freuden iſt, und daß er hier betrachtet wird, wie in manchen Bürgerhäuſern die Suppe, von welcher die Kinder oft wider Willen erſt eſſen müſſen, ehe ſie Fleiſch bekommen. Das Geſchrei und Geſchnatter der Damen iſt dabei unausſtehlicher als ſonſt irgendwo in Europa, denn erſtens ſchwatzen die Italienerinnen überhaupt, daß einem Fremden die Ohren gellen, auch können ſie gar nicht ſprechen, ohne alle Geſichtsmuskeln da-

bei in Bewegung zu ſetzen; zweitens iſt der hieſige gemeine Dialekt widerlich breit und lämmerblökig (man erlaube mir dies neue Wort, es iſt bezeichnend), und wahrhaftig, die vornehmen Damen ſprechen eben ſo zwanglos in dieſem gemeinen Dialekt, als die Fiſchweiber. Man wird mich nicht der Uebertreibung beſchuldigen, wenn man hört, daß die Neapolitaner das Toskaniſche gleich einer fremden Sprache lernen, ſo wie etwa die pommer'ſchen Bauern das Hochdeutſche lernen würden. Ich habe ſelbſt eine Bekanntmachung von einem Sprachmeiſter geſehen, der, außer dem Lateiniſchen, Deutſchen, Holländiſchen und Spaniſchen, ſich ausdrücklich erbot, das Toskaniſche zu lehren. Für Ruſſen, die Sibirien kennen, mache ich hier im Vorbeigehen die Bemerkung, daß der neapolitaniſche Dialekt ſich von dem beſſern Italieniſchen gerade ſo unterſcheidet, wie der der Sibiriaken von dem der übrigen Ruſſen; eben dies fingende, das dem ſibiriſchen Bauer ſo eigen iſt. Wer auch beide Sprachen verſteht (italieniſch und ruſſiſch), wird doch ſchwerlich unterſcheiden, welche von beiden er hört, ſobald neapolitaniſch und ſibiriſch geſprochen wird.

Daß auch die hieſigen Damen nicht verſchmähen ſich im Volkston auszudrücken, iſt ein Beweis ihrer gänzlichen Unkultur, und ſpricht zugleich der Kultur ihrer Liebhaber das Urtheil. Man ſollte glauben, die meiſten Damen ſprächen wenigſtens franzöſiſch, beſonders jetzt, da ſie ſo oft in nähere Beziehung mit den Franzoſen kommen; aber ſo

iſt es doch nicht. Man ſtößt hier überhaupt ſehr ſelten auf Jemand, der franzöſiſch ſpricht, wenn er ſich auch zu den höchſten Ständen oder zu den Gelehrten rechnet. Spricht er es ja, ſo geſchieht es mit einem ſo verdammt kauderwelſchen italieniſchen Accent, daß man die größte Mühe hat, ihn zu verſtehen. Der jetzige Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Michérour, macht hiervon eine Ausnahme; er ſpricht gut, und iſt überhaupt ein ſehr angenehmer Mann, den ſelbſt eine ſchmerzhafte Krankheit nicht abhält, diejenigen, die ihn beſuchen, ſtundenlang geiſtreich zu unterhalten. Er ſtammt aber auch aus einer franzöſiſchen Familie, und war lange Zeit an fremden Höfen bei Geſandtſchaften angeſtellt. — Doch ich erinnere mich faſt zu ſpät, daß wir noch auf dem Balle ſind, und daß wir, von andern Dingen ſchwatzend, leicht im Dunkeln bleiben könnten, denn ſobald nach eilf Uhr die Muſikanten mit ihren Inſtrumenten entwichen ſind, ſobald werden auch die Lichter im Tanzſaale ausgelöſcht, es mögen ſich noch Gäſte darinnen befinden oder nicht. Dies ſeltſame Lichterauslöſchen geſchieht doch wohl ſchwerlich aus Sparſamkeit, ſondern nur den Gäſten dadurch zu verſtehen zu geben: »jetzt trollt euch zum Spieltiſch!« — das thun ohnehin die meiſten unerinnert, und nun fängt das eigentliche ſtille Leben erſt an. Jeder dankt Gott, daß der Ball zu Ende iſt.

Aber genug von Spielgeſellſchaften, höre ich den Leſer ſagen, jetzt führe man uns auch in andere, wo keine Hazardſpiele die Paläſte der Großen herabwürdigen, ſondern höch-

ſtens ein Kommerzſpiel erlaubt wird. Ich bedaure dies billige Verlangen nicht erfüllen zu können, denn wahrhaftig, es gibt gar keine andere Zuſammenkünfte in Neapel, als jene berüchtigten Converſationen. Man vergeſſe nicht, daß ich blos von den Einheimiſchen ſpreche, denn einige Fremde haben freilich die Bildung ihres Vaterlandes in ihre eigenen Zirkel verpflanzt, die ſie aber auch ſorgfältig rein zu erhalten ſtreben, und gewöhnlich blos Fremde darinnen aufnehmen. Ich nenne z. B. die Häuſer des engliſchen Miniſters Elliot und der ruſſiſchen Gräfin Skawronsky. Die letztere wohnt ſchon ſeit vielen Jahren hier, macht ein ſehr angenehmes Haus, in welchem ſie, trotz ihres hohen Alters, die Unterhaltung durch ihre Launen würzt, und auch wohl bisweilen pfeffert; aber kein Neapolitaner erhält leicht Zutritt zu ihr, es ſind immer nur fremde Zugvögel, die bei ihr aus- und einflattern. — Als ich jene beiden Häuſer nannte, hätte ich die Worte zum Beiſpiel doch nicht hinzufügen ſollen, denn es ſind die einzigen, welche dem ſpielhaſſenden Fremden eine Zuflucht gewähren; es wäre denn, daß er Luſt hätte eine Liebſchaft anzuſpinnen, welches, beſonders Fremden, hier nicht ſchwer fallen ſoll. Man verſichert mich, daß die ſchönen und häßlichen Ducheſſen, Principeſſen keinen Liebhaber verſchmachten laſſen, und daß ein Ton unter ihnen herrſcht, der dem beſten dieſer Art unter den Linden in Berlin nichts nachgibt.

Von der ſonſt ſo fürchterlich beſchriebenen Eiferſucht der

Italiener hat der Fremde nichts zu fürchten, die findet sich nur noch in deutschen Romanen. Nicht blos der Gemahl legt ihm keine Hindernisse in den Weg, auch selbst der Cicisbeo ist verschwunden, man wird dies letztere zweideutige Wesen nirgend mehr gewahr. Eheliche Treue darf hier nur fliehend, oder vor dem Spott sich versteckend gemalt werden, daher sind auch die Neapolitaner die einzigen Europäer, welche in einer Vorstellung von Menschenhaß und Reue nicht weinen, sondern lachen, weil sie gar nicht begreifen können, warum man solch Aufsehens von einer alltäglichen Kleinigkeit mache? — Wie weit man es in dieser Art zu denken gebracht, und wie sehr dergleichen im großen Stil getrieben wird, mögen zwei Beispiele beweisen.

Eine verheirathete Dame hatte, wie sich's gebührt, einen jungen Offizier zum Liebhaber, den sie, wie sich's gebührt, nach einiger Zeit überdrüßig wurde, und einen andern nahm. Der Offizier war so thöricht sich darob zu grämen; er liebte das Weib in der That, und bemühte sich zärtlich sie wieder in seine Arme zu locken. Eines Tages traf er sie allein, man erklärte sich wechselseitig, des Liebhabers Vorwürfe rührten, seine Bitten siegten, man söhnte sich feierlich aus. ——— Glücklich wie ein Gott, oder vielmehr wie ein Liebender und geliebter Mensch, verließ der Offizier gegen Abend seine wieder gewonnene Schöne. Es fiel ihm freilich ein wenig auf, daß nicht weit von ihrem Hause ihm sein Nebenbuhler begegnete, aber — dachte er lächelnd —

der wird abgewieſen werden. Er blieb ſtehen, um dieſen Triumph in einiger Entfernung zu genießen. Der Nebenbuhler wurde nicht abgewieſen. Das beunruhigte den Offizier im erſten Augenblick, aber — tröſtete er ſich im zweiten — ſie muß ihm ja doch erklären, daß nichts mehr für ihn zu hoffen iſt. Nur darum hat ſie ſeinen Beſuch angenommen, und der arme Teufel wird ſchnell genug zurückkommen. Aber der arme Teufel kam nicht zurück. Ein ſchneidender Argwohn zuckte durch die Bruſt des Offiziers, doch zum dritten Mal faßte er Muth. Eine ſolche Unterredung, ſprach er zu ſich ſelbſt, iſt ja nicht in wenigen Minuten abgethan; der überläſtige Menſch wird bitten, toben, knien; man weiß ja wohl, wie bei ſolchen Gelegenheiten das hundertmal Geſagte noch hundertmal wiederholt wird, und wie ſchwer es der Eitelkeit fällt, ſich zu überreden, man werde nicht mehr geliebt. Die arme Frau wird genug bei dieſer Unterredung auszuſtehen haben, es wäre grauſam, ſie noch obendrein durch Mistrauen zu kränken. — Durch ſolche Troſtgründe ſuchte er ſich zu beruhigen, und da es ihm endlich doch gar zu lange währte, ſo ging er nach Hauſe, mit dem Vorſatz, ſich am andern Morgen von ſeiner Dame recht umſtändlich erzählen zu laſſen, wie ſie den Nebenbuhler abgefertigt habe. — Statt dieſer Erzählung aber erſchien am andern Morgen ein Billet von der Dame, worin ſie ihm ganz trocken meldete, ſie habe ſich, trotz der geſtrigen Ausſöhnung, wiederum anders beſonnen, und wolle ihn nicht wieder ſehen. Betäubt antwortete der Un-

glückliche Alles, was Liebe und Verzweiflung ihm eingaben. Besonders führte er ihr zu Gemüthe, daß ihre Aussöhnung ja keine gewöhnliche, pro forma geschehene sei, sondern daß die Liebe selbst durch ihre süßesten Freuden sie besiegelt habe. Er schloß mit der Drohung sich zu erschießen, wenn die Grausame bei ihrem Vorsatze beharre. Und die Grausame beharrte. Sie gab zwar zu, daß der erneuerte Bund geschlossen worden sei, entschuldigte sich aber damit, daß sie ihn auf keine andere Weise habe los werden können. Doch von nun an sei ihre Thür ihm verschlossen, und wenn er sich wirklich erschießen sollte, so würde es ihr zum Ruhme gereichen, daß ein so schöner Jüngling um ihretwillen dem Leben entsagt habe. — Der Offizier erhielt dies letzte unverschämte Billet in einem Kaffeehause, stand plötzlich auf, sagte zu einigen Freunden, er müsse verreisen, nahm Abschied von ihnen, ging nach Hause und schoß sich todt. Die Dame lebt noch und treibt es noch immer nach wie vor. — — —

Ein Duca, der für den schönsten Mann in Neapel gilt, heirathete ein liebenswürdiges, unbescholtenes Mädchen, das, zu seiner eigenen nicht geringen Verwunderung, auch als Frau liebenswürdig und unbescholten blieb. Dennoch wurde der Herr Duca ihrer sehr bald überdrüssig, und bewarb sich mit großem Eifer um die Liebe einer Principessa (deren Namen ich, so wie den seinigen, verschweige). Endlich gelang es ihm, die Gunstbezeugungen der neuen Geliebten zu erringen, doch nur unter der ausdrücklichen Be-

dingung, so lange ihre Verbindung dauere, seine junge hübsche Gemahlin blos als seine Schwester zu betrachten. Er versprach Alles; das Versprechen wurde ihm aber leichter als das Halten, denn gar bald verrieth ein kleiner lebendiger Zeuge sein gebrochenes Wort. Die edle Principessa tobte, sie wollte nichts mehr von ihm hören. In dieser Klemme schwur er Stein und Bein, er sei nicht Vater zum Kinde seiner Frau. Die Principessa stutzte. Ein Ehemann, der sich heldenmüthig selbst einen solchen Schimpf aufbürdet, imponirte ihr einen Augenblick. Doch ihre Eifersucht begehrte stärkere Beweise. Er erbot sich zu Allem. »Ist das Kind nicht das Ihrige,« sprach sie, »so schicken Sie es augenblicklich in's Findelhaus.« — Der Duca ging, und schickte sein Kind in's Findelhaus, trotz der Verzweiflung der Mutter, von deren Unschuld ganz Neapel noch jetzt überzeugt ist. — — —

Diese Beispiele, deren Zahl und Mannigfaltigkeit ohne Grenzen sind, mögen zur Aufmunterung des Fremden dienen, der ein Liebhaber von Intriguen im höhern Stile ist, er kann sicher sein, daß er auf nichts, was Sittlichkeit und Natur beleidigen könnte, Rücksicht zu nehmen braucht. Nur eine Vorsicht ist ihm zu empfehlen: die Sorge für seine Gesundheit. Er lasse sich ja nicht dadurch einschlummern, daß seine Geliebte eine Ducheſſa oder Marcheſina ist; das vermindert die Gefahr keineswegs. Viele dieser Göttinnen werden von ihren Eheherren angesteckt, und aus solchen kleinen Unannehmlichkeiten macht man hier

kaum ein Geheimniß. Bekanntlich iſt die Luſtſeuche in wärmern Himmelsſtrichen überhaupt nicht ſo gefährlich als in kältern, daher macht man hier auch nicht mehr Weſens davon als von einem Schnupfen oder Huſten. Aus dem Munde eines Arztes habe ich es, daß unter den höhern Ständen ſelten eine Familie ganz frei davon iſt, und daß man bei jeder andern entſtehenden Krankheit Rückſicht auf dieſe vernachläßigte nehmen muß. Abgefreſſene Naſen ſieht man freilich nur unter dem gemeinen Volke, das noch ſpäter Hülfe ſucht, weil es nicht im Stande iſt, ſie zu bezahlen.

Die wenigen Stunden, welche Spiel, Liebe, Theater und Schaugepränge noch übrig laſſen, füllen die Neapolitaner mit Religionsübungen aus. Man hat mich verſichert, daß die vornehmen Sünderinnen ſich zuweilen herablaſſen, in den Hoſpitälern Kranke zu pflegen, wobei es vermuthlich ſo zugeht, wie bei dem Fußwaſchen, welches der Kaiſer verrichtet. Die vermummten Brüderſchaften beſtehen zum Theil aus dem erſten Adel. Ich habe zuweilen einzelne Glieder derſelben geſehen, die Almoſen für die Seelen im Fegfeuer betteln, und die für wahre Elegants unter den Geſpenſtern gelten könnten. Ihre übergeworfenen langen Kappen waren von der feinſten Leinewand, ſchneeweiß gewaſchen, an kühlen Tagen trugen ſie ein kurzes Mäntelchen von dem ſchönſten rothen Scharlach darüber; der Pilgerhut, der an ihrer Seite hing, ſchien vom weichſten Biberhaar gemacht, Schuh und ſeidene Strümpfe verriethen,

daß die ganze Mummerei einen beſſern Anzug bedecke. Da gingen ſie denn, mit einer zierlichen Taſche in der Hand, von Haus zu Haus, reckten ſie jedem Krämer ſchüttelnd hin, empfingen gewöhnlich ein Kopfſchütteln zur Antwort, gingen ohne Murren weiter, und meinten nun, auf dieſe elende Weiſe ſich ein Verdienſt um unſern Herr Gott erworben zu haben.

Ihr Aberglaube äußert ſich zuweilen auf die lächerlichſte Art.

Nirgend wird wohl häufiger gebeichtet als in Neapel. Ich habe, bei meinem öftern Beſuchen der Kirchen, die Beichtſtühle, deren in jeder Kirche eine große Anzahl ſind, faſt nie leer gefunden. Gewöhnlich ſieht man aber zwanzig beichtende Weiber gegen einen Mann. Das beweiſet doch wohl ſchwerlich die größere Sündhaftigkeit des ſchönen Geſchlechts, ſondern vielmehr die größere Verſtocktheit des unſerigen. Auch mögen die Weiber lieber ſchwatzen und um jeden Preis Männer mit ſich beſchäftigen, wäre auch der Gegenſtand ihre eigene Sünde.

Ich habe nur noch ein Wort von der Unreinlichkeit der Neapolitaner zu ſagen; doch will ich eben nicht behaupten, daß ſich dieſelbe, in den höhern Ständen, bis auf ihre Zimmer erſtrecke, denn ich ſah manche derſelben ſehr reinlich und elegant. Aber ihre Häuſer, ihre Eingänge, ihre Treppen, ſind lauter Cloaken; und mich dünkt, wenn es nichts ſeltenes iſt, auf der Treppe eines Großen Menſchenkoth zu finden, ſo iſt der Schluß nicht zu kühn, daß

es mit der innern Reinlichkeit auch nicht sonderlich bestellt sein möge. —

Für die Liebe der Großen zu den Wissenschaften geben die Buchhandlungen einen ganz richtigen Maßstab. Ihrer sind zwar sehr viele — unter ihnen die Gebrüder Terres die berühmtesten — aber Erbauungsbücher und einige Uebersetzungen aus fremden Sprachen ausgenommen, wissen sie dem Nahrungsuchenden nichts anzubieten. Klagen darüber, beantworten sie durch das freimüthige Geständniß, daß in Neapel Niemand schreibt, Niemand liest und folglich auch Niemand Bücher kauft. Höchstens schaffe sich dieser oder jener Große eine Bücher-Sammlung zum Staat an. Dasselbe gilt von Gemälden, die allenfalls noch der Mode wegen gekauft werden. Es gibt einige gute Maler hier, aber sie sind Fremde. Mit der Bildhauerei ist es noch schlimmer bestellt, ich habe nicht erfahren, daß irgend ein Künstler von Bedeutung in diesem Fache hier zu finden sei. Gäbe es einen, so würde er auch blos für Grabmähler zu arbeiten haben. —

Laßt uns eine Stufe tiefer zu den mittlern Ständen hinabsteigen. In andern Ländern werden diese durch Kaufleute und Gelehrte formirt; hier gibt es aber keine Gelehrte, an ihre Stelle treten die Advokaten, die eben nicht im besten Rufe stehen, und deren Anzahl fast so groß sein soll, als die der Lazzaroni. Mir ist ein Beispiel bekannt geworden, eine kleine Begebenheit aus den letzten Tagen, welche eben auch keinen Beweis für die strenge

Sittlichkeit dieſer Klaſſe abgibt. Ein Deutſcher ſah ein hübſches Mädchen, die ſittſame Tochter eines Advokaten, öfter am Fenſter; ſie gefiel ihm ſo ſehr, daß er ihre Bekanntſchaft zu machen wünſchte. Um dieſen Wunſch zu erfüllen, ſchrieb er ihr ohne Umſtände ein Billet, und bat um eine Zuſammenkunft. Das Billet wurde ohne Umſtände angenommen und beantwortet. Das Mädchen meldete ihm ganz züchtig, ſein Beſuch werde ihr ſehr angenehm ſein, er möge ſich nur gegen Abend bei ihr einfinden, wo er auch die Geſellſchaft einiger Verwandten antreffen werde. Er kam, fand eine ehrbare Geſellſchaft, wurde zuvorkommend aufgenommen, und ging öfter hin. Man könnte wähnen, das ſei nur löbliche Gaſtfreiheit, und in der That wäre das z. B. in Rußland gar nichts beſonderes. Aber Gaſtfreiheit iſt hier ein Fremdling, und weit eher iſt zu vermuthen, daß etwa eine Spekulation dabei zum Grunde lag. Mehrere dergleichen Anekdoten berechtigen mich zu dieſer Vermuthung. Indeſſen habe ich von dem Mittelſtande zu wenig in Erfahrung gebracht, um wagen zu dürfen, über ſeine Sitten abzuurtheilen. Nur das weiß ich, daß er eben ſo unwiſſend und eben ſo abergläubiſch iſt, als der höhere Stand, und daß bei ihm, an die Stelle von Rouge et noir, das verdammte Lotto tritt, dem er mit gleicher Wuth ergeben ſcheint. — Ich habe einer Ziehung des Lotto mit beigewohnt; es iſt ein Volks-Spektakel, das ein Fremder zu genießen nicht verſäumen ſollte. In einem ſehr großen Saal des Gerichtshauſes (Vicaria) verſammeln ſich eine

Menge ſchwarzgekleideter Männer in Allongen-Perücken, welche ſehr reichlich dafür bezahlt werden, daß ſie ſich alle vierzehn Tage Einmal hier gemächlich niederlaſſen und ein Viertelſtündchen verweilen. Der Waiſenknabe, der, wie auch in andern Ländern üblich, die Nummern zieht, iſt über und über mit heiligen Bilderchen behangen. Gegen zweitauſend Menſchen haben ſich in den Saal geſtopft, und obgleich alle Fenſter und Thüren offen ſtehen, ſo iſt dennoch die Luft dermaßen mit mephitiſchen Dünſten geſchwängert, daß ich faſt vermuthe, ein angezündetes Licht würde hier verlöſchen. Wo möglich noch ärger als der Geſtank, iſt das Geſchrei und Pfeifen dieſes raſenden Pöbels. Oft muß man ſich fragen: bin ich in einem Tollhauſe? — So oft einer von den ehrenfeſten Herren erſchien, die bei der Ceremonie präſidiren, wurde er, weil es ſchon etwas ſpät war, ſo wüthend ausgepfiffen, daß der ſchneidende Ton das Gehirn erſchütterte. Das Drehen des Rades wurde von dem gräßlichſten Geſchrei begleitet. Die erſte herausgezogene Nummer (welche der vorſitzende Miniſter von dem Kinde empfängt, und dann einem hinter ihm ſtehenden Lazzaroni mittheilt) fand großen Beifall, und ein jauchzendes Geſchrei erſchütterte abermals das Gewölbe. Die zweite Nummer hingegen wurde ſchmetternd ausgepfiffen. — Jetzt eilte ich hinaus, um nicht nachher erdrückt zu werden. An der Treppe fand ich abermals eine Beutelſchneiderei; es hatte nämlich eine fromme Seele ſogleich auf die zahlreiche Verſammlung ſpekulirt und ſich mit einer Taſche

dahin gestellt, um für die armen Seelen im Fegfeuer Geld zu betteln. — Das war allerdings gut berechnet, besonders vor der Ziehung, wo ein Jeder noch bei der Glücksgöttin einer Vorsprache bedurfte. Uebrigens saß die Treppe voll bettelnder Krüppel, und damit man die Hauptzüge des neapolitanischen Volks (Aberglauben, Spielwuth, Armuth und Unsauberkeit) hier alle beisamen finden möchte, so war gleich neben der Treppe, im zweiten Stocke, ein Kl — angelegt, das heißt, es war erlaubt, hier auf offener Gallerie — —.— — — — —, und es geschah sehr häufig. — Als ich endlich die Straße erreichte, fand ich die Tausende, welche oben schrien, hier unten verzehnfacht. Es fiel ein starker Platzregen, aber daran kehrte sich Niemand. Mit und ohne Regenschirme bildete das Volk zu beiden Seiten eine dicke lange Hecke, welche von der Vicaria bis zu dem mehrere Straßen entfernten Gebäude reichte, in welchem die Gewinnste ausgezahlt werden. So bald oben eine Nummer gezogen war, wurde sie aus dem Fenster einem deshalb bereit stehenden Lastträger zugerufen, dieser setzte sich sogleich in Trab, um das Lotto in dem erwähnten Hause davon zu benachrichtigen, unterwegs aber der ängstlich harrenden Menge die große Neuigkeit mitzutheilen. So bald der Pöbel auf den Straßen den ersten dieser Lastträger von ferne erblickt, so wirbelt auch ein blökendes Geschrei sich in die Luft; viele tausend Hände durchsägen die Lüfte, denn ohne die Hände redet kein Neapolitaner. Eine halbe Minute lang bewegen sich alle Lippen, um dem

Nachbar tiefe Bemerkungen über den großen Gegenſtand mitzutheilen; bald aber legt ſich der Sturm und Alles wird wieder ruhig, um dem zweiten Laſtträger entgegen zu ſehen, der nun mit der zweiten Nummer den nämlichen Lärm bewirkt. — Es iſt in der That der Mühe werth, den Spaß mit anzuſehen. — Die Lottowuth greift auch wohl deshalb hier noch weiter um ſich, als ſonſt irgendwo, weil der Aberglaube zugleich ein weites Feld findet, welches er redlich anbaut. — Es iſt zum Todtlachen, welchen Alfanzereien die Neapolitaner bei der Wahl ihrer Nummern vertrauen. Hat z. B. ein Taugenichts, der eben nichts beſſeres zu thun weiß, den Einfall, fünf Nummern, gleichviel welche, auf die erſte beſte Wand zu ſchreiben, und darunter die Bemerkung zu ſetzen: ſie werden ſicher bei der nächſten Ziehung herauskommen; ſo kann man Alles darauf verwetten, daß, unter zehn Lotto-Spielern, die zufällig dieſe Nummern erblicken, acht ſie beſetzen. Leider hat die Raſerei dieſes in der Hölle erfundenen Spiels auch die unterſten Klaſſen ergriffen, und jeder Lump trägt ſeinen erbettelten Groſchen in die Lotterie. — So dunkel bisher die Farben waren, mit welchen ich den Charakter der Neapolitaner ſkizzirte, ſo werden ſie doch noch ſchwärzer, indem ich zum gemeinen Volke herabſteige. Mit allen Gebrechen der obern Stände verbinden ſie noch einige dem Pöbel eigene Laſter. Dennoch verſichern mich Männer von Anſehen, Fremde, welche ſeit länger als einem Vierteljahrhundert hier wohnen, das Volk ſei im Grunde ſehr treuherzig und

brav, gleiche gewiſſermaßen dem Deutſchen. Ich will und kann nicht an der Ausſage dieſer Männer zweifeln, denn ſie hatten allzuhäufige Gelegenheit das Volk zu beobachten. Auch habe ich ſelbſt ſeit zwanzig Jahren einen Bedienten, welcher oft lügt, öfter ſäuft, auch bisweilen ſtiehlt, und dennoch, trotz aller dieſer Laſter, eine gute ehrliche Haut iſt, die nicht allein mir, ſondern gern einem Jeden dient, ſo viel in ihren Kräften ſteht. Mir iſt alſo die Möglichkeit klar, daß rohe Menſchen, bei großen und groben Gebrechen, doch recht gute Menſchen ſein können, denn ihre Laſter ſind nur Angewohnheiten, aber freilich ſehr beſchwerliche Angewohnheiten. Diebſtahl iſt hier ſehr häufig, trotz Henken und Stäupen; ja, man erzählt die drollige Anekdote, daß einſt der Henker unter dem Galgen ſeine Schuhe ausgezogen, um bequemer auf die Leiter zu ſteigen, und daß, während er ſein Amt verrichtete und Aller Augen auf den Dieb am Galgen geheftet waren, ein anderer Dieb unter dem Galgen die Schuhe ſtahl. Verſchiedene ſtrenge und zum Theil ſonderbare Polizeigeſetze, die man dem jetzigen Ober-Polizei-Meiſter, dem thätigen Herzog von Aſcoli verdankt, beweiſen, wie nöthig man gefunden, ungewöhnliche Maßregeln gegen dieſes Laſter zu ergreifen. Jeder Fremde z. B. der in einem Wirthshauſe wohnt, ſoll von dem Wirthe erſucht werden, demſelben ein Verzeichniß von allen ſeinen bei ſich habenden Koſtbarkeiten einzuhändigen. Es ſteht in des Fremden Belieben, das zu thun oder nicht, im letztern Fall aber ſoll er dem

Wirth eine schriftliche Erklärung ausstellen, daß er das Verzeichniß verweigert habe. Wenn nun der Wirth weder diese Erklärung, noch ein solches Verzeichniß aufzuweisen hat, so muß er, im Fall ein Diebstahl in seinem Hause geschieht, Alles ersetzen. Eben das ist er auch zu thun gezwungen, wenn er den Fremden gar nicht von dieser Einrichtung benachrichtigt hat. Das letztere scheint gewöhnlich der Fall zu sein, wenigstens habe ich es nur aus der gedruckten Polizeiverordnung erfahren, die ich mir verschaffte. Man ist also in Wirthshäusern vollkommen sicher und ich rathe daher Niemanden in Privathäuser zu ziehen, wenn er gleich dort etwas wohlfeiler wohnen könnte. Während meines Aufenthalts in Neapel fand ein Baron B —, ein Deutscher, der chambre garnie gemiethet hatte, eines Abends bei seiner Nachhausekunft, alle seine Habseligkeiten gestohlen, ob er gleich seinen Schlüssel dem Lohnlackei anvertraut hatte. Der Kerl wurde auf der Stelle eingezogen, läugnete aber keck die Mitwissenschaft. Ueberhaupt sind die italienischen Lohnbedienten das ärgste Diebsgesindel, welches die Erde trägt. Dem Anscheine nach werden sie geringer bezahlt als in andern großen Städten, sie fordern nämlich nicht mehr als sechs Carlins täglich (etwa achtzehn Groschen), aber sie wissen sich sehr gut für diese anscheinende Mäßigung zu entschädigen. Denn einmal ist es schon Herkommens, daß der Wagenverleiher, von dem der Fremde seine Equipage miethet, ihnen täglich zwei

Carlins abgeben muß; ſie ſehen daher ſehr ſcheel dazu, wenn man dann und wann einmal zu Fuße gehen will. Zweitens kaufen ſie Alles ein, was der Fremde braucht, und berechnen es doppelt hoch. Es nutzt auch zu nichts, wenn man die Sachen ſelbſt behandeln und kaufen will; denn ſie ſtehen hinter dem Fremden, und geben dem Kaufmann mit aufgereckten Fingern ein Zeichen, wie viel Carlin er zum Vortheil des Lohnbedienten mehr fordern ſoll. Thut er es nicht, ſo führt er ihm keine Kunden wieder zu. Es wäre daher ſehr zu wünſchen, daß der Fürſt Aſcoli auch einmal einen ſeiner wachſamen Blicke auf dieſe Blutſauger richten möchte. — Gleich den Gaſtwirthen müſſen auch die Wagenverleiher für Alles haften, was demjenigen, der den Wagen miethete, aus demſelben geſtohlen wird, und können ſich, zur Entſchädigung, blos an ihre Knechte halten, weil vorausgeſetzt wird, daß ſie Sorge tragen müſſen treue Knechte zu wählen. Jeder Miethwagen iſt nicht allein mit einer Nummer bezeichnet, ſondern noch überdies der Ort daran geſchrieben, wohin er gehört, z. B. Napoli, Portici u. ſ. w. Der beraubte Paſſagier hat alſo weiter nichts zu thun, als der Polizei die Nummer anzuzeigen. Ja ſelbſt in dem Falle, daß er keinen Zeugen aufſtellen könnte, der geſehen was er mit ſich in den Wagen genommen, ſoll ſein eigenes Zeugniß hinlänglich ſein, wenn er ſonſt ein Mann von gutem Rufe iſt. Dieſer letzte Umſtand iſt in der That ſo hart für den Wagenverleiher, daß, wie mich dünkt, nur eine wichtige Urſache ihn ent-

ſchuldigen kann; und welche andere könnte das ſein, als das Ueberhandnehmen des Diebſtahls, dem man ſelbſt durch harte Mittel ſteuern zu müſſen glaubt. Vermuthlich haben ſie auch ſchon gute Wirkung gethan, denn, außer dem oben angeführten Beiſpiele, habe ich, während meines Hierſeins, nichts dergleichen erfahren, und von Taſchen-Dieberei iſt mir gar nichts zu Ohren gekommen. Wenn daher wahr iſt, was Gorani verſichert, daß ihm faſt täglich ein Schnupftuch aus der Taſche geſtohlen worden, ſo ging es entweder damals ärger zu als jetzt, oder Gorani war ein Elegant, der die Zipfel ſeiner Schnupftücher zu lang aus der Taſche hängen ließ. Ich habe mich doch auch durch manche Volkshaufen gedrängt, aber nie ein Schnupftuch vermißt. — Eine andere böſe Gewohnheit der Neapolitaner war vormals das Meſſerzucken, um es, bei geringen Zänkereien, dem Gegner in die Bruſt zu ſtoßen. Auch hiervon hört man jetzt gar nichts mehr, man kann bei Tag und Nacht ſo ſicher auf den Straßen, als in ſeinem Zimmer herumwandeln. Dieſe geſegnete Ruhe hat abermals eine ſcharfe Verordnung des Herzogs von Aſcoli hervorgebracht. Kein Menſch, wer er auch ſei, die Offiziere in Uniform blos ausgenommen, darf bewaffnet auf der Straße erſcheinen, oder ſich ſonſt erkühnen irgend einen Unfug anzufangen, denn außer den von den Geſetzen angedrohten Strafen wird er noch überdies auf der Stelle militäriſch gezüchtigt, durch Stockſchläge, Peitſchenhiebe oder am Pranger (welcher, ſelt-

ſam genug, Berlina heißt). Dieſen Verordnungen hat Fürſt Aſcoli durch eine neuerrichtete, gelb und ſchwarz gekleidete Garde Reſpekt zu verſchaffen gewußt, welche ſich von den gewöhnlichen Sbirren darin unterſcheidet, daß ſie auch in die Häuſer dringen, und Jedermann ohne Unterſchied, auch Offiziere, arretiren darf. Das ſtrenge Geſetz ſelbſt iſt aber wiederum ein trauriger Beweis von ſeiner Nothwendigkeit. Die Italiener überhaupt ſind äußerſt reizbar und rachſüchtig, wenn auch nicht nachtragend; aber im erſten Augenblicke ſind ſie ihres Zorns nicht Meiſter; eine vermeinte Beleidigung wird auf der Stelle gerächt, am liebſten, wenn es ſein kann, durch ein blankes Stilet. Ich habe einen jungen Burſchen geſehen, den ein anderer mit einem Stein am Kopfe verwundet hatte; er ſetzte dem Thäter nach, konnte ihn nicht erreichen, wieherte vor Zorn, biß in ſein Schnupftuch und zerriß es mit den Zähnen. Dieſer ſeltſame Ausbruch ſeiner Wuth kehrte öfter zurück, und, nachdem er dem Anſchein nach, ſchon ganz ruhig davon gegangen war, hörte ich ihn noch in der Ferne plötzlich wiederum brüllen, und ſah, wie er auf's neue in das Schnupftuch, gleich einem Hunde in den vorgehaltenen Stoß biß. Hätte dieſer Menſch ſeinen Gegner erwiſcht, und hätte der wohlthätige Herzog von Aſcoli ihm das Meſſer nicht genommen, ſo wäre er ſicher zum Mörder geworden.

In Anſehung der Lebhaftigkeit der Empfindung ſind die Italiener Kinder, ſie ſchreien; die Ruſſen

Knaben, sie singen; die Deutschen Jünglinge, sie schwärmen; die Franzosen Männer, sie handeln; die Engländer Greise, sie schweigen. Oft hört man hier auf den Straßen ein Geschrei, daß man meinen sollte, es sei ein blutiger Zank; und tritt man näher, so war es wohl gar ein freundschaftliches Gespräch. Daß bei einer solchen Reizbarkeit die Wollust hier zur fürchterlichen Leidenschaft werden mußte, ist begreiflich. Die elende, Seele und Leib entnervende, griechische Liebe geht hier stark im Schwange.

Ich kehre zu meiner Skizze des Volkscharakters zurück. Daß der neapolitanische Pöbel faul sei, möchte ich doch gerade nicht behaupten, so oft es auch schon behauptet worden. Er hat nur nichts zu thun, und darum muß er wohl faul sein, man gewöhnt ihn zur Faulheit, in seiner Natur liegt sie gar nicht. Freilich stehen, zu jeder Tageszeit, Tausende von Müßiggängern auf den Straßen; aber man versuche es nur, man rufe zu irgend einem Geschäft die Lazzaroni herbei, haufenweis werden sie herzu stürzen um ein paar Gran zu verdienen. Wüßte die Regierung ihre Kräfte zu benutzen, sie könnte wahrlich viel mit diesem Volke ausrichten. Die Handwerker sieht man doch immer fleißig und emsig vor ihren Thüren sitzen; aber was sollen die dreißig bis vierzigtausend Lazzaroni anfangen, wenn man sie nicht beschäftigt, sie müssen am Ende wohl faule Tagediebe werden, und natürlich entspringen aus dieser Tagedieberei wiederum alle anderen Laster. Doch

muß ich zu ihrem Ruhme bekennen, daß ſie immer wenigſtens mäßig dabei bleiben, denn nie habe ich einen Betrunkenen geſehen. — — Aus allen dieſen, freilich nur flüchtigen Bemerkungen glaube ich das Reſultat ziehen zu dürfen: daß die höhern Stände in Neapel unverbeſſerlich ſind, daß die jetzige Generation ganz herabgewürdigt und verloren iſt, und daß nur nach und nach durch eine zweckmäßigere Erziehung dieſe unedle Raçe wieder veredelt werden kann. Das Volk hingegen, dem gebe man nur Arbeit, ſo wird es bald ein fleißiges, braves und wohlhabendes Volk werden. — Ich darf dieſen Artikel nicht ſchließen, ohne noch eines Zuges zu erwähnen, der in dieſem Augenblick dem Charakter der Neapolitaner tief eingedrückt iſt; ich meine den glühenden Haß gegen die Franzoſen. Vom Höchſten bis zum Niedrigſten iſt dieſer Haß tief eingewurzelt. Sie geben ſich auch gar keine Mühe ihn zu verbergen, und ich habe Aeußerungen gehört, deren Unklugheit (da ſie gegen einen Fremdling ausgeſprochen wurden), wahrhaftig nur ein überfließendes Herz entſchuldigen konnte. Ihrem Haſſe gleicht nur ihre Furcht. Sie laſſen ſich von den Franzoſen alles gefallen. Sie beugen ihren Nacken unter das Joch des Uebermuthes, welcher außer ihrem Vaterlande den Franzoſen eigen iſt (denn in demſelben ſind ſie meiſt ſehr liebenswürdige Menſchen). Einer meiner Freunde ſah jüngſt, wie ein beſoffener franzöſiſcher Livreebedienter auf öffentlicher Straße einen neapolitaniſchen Offizier inſultirte und auf ihn eindrang,

ohne daß dieſer wagte ihn arretiren zu laſſen; ja er mußte ſich endlich in ein Kaffeehaus zurückziehen, und durch eine Hinterthür fernern Beſchimpfungen entſchlüpfen. Freilich, wenn der hieſige franzöſiſche Geſandte Alquier dergleichen erfährt, ſo beſtraft er ſeine Landsleute ſtreng; aber der Sieger findet gerade in der Flucht des Beſiegten immer neuen Reiz zu muthwilligem Frevel. Daher gehen die Neapolitaner den Franzoſen ſo viel als möglich aus dem Wege. Mir iſt davon ein auffallendes Beiſpiel bekannt geworden. Ein deutſcher Kaufmann, ein Fremder, hatte ſich zufällig zu einigen franzöſiſchen Offizieren geſellt; ſie wollten miteinander die königliche Porzellanfabrik beſehen, und die Offiziere wollten einiges dort kaufen. Man verweigerte ihnen den Eintritt, unter dem Vorwande, es ſei eine ausdrückliche Erlaubniß dazu vonnöthen. Als der Kaufmann ſich hierauf von den Offizieren getrennt hatte, ward er zurückgerufen, und ihm zu verſtehen gegeben, für ihn ſei die Fabrik nicht verſchloſſen. Er ging hinein und beſah ſie nach Gefallen.

---

15. Miszellen. Einzelne Bemerkungen.

Der Handel, der hier ſo blühend ſein könnte, bedeutet unter den Inländern ſehr wenig. Sie beſitzen die herrlichſten Produkte zur Ausfuhr, Korn, Oel, Roſinen, Feigen, Seide, Wolle, Wein u. ſ. w. Sie haben die vortrefflichſten Häfen am mittelländiſchen und adriatiſchen Meere; aber — ſie haben keinen Kredit. Es geht

ihnen wie den ruſſiſchen Kaufleuten. Sie laſſen ihre Waren durch Fremde verſchreiben. Spekulationen auf Neapel zu machen, iſt ſehr gefährlich, wenn man nicht mit einem guten fremden Hauſe allhier in Verbindung ſteht. Die Zahlungen erfolgen ſehr unordentlich, und ſendet man mehr Waren hieher, als in drei Monaten verkauft werden können, ſo iſt man ſicher, ſie auf dem Halſe zu behalten. Daher ſind auch die ausländiſchen Waren ſehr theuer, trotz der Leichtigkeit, ſie von allen Seiten zu bekommen. Wollte freilich die Regierung den Handel unterſtützen — aber ſie thut gar nichts dafür; hohe Auflagen erſchweren ihn vielmehr. — Himmel! was würde ein Friedrich II. aus dieſem reichen Lande gemacht haben! es wäre längſt das Schrecken ſeiner Feinde, der Schooß des Glücks für die Eingebornen, des Vergnügens für die Fremden.

* * *

Es iſt eine ſonderbare Gewohnheit, die aber auf den Kredit der Neapolitaner ein ſehr übles Licht wirft, daß, wenn man über irgend etwas mit einem Neapolitaner kontrahirt (z. B. mit dem Vetturino über eine Reiſe nach Rom), man nicht ihm, wie in andern Ländern gebräuchlich iſt, Geld auf die Hand gibt, ſondern ſich von ihm welches geben läßt. Unterläßt man dieſe Vorſicht, ſo iſt man ſeiner Sache nicht gewiß. Der unbekannte Fremdling hat alſo mehr Kredit als der anſäßige Eingeborne.

* * *

Für Leute, die hier wohnen, iſt Neapel ein wohlfeiler Ort, denn alle Bedürfniſſe des Lebens bringt die Natur das ganze Jahr hindurch ohne Anſtrengung hervor, folglich ſind ſie zu geringen Preiſen zu haben. Fremde müſſen freilich, wie überall, mehr bezahlen, und für dieſe iſt Neapel wohl eben ſo theuer als Paris. Das gilt beſonders von der Wohnung. Für einen ſchön dekorirten Saal und vier Zimmer habe ich monatlich hundert und zwanzig Thaler bezahlt, doch freilich in der beſten Gegend der Stadt, am Largo del Castello, umgeben von allen Schauſpielhäuſern, den Veſuv im Geſicht, in einem ſehr reinlichen Hauſe, Albergo del Sole genannt, das von einer liebenswürdigen Engländerin gehalten, und wo man ſehr gut bedient wird. Ich empfehle dieſes Haus jedem Reiſenden, es wäre denn, daß er lieber den Ruhm haben möchte, in dem erſten Wirthshauſe, la grande Bretagne, zu wohnen, wo man, der Sage nach, ungeheuer geprellt werden ſoll. — Der Tiſch iſt gut, aber auch nicht wohlfeil. Der Preis von zehn Carlins (ein Thaler ſechs Groſchen) für die Portion, war ein ungewöhnlich niedriger, von mir bedungener Preis. Der Wein iſt da freilich mitgerechnet, aber den gewöhnlichen hieſigen, unausſtehlich ſüßlichen Tiſchwein kann man nicht trinken, man muß alſo die Thränen Chriſti dennoch apart bezahlen, doch bekommt man für ſechs Groſchen einen ſehr trinkbaren Wein dieſer Gattung. Das Brot iſt nicht ſonderlich und ſteht dem franzöſiſchen weit nach. Das Gemüſe hat bei weitem nicht die Kraft, wie in nördlichen

Ländern, die Kartoffeln und Rüben ſind faſt nicht zu genießen; nur der Blumenkohl iſt gut und wächſt ungeheuer groß. Fiſche und Früchte ſind vortrefflich und im Ueberfluß; doch nur diejenigen, welche die Natur ohne Hilfe hervorbringt, Ananas hingegen (deren Erziehung doch auch hier wenig Mühe macht) ſind theurer als in Berlin, weil Niemand Treibhäuſer hat. — Equipage iſt, wie überall, einer der theuerſten Artikel für den Fremden; ſie koſtet täglich vier und einen halben Thaler. Fährt man vollends mit vier Pferden einige Meilen über Land, ſo iſt das eine Ausgabe von neun Thalern. — Die Logen im Schauſpielhauſe ſind, wie ſchon erwähnt, faſt nicht zu bezahlen. — Einzelne Plätze darin kann man nicht haben, man muß ſie ganz nehmen, und doch kann man auch kein Frauenzimmer in's Parterre führen. Es iſt daher ein Glück, daß man eben nicht in Verſuchung geräth, oft in's Theater zu gehen. — Dem Lohnlackei gibt man gewöhnlich ſechs Carolins (achtzehn Groſchen) täglich; das ſcheint im Vergleich mit andern Reſidenzen nicht viel; aber man hüte ſich, dieſe Menſchen ſind wahre Blutſauger, ſie verdoppeln jede Ausgabe der Fremden und laſſen die Hälfte in ihren Beutel fallen. Dabei ſind ſie unter den vielen Faulthieren in Neapel die allerfaulſten. — Putzwaren für Damen findet man hier ſchön und geſchmackvoll, aber zu ungeheuren Preiſen. — Mit Gemälden und Alterthümern wird man überlaufen. Wer kein Kenner iſt, hüte ſich ſehr vor dem Anführen, laſſe auch nicht durch die geforderten Preiſe ſich irre

machen, zu glauben, das Ding ſei doch wenigſtens die Hälfte werth. Etwa ein Drittel muß man bieten, und oft iſt das noch zu viel. — In Villa franca kann man Kopien von den berühmteſten Gemälden kaufen, welche die jungen Maler dort in Miniatur, meiſtens recht ſchön verfertigen, und ſich mit geringem Lohn begnügen. Will man aber Originale kaufen, es ſeien Gemälde oder Vaſen und Gemmen, ſo ziehe man ja einen Kenner zu Rathe. Der Steinſchneider Rega gilt für den beſten, und ich weiß, daß viele Sammler keinen Handel ſchließen, ohne ſeinen Ausſpruch gehört zu haben.

* * *

Eine Volks Scene trug ſich unter meinem Fenſter zu, die eben kein günſtiges Vorurtheil für das hieſige weibliche Geſchlecht erweckt. Ein Frauenzimmer, in ſchwarzer Seide ſehr anſtändig gekleidet, mit der hier gewöhnlichen großen ſchwarzen Kappe über dem Kopfe, gerieth in Streit mit einem andern Frauenzimmer, das, nach ſeiner weißen Kleidung zu ſchließen, auch nicht zum Pöbel gehörte. Anfangs disputirten ſie eine Weile mit entſetzlichem Geſchrei; doch konnte das auch ein freundſchaftliches Geſpräch ſein, da hier immer geſchrien wird. Plötzlich aber gab die ſchwarzſeidene Frau der andern eine derbe Ohrfeige, und empfing auf der Stelle die Bezahlung in gleicher Münze. Hierauf riß die ſchwarze der weißen die Haube vom Kopfe, ſchleuderte ſie auf den Markt, ankerte mit allen zehn Fingern in den Haaren ihrer Gegnerin, und zauſte ſie gewaltig. Allein

die weiße erſah ihren Vortheil, ſchlug der ſchwarzen ein Bein unter, und warf ſie ſo geſchickt auf das Steinpflaſter, daß die entblößten Poſteriora das Licht der Sonne begrüßten, und nun hammerte die weiße auf der ſchwarzen, wie ein Koch auf dem Hackbrete. Ein Pöbelkreis von vielen hundert Menſchen ſchloß ſich ſo dicht um ſie, daß die Prügelnden kaum Platz übrig behielten, ihre nervichten Arme zu bewegen; Geheul, Geſchrei, Ziſchen, Klatſchen, Pfeifen akkompagnirten den Kampf; aber keiner nahm ſich die Mühe, die tollen Weiber aus einander zu bringen, ſie hätten ſich in Gottes Namen todtſchlagen mögen. Endlich kamen Soldaten, die ſie von einander riſſen, aber nicht arretirten. Vielmehr nahete ſich ein wohlgekleideter Mann, reichte der ſchwarzen Dame ſeinen Arm, und führte ſie ruhig davon. Für die weiße intereſſirte ſich Niemand, ſie verließ als beſcheidene Siegerin den Kampfplatz. — Auch dieſe Frauenzimmer biſſen vor Wuth in ihre Schnupftücher, welche Aeußerungen des Zornes den Neapolitanern eigen zu ſein ſcheint. — An allen ſolchen Begebenheiten nimmt der Pöbel blos als Zuſchauer Theil, hält ſich nie verpflichtet, Unglück zu verhüten. Wenn Straßenjungen ſich balgen, wird ſogleich ein Kreis geſchloſſen, aber nur, wenn Blut fließt, findet ſich Einer oder der Andere unter den Umſtehenden, der es verſucht, ſie aus einander zu bringen.

* * *

Eine ſeltſame Furcht haben die Neapolitaner vor dem Regen. Nirgend ſieht man mehr Regenſchirme als hier,

und bei Regenwetter iſt es in den vielen engen Straßen äußerſt beſchwerlich, den Tauſenden von Regenſchirmen auszuweichen. Es iſt luſtig zu ſehen, wie die Miethskutſcher auf öffentlichen Plätzen ſchnell nach allen Richtungen davon fahren, wenn ein Regenguß ſie plötzlich überraſcht. Gerade in Augenblicken, wo Miethswagen am nothwendigſten wären, iſt kein einziger auf den Straßen zu finden. Dieſe drollige Furcht gründet ſich, wie man mir ſagt, auf eine Behauptung, die vermuthlich nur ein Vorurtheil iſt, der hieſige Regen ſchade nämlich der Geſundheit. — Eine gute, nachahmungswerthe Gewohnheit erinnere ich mich nicht ſonſt irgendwo bemerkt zu haben. Wenn nach Platzregen in der Mitte der abhängigen Straßen ſich Bäche bilden, welche der Fußgänger ſehr unbequem durchwaten würde, ſo werden alſobald kleine Brücken auf Rädern dahin gefahren, die ſo lange ſtehen bleiben, bis das Waſſer ſich verlaufen hat.

* * *

Die gewöhnlichen Fiacres ſind in Neapel ſehr weit von Eleganz entfernt und beſonders unreinlich. Wie es inwendig in einem ſolchen Wagen ausſehen muß, kann man aus dem Umſtande abnehmen, daß der Miethskutſcher gegen Mittag beide Thüren öffnet, den Hafer hinein ſchüttet, vor jede der offenen Thüren eins ſeiner Pferde ſtellt, und ſie ſo, mit den Köpfen einander gegenüber, aus dem Wagen freſſen läßt.

* * *

Gegen Weihnachten finden ſich in Neapel hunderte von Bockspfeifern ein, die in ihren Schafspelzen, das Rauhe nach außen gekehrt, ſeltſam gegen die leicht bekleideten Lazzaroni abſtechen. Es ſind Hirten aus Apulien und andern oft entfernten Gegenden, die es für Religionspflicht halten, um dieſe Zeit mit ihren Dudelſäcken nach der Reſidenz zu wallfahrten, und ſo die Hirten nachzuahmen, welche zu Bethlehem die Krippe des Heilandes beſuchten. Sie gehen von Haus zu Haus, von Bude zu Bude, und es iſt gar luſtig zu ſehen, mit welcher Andacht ſie vor den Marienbildern ſtehen bleiben, und ſo, während ihre Lungen blaſen, ihre Hände fingern, mit frommen Blicken zu der Madonna hinauf ſchauen. Ich wundere mich, daß noch kein Maler eine ſolche Scene zum Gegenſtand ſeiner Kunſt gewählt hat. — Mehrere Wochen vor Weihnachten hört man auf allen Straßen nichts als dieſes Gedudel, das doch mitunter recht harmoniſch klingt. Die letzten neun Tage vor dem Feſte ſoll es am ärgſten ſein. — Man verſichert mich, daß manche Hirten mehr als vierzig Häuſer täglich auf dieſe Weiſe bedienen. Da jeder Madonna doch wohl eine Viertelſtunde gewidmet werden muß, ſo bläſt folglich ein ſolcher zehn Stunden hinter einander auf dem Dudelſacke. Welche Lungen!

* * *

In einer italieniſchen Zeitung las ich unlängſt: Die Deutſchen behaupteten alles erfunden zu haben, während andere Nationen ſich den Ruhm davon zueigneten, z. B.

die Kuhpocken, eine deutſche Erfindung, habe Doktor Jenner in England zuerſt in Gang gebracht. Eben ſo ſei die Erfindung des Telegraphen von den Franzoſen benutzt worden. Ein gleiches ſei mit dem Luftballon geſchehen, deſſen ein gewiſſer Moshof zuerſt zu erwähnen glaube, worin ihm aber die Italiener zuvor gekommen. (Das Blatt ſagt nicht wann und wo?) Knochengallerte habe ſchon Ploucquet in Tübingen gemacht, Cadet de Beaux hingegen ſie ausgeſchrien. Klaviere, welche ſelbſt die Noten niederſchreiben, die auf ihnen gegriffen werden, habe Pfeiffer in Stuttgart verfertigt, Stanhope in England ſich die Ehre zugeeignet, u. ſ. w. — Die Italiener hätten aber noch weit mehr Urſache, die wichtigſten Erfindungen, als die Frucht ihres Genies, zu reklamiren. Daß zum Beiſpiel eine magnetiſche, auf Queckſilber ſchwimmende Kugel die Eigenſchaft habe, ſich um ihre Achſe zu drehen, und dergeſtalt Länge und Breite anzuzeigen, gebe ein Engländer für ſeine Erfindung aus. Es iſt nicht wahr, ſprächen die Franzoſen, denn es ſteht ſchon in Buſch's geographiſchen Ephemeriden vom Jahre 1803. Das kann ſein, rufen frohlockend die Italiener, aber es ſteht ſchon im Leben eines gewiſſen Vico, welches 1730 geſchrieben und gedruckt worden. — Von Herzen gönne ich ihnen dieſen Triumph, und bemerke nur in Anſehung meiner deutſchen Landsleute, daß ihnen ganz recht geſchieht, wenn andere Nationen ihnen Ehre und Vortheil vor dem Munde wegſchnappen, denn immer ſchreiben ſie nur

und handeln nie. Bei ihnen iſt alles Hypotheſe, die höchſtens den Erfinder erwärmt, die übrigen trauen den Hypotheſen nicht, betrachten ſie blos als eine angenehme Spielerei des Geiſtes, fürchten ſich lächerlich zu machen, wenn ſie Geld hergäben, um Verſuche anzuſtellen, ſelten aber iſt der Erfinder ſelbſt ein reicher Mann, der aus eigenen Mitteln Verſuche beſtreiten kann; ſo iſt er denn gezwungen, ſeine Erfindung in ein dickes, langweiliges Buch niederzulegen, das Niemand lieſt, das in wenigen Jahren ganz vergeſſen wird, bis ein ſpekulativer Fremdling den verborgenen Schatz aufſpürt, das Todte belebt. Dann blättern die Deutſchen flugs auch, und ſprechen: halt! das haben wir erfunden! — Unbedeutender Ruhm! Mit Recht gebührt die Ehre dem, der die Erfindung der Welt nutzbar machte.

* * *

Für den zwölften November kündigten die Patres ſcolari im Kollegio Caravaggio den Anfang ihrer philoſophiſchen Vorleſungen an, die Neubegier trieb mich hin, wiewohl mit geringer Erwartung. Ich fand eine Art von Gallerie, ringsum mit geometriſchen und mechaniſchen Figuren behangen; zu beiden Seiten einige Bänke, auf welchen ſieben junge Leute ſaßen, im Hintergrunde ein Mann hinter einem Tiſche, der auch kaum dreißig Jahre zählen mochte; er trug ein Prieſtergewand und hatte ſein Baret neben ſich geſtellt. Bereits im Vortrag begriffen, als ich hereintrat, ſtand er ſogleich auf, kam mir höflich entge-

gen, und fragte nach meinem Begehren. Es dauerte eine Weile ehe er begriff, daß ich blos in der Abſicht käme, ihm zuzuhören; man las das Erſtaunen auf ſeinem Geſicht, über den vermuthlich unerhörten Beſuch eines Menſchen, dem ein Stern auf das Kleid geſtickt war. Er faßte ſich aber augenblicklich, wies mir ſehr höflich einen Platz an, ſetzte ſich, wiederholte mir kürzlich, was er in der Vormittagsſtunde über die Geſchichte der Philoſophie geſagt hatte, und fuhr dann unbefangen fort, mit einer Suade, einer Wahl des Ausdrucks, die mich eben ſo ſehr in Erſtaunen ſetzten, als die geläuterte Vernunft, die aus jedem ſeiner Worte hervorblickte. Schon daß er die ganze Philoſophie blos auf Mathematik gründete, war mir völlig unerwartet. Was er ſprach, waren freilich lauter bekannte Dinge, für einen auf proteſtantiſchen Schulen erzogenen Deutſchen; aber es machte mir großes Vergnügen, ſie an dieſem Orte, von einem Manne in ſolchen Kleidern wieder zu hören, und ich verließ die Stunde, mit wahrer Achtung für den jungen Mann erfüllt, deſſen Phyſiognomie eben ſo geiſtreich war als ſein Vortrag. Ich fürchte nur, daß die ſieben jungen Leute, die ihn mit offenen Mäulern angafften, wenig davon verſtanden haben. — Von andern philoſophiſchen Vorleſungen iſt mir in Neapel nichts zu Ohren gekommen. Da man nun daſelbſt der Sage nach ſieben hunderttauſend Einwohner zählt, ſo folgt, daß von hunderttauſenden ſtets nur einer ſich entſchließt, ein wenig Philoſophie zu ſtudiren.

Eine andere Art von Philosophen, Herr Vincenzo Orsino, sagt in einer gedruckten Ankündigung: es habe stets viel gottlose Leute gegeben, welche behaupten, das Studium der Natur schade der geoffenbarten Religion. Das sei nicht wahr; die Religion sei vielmehr ein Bote der Geheimnisse Gottes, und die Natur mache seine Allmacht offenbar. Dennoch sei man so verblendet, die Religion noch für eine Feindin der Fortschritte des menschlichen Geistes zu halten, und meine, jede Denkfreiheit müsse auch irreligiös sein. Zur Widerlegung dieser Meinung habe er ein Buch geschrieben, betitelt: die irreligiöse Denkfreiheit, eine Feindin der Fortschritte in den Wissenschaften, in welchem bewiesen wird, daß alle Werke von Gelehrten, die nicht zugleich fromme Gläubige waren, von Widersprüchen wimmeln, blos den Alten nachbeten, sich nie über dieselben erheben, und daß auf alle neuern Entdeckungen das Christenthum den vortheilhaftesten Einfluß gehabt hat. Dieses vortreffliche Werk werde nächstens bei den Gebrüdern Terres in Neapel für sieben Carolins (ein und zwanzig Groschen) zu haben sein.

* * *

Der Ritter Calcagni fand in dem merkwürdigsten Jahre meines Lebens den schönen Vers von Wieland:

Die Hand, die uns durch dieses Dunkel führt,
Läßt uns dem Elend nicht zum Raube.

Er übersetzte ihn folgendergestalt in's Lateinische:

Quae nos per medias hoc ducit dextra tenebras,
Postremo nunquam deserit exitio.
Atque ubi spes desit, quo sedibus alliget imis,
Quassatam prorsus ancora jacta ratem:
Haec mente immota maneat fiducia nobis
Quovis momento vertitur exiguo.

Als er nun von mir hörte, dieſer Vers ſei von unſerm vortrefflichen Wieland, nahm er ſich ſogleich vor, dieſen Fürſten der deutſchen Dichtkunſt zu leſen, zu ſtudiren, vielleicht zu überſetzen.

* * *

Damit meine ſchönen Leſerinnen alles Lateiniſche in dieſem Buche auf einmal überſchlagen können, laſſe ich hier ſogleich eine merkwürdige Inſchrift folgen, die den Veſuv betreffend, an einer Straßenecke in Portici gefunden wird. Zum vollkommenen Verſtändniſſe derſelben iſt zu wiſſen nöthig, daß einſt ein Ausbruch des Berges Portici verheerte, und daß mehrere Menſchen blos dadurch ihren Tod fanden, daß ſie ihre Habſeligkeiten, trotz der dringendſten Gefahr, noch retten wollten.

Posteri Posteri
Vestra res agitur
Dies facem praefert diei nudius perendino
Advortite
Vicies ab satu solis infabulatur historia
Arsit Vesaevus
Immani semper clade haesitantium
Ne posthac incertos occupet moneo

Uterum gerit mons hic
Bitumine alumine ferro sulphure auro argento
Nitro aquarum fontibus gravem
Serius ocius ignescat pelagoque influente pariet
Sed ante parturit
Concutitur concutitque solum
Fumigat coruscat flammigerat
Quatit aerem
Horrendum immugit boat tonat arcet finibus accolas
Emica dum licet
Jamjam enititur erumpit mixtum igne lacum emovit
Praecipiti ruit ille lapsu seramque fugam praevertit
Si corripit actum est periisti
Ann. Sal. CIↃIↃCXXXI. XVI. Cal. Jan.
Philippo IV. rege
Emanuele Fonseca et Zuniga Comite montis regii
Pro rege
Repetita superiorum temporum calamitate subsidiisque
Calamitatis
Humanius quo munificentius
Formidatus servavit spretus oppressit incautos et avidos
Quibus Lar et suppellex vita potior
Tum tu si sapis audi clamantem lapidem
Sperne Larem sperne sarcinulas mora nulla fuge.

Ich habe von dieſer, hin und wieder dunkeln und etwas preziöſen Inſchrift eine Ueberſetzung im Lapidarſtil gewagt, die nicht mehrere Worte enthält, als das lateiniſche Original, von der man alſo in dieſer Hinſicht, wohl nicht mehr fodern kann. Auch der möglichſten Treue habe ich mich befleißigt. Kenner mögen über den Verſuch

entſcheiden. Ich erinnere nur noch, daß das Lateiniſche ſehr treu kopirt iſt, aber freilich kommen manche Dinge darin vor, die mir unerklärbar ſind, z. B. das emica dum licet, wo ich mir eine Abweichung erlaubt habe, weil ſelbſt wenn man emicat dum licet leſen wollte (wie mir einer meiner gelehrten Freunde vorſchlug), doch nur ein ſehr erzwungener Sinn herauskommen würde.

Nachwelt! Nachwelt!
Dir gilts.
Dem Uebermorgen leuchtet heutigen Tags Fackel.
Höre!
Zwanzigmal redet Geſchichte ſeit Lichtes Geburt.
Vesuv entbrannte,
Zögernden ſtets Jammer bringend;
Ueberraſchung droht Wankenden, ich warne,
Des Vulkans Eingeweide bergen
Erdpech, Alaun, Eiſen, Schwefel, Gold, Silber,
Salpeter; Waſſerquellen ſchwängern ihn,
Früher, ſpäter erglühend, mit eingeſaugtem Meere
Gebärend;
Doch zuvor
Erbebend, den Erdboden durchſchauernd
Dampft, blizt, flammt,
Bewegt er Lüfte,
Brüllt grauſend, kracht, donnert, verſcheucht ſeine
Grenzbewohner.
Entweiche! noch iſt's vergönnt.
Schon treibt's, quillt, ein Feuerpfuhl wogt,
Jäher Abſturz verwehrt ſpäte Flucht,
Ergriffen biſt du verloren.

TAYLOR INST. OXFORD

Im Jahre CIↃIↃCXXXI. d. 16. December.
Unter König Philipp IV.
Emanuel Fonseca und Zuniga Graf Montreal
Dem Vicekönig,
Wiederkehrte voriger Zeiten Jammer, ihm Hilfe,
Menschlicher je reichlicher.
Gefürchtet, doch Nahrung spendend, verschlingt Vesuv nur
Wagehälse, Habsüchtige,
Denen Wohnung, Hausgeräth, theurer als Leben,
Drum, bist du weise, höre schreienden Stein!
Verachte Wohnung, verlass Habe, flieh ohne Verweilen!

* * *

Keine zwanzig Schritte kann man in Neapel thun, ohne auf eine pomphafte Inschrift zu stoßen, die meistens an Brunnen, Statuen, Piramiden u. dgl. angebracht ist. Ich wette, wenn man sie alle abschreiben wollte, sie würden einen dicken Quartband füllen. Wo viel geschrieben wird, da wird wenig gethan. Manche lügen recht unverschämt. Eine z. B. hebt an: Carolus Borbonus, supra omnes retro principes, pacis bellique artibus clarissimus et felicissimus, und wenn man nun fragt, was dieser Karl von Bourbon, **der über alle Fürsten hervorragt**, denn Großes gethan hat? so findet sich, daß man, besonders zu der Zeit, als dieses geschrieben wurde, nämlich vor seiner Gelangung zum spanischen Throne, auch nicht das Geringste von ihm zu sagen weiß. — Aber die That, welche durch diese prächtige Inschrift verewigt wird? — nun ja, die ist recht gut, recht lobenswerth,

ſolcher Thaten verrichtet aber ein guter König täglich bei Dutzenden. Er hat nämlich einen Weg ausbeſſern laſſen, der vorher ſchlecht war. Solche Dinge auf ſolche Weiſe in Marmor verewigen, um derenwillen ein Fürſt, der beim Spazirenfahren ein wenig gerumpelt wurde, ſeinem Weg-Intendanten nur zwei Worte zu ſagen braucht, das heißt den Marmor, das Volk und den Fürſten ſelbſt herabwürdigen. — Was mir bei den vielen tauſend Inſchriften zu Neapel am lächerlichſten ſcheint, iſt, daß ſie alle lateiniſch ſind. Ich weiß wohl, daß es in andern Ländern auch Sitte iſt, was man der Nachwelt ſagen will, lateiniſch zu ſagen, gleich als fürchte man, die Sprache der Nation werde verloren gehen; aber ich mache mich auch überall darüber luſtig. Haben denn etwa die Römer griechiſche Inſchriften, oder die Griechen egyptiſche gemacht? würden wir nicht einen Menſchen auslachen, der jeden Vorübergehenden lateiniſch anredete? und vertritt denn nicht ein ſolcher Stein gleichſam die Perſon des Fürſten, unter dem das Denkwürdige geſchah? — Nicht einmal im Mittelalter war dieſe unſinnige Gewohnheit zu verzeihen, obgleich damals jeder Große und jeder gebildete Menſch lateiniſch verſtand; aber vollends jetzt! da unter hundert wohlerzogenen und ſonſt kenntnißreichen Menſchen gewiß neunzig keine Silbe davon begreifen, und die übrigen zehn kaum einige Worte aus ihren Schuljahren im Gedächtniß behalten haben; jetzt wird eine lateiniſche Inſchrift offenbar blos für ein halbes Dutzend Gelehrte von Pro-

feſſion verfertigt, die etwa in der Stadt wohnen, und alle Jahr einmal vorbei gehen. Niemand ſchreibt mehr lateiniſch, niemand ſpricht es mehr; die Sprache hat aufgehört Univerſalſprache zu ſein, ſie hat den Scepter an ihre Tochter, die franzöſiſche abgetreten, und vernünftiger wäre es, jetzt alle Inſchriften franzöſiſch zu machen. Ich ſage vernünftiger, aber nicht vernünftig; denn was ein Volk der Nachwelt zu ſagen hat, wäre es auch das Volk der Kalmuken, das ſoll es in ſeiner eigenen Sprache thun, damit der Pöbel eben ſowohl als die Gelehrten erfahre, was Merkwürdiges in ſeinem Vaterland vorging, oder welche Wohlthäter desſelben er zu verehren habe. Enthält die Inſchrift vollends Dinge, die gerade den Pöbel belehren ſollen, ſo iſt es unſinnig, ſie in einer fremden todten Sprache aufzuzeichnen. Da ſteht unter andern zu Neapel, ich glaube auf dem Platze, der der kleine Molo heißt, eine Piramide, die auf der verfluchten Stelle errichtet worden, auf welcher der Pöbel den Freiheitsbaum pflanzte; an den vier Seiten erblickt man die wohlgetroffenen Medaillons des Königs, der Königin, des Erbprinzen und der Erbprinzeſſin, unter jedem dieſer Medaillons lange lateiniſche Inſchriften, welche dem Volke beweiſen, wie gottlos Revolutionen ſind, und wie nothwendig es ſei, daß nur ein Einziger herrſche. Von alle dem verſtehen die guten Neapolitaner nicht eine Silbe, und für die Wenigen, die es verſtehen, iſt es nicht geſchrieben. Die jetzige Generation weiß allenfalls noch die Veranlaſſung zu dieſer

Piramide und vergißt sie nicht; die folgende hingegen bekümmert sich gar nicht mehr darum, und ereignet sich einst einmal wieder eine Begebenheit, wo eine solche Warnung wenigstens bei Einzelnen fruchten könnte, so ist es eben so gut, als stellte man einen Herold hin, um hebräisch mit dem Volke zu reden. — Wie viel könnte nicht durch kurze, zweckmäßige Inschriften, in der Landessprache verfaßt, auf die Moralität eines Volkes gewirkt werden! und wie trefflich war die Idee jenes Griechen, der auf alle Hermen am Wege Sentenzen graben ließ, die jeder Wanderer im Vorbeigehen las, nach und nach behielt, sie am heimischen Herd seinen Kindern wieder vorsagte, bis sie zu lauter Sprichwörtern wurden. In Rußland könnte man die Werftpfähle und in Preußen die Meilenzeiger vortrefflich zu solchen Sprüchen benutzen. Jetzt stehen, besonders die letztern, leer da, und dienen höchstens einem Handwerksburschen seinen Namen daran zu kritzeln. — Der gewöhnliche Einwurf, den man gegen die neueren Sprachen macht, ist: sie schicken sich nicht zum Lapidarstil, man könne sich nicht so kurz darinnen fassen, als in der lateinischen. — Wäre dies auch wahr, so müßte doch wohl der erste Zweck Verständlichkeit für Jedermann und nicht Kürze sein. — (Die neapolitanischen Inschriften sind auch alle so ungeheuer lang, daß sie schon deshalb nicht einmal für lateinische Inschriften gelten können.) — Ueberhaupt ist aber der Einwurf unerwiesen, die deutsche Sprache wenigstens kann dem Lapidarstil sehr

wohl angeſchmiegt werden. Ich habe im Eingange dieſes Buches der Inſchrift auf einem Hoſpital zu Altenburg erwähnt: Hilfloſem Alter, Ernſt. Kann hier das Lateiniſche kürzer oder ausdrucksvoller gebraucht werden? und würde die berühmte Inſchrift zu Berlin: Laesis sed non victis etwas an ihrer Schönheit verlieren, wenn da ſtände: Verwundeten doch Unüberwundenen? ſie wäre ſogar um ein Wort kürzer als im Lateiniſchen.

Man verzeihe mir die Abſchweifung. In Neapel fließt kein Tropfen Waſſer aus einem Brunnen, ohne daß eine prahlende Inſchrift verkündet, wer die Röhren dazu bezahlt hat. Oft ſind auch nur die Röhren da, und es fließt gar kein Waſſer heraus. Bei den meiſten der vielen tauſend Heiligenbilder iſt ſorgfältig bemerkt, weſſen Frömmigkeit ſie errichtet hat, ja unter der Bildſäule des heil. Januarius auf der Brücke, durch welche ſich der ſchon erwähnte Pater Rocco verewigte, haben ſich noch ein halbes Dutzend große Herren mit angeflickt, weil ſie auch gern ſo wohlfeil als möglich in der ſchönen großen Ewigkeit wären. — Welchen kleinherzigen Begriff übrigens die Neapolitaner von einem für die Nachwelt errichteten Denkmahl haben, erhellet aus einem drolligen Faktum, deſſen Mittheilung ich einem ſichern Manne verdanke. Ein Fremder wird ſich wundern, wenn er alle Augenblicke einen Brunnen, oder ſonſt etwas zum Dienſt des Publikums beſtimmtes, mit der Ueberſchrift erblickt: Ferdinand der Vierte (der jetzige königliche Jäger und Fiſcher) hat dies er-

richtet, und wird glauben, man thue dieſem Monarchen ſehr unrecht, wenn man behauptet, er bekümmere ſich durchaus um nichts anders, als um Jagd und Fiſcherei. Man muß aber wiſſen, daß während der Revolution die Namen aller Könige auf öffentlichen Denkmählern, ſie mochten Karl, Philipp oder Ferdinand heißen, ausgekratzt und ausgemeißelt wurden. Als nun das Ungewitter vorüber war, Thron und Kreuz wieder aufgerichtet wurden, da fand man für nöthig, auch dieſe Inſchriften wieder herzuſtellen, und da doch die alten Könige, Karl, Philipp und wie ſie alle heißen, es nicht mehr übel nehmen konnten, wenn man ſie ein wenig vernachläßigte, ſo gedachte man ihrer weiter nicht, ſondern ſchrieb flugs überall hin: Ferdinand IV. — Immerhin! es bleibt ja doch in der Familie.

* * *

Von dem königlichen Schloſſe zu Neapel kann ich nichts weiter ſagen, als daß es eine ſchöne, impoſſante Außenſeite hat. Das Innere habe ich blos bei einer Audienz, und folglich nur wenig davon geſehen. Die Säle, durch welche ich geführt wurde, waren mit hier verfertigten, gewirkten Tapeten behangen, die den Gobelin's unendlich weit nachſtehen. Die Zeichnungen waren größtentheils abſcheulich plump; die Farben lebhaft, beinahe grell. Auf einer Wand hielten Grazien ein Medaillon, die vereinten Portraits des Königs und der Königin vorſtellend; der König in Uniform, ſehr ähnlich, die Königin aber in einem Kleide

und Kopfputz, wie sie vielleicht vor zwanzig Jahren Mode waren, folglich sieht es jetzt abscheulich aus. Wann wird man doch einmal der Thorheit entsagen, sich in der Modetracht abkonterfeien zu lassen? Jede unserer heutigen Moden ist mehr oder minder abgeschmackt und entstellend; höchstens Wochen lang kann der eiserne Szepter der Mode sie in Ansehen erhalten, und erstreckt sie ihren Einfluß während dieser wenigen Wochen auch auf Bilder, so müssen es große Kunstwerke sein, wenn sie nicht das Schicksal erleben sollen, auf den Boden hinter den Schornstein getragen zu werden. — Die Grazien, welche dieses geschmacklose Medaillon trugen, hielten auch einen Zettel, auf welchem die biblische Sentenz aus den Sprüchwörtern Salomon's stand: Rex sapiens dissipat impios (ein weiser König zerstreut die Gottlosen). — Man muß bekennen, daß nirgend unverschämter geschmeichelt wird als in Neapel. — Ein paar schöne Marmorbüsten sah ich doch, die des Kaisers Franz und die des deutschen Helden Erzherzog Karl, dessen biedere und geistreiche Physiognomie dem Anschauer wohl thut.

* * *

Mit großen Vorurtheilen gegen die Königin, die ich aus Büchern und Hörensagen geschöpft hatte, kam ich nach Neapel; mit der Ueberzeugung von ihrer Liebenswürdigkeit verlasse ich es wieder. Daß sie in diesen schweren Zeiten das Ruder nicht immer mit sicherer Hand führte; daß sie oft falsche Schritte that, die sie zurück thun mußte,

oft nicht einmal zurück thun konnte, das gebe ich freilich zu; aber gilt denn nicht derselbe Vorwurf fast von allen Fürsten in Europa? — Außerordentliche Umstände erfordern außerordentliche Maßregeln. Wem diese glücken, der wird groß genannt; wem sie mißglücken, den verkleinert man. Ich bin gewiß, die Königin hat immer das Beste gewollt, wo aber die Wege zum Besten in die dicksten Nebel verhüllt sind, da ist der Instinkt eines Friedrich erforderlich, um sie tappend zu finden. — Die Königin ist die zärtlichste, liebevollste Mutter ihrer Kinder; ein solches Mutterherz ist auch ein königliches Herz, nur die bittersten Erfahrungen können es gegen das Volk verhärten, oder doch dessen Gefühl abstumpfen. »Um das Volk glücklich zu machen,« sagte sie mir, »muß man leider oft Despot sein, wenn auch gegen eigene Neigung, und ist man es, so wird man nicht geliebt.« — Ich meinte, das sei nicht immer die Folge, und erinnerte sie an das Beispiel Maria Thereſiens. »O!« erwiederte sie, »meine Mutter war dennoch unglücklich in ihren letzten Tagen, denn das undankbare Volk wünschte allgemein ihren Tod; und warum? wegen einer elenden Steuer.« — Von den Illusionen des Thrones spricht sie mit einer Offenheit und Liebenswürdigkeit, die unwiderstehlich für sie einnehmen. Sie sehnt sich nach dem Zeitpunkt, wo allgemeine Ruhe ihr erlauben werde, allen Geschäften zu entsagen, und sich, sammt ihrem Gemahl, in die Einsamkeit zurück zu ziehen. »Dann,« sagte sie, »dann wird man sehen, wer Marien

Karolinen, oder wer blos der Königin zugethan war.» — Wahrlich! die das Glück hatten, ihr nahe zu sein, und oft sie so sprechen zu hören, bleiben ihr gewiß zugethan. — »Das schönste Glück auf Erden ist Mutterglück,» sprach sie zu meiner Frau, die eben jetzt dieses Glück erwartete: »ich habe siebzehn lebendige Kinder gehabt, sie waren meine einzige Freude. Zur Mutter machte mich die Natur, die Königin ist nur ein Gallakleid, das ich aus- und anziehe.» — Sie faßte bei diesen Worten ihr Kleid mit zwei Fingern und ließ es mit einer fast verkleinernden Miene wieder los. »Wer ein unabhängiges Sort hat,» sagte sie mit einer Innigkeit, die wahrlich nicht erkünstelt war, »der ist weit glücklicher als der Fürst auf dem Throne.» — Es wäre unschicklich, wenn ich alles wiedererzählen wollte, was sie über die jetzigen Zeitläufte, über den Werth der Jesuiten u. s. w. sprach, alles trug den Stempel eines hellen klaren Geistes und eines zwar mit Bitterkeit angefüllten, aber im Grunde vortrefflichen Herzens. — Man gibt ihr Falschheit und Verstellung Schuld, doch wahrlich! ich zweifle, daß es möglich sei, einen Menschen so zu täuschen, dessen Hauptgeschäft seit dreißig Jahren darin bestand, die Menschen zu beobachten. Was sie mit mir sprach, das dachte und fühlte sie auch; Niemand wird mich jemals vom Gegentheil überreden.

Dem Erbprinzen ist die Ehrlichkeit und Gutmüthigkeit auf das Gesicht geschrieben. Prinz Leopold und die beiden Prinzessinnen scheinen noch ein wenig schüchtern zu sein.

Alle haben ſich in deutſcher Sprache mit mir unterhalten, die beſonders der Erbprinz ziemlich geläufig redet. Das wechſelſeitige Betragen der Kinder gegen die Mutter und der Mutter gegen die Kinder, welches zu beobachten ich Gelegenheit hatte, iſt ſo herzlich, ſo ungekünſtelt, ſo häuslich, daß die behaglichſte Empfindung ſich des beobachtenden Fremdlings bemächtigen muß. Es iſt auch ein ſchöner Zug im Charakter der Königin, daß ſie noch immer mit ſo vieler Liebe an ihrem Vaterlande hängt. Schon wenn man in ihr Vorzimmer tritt, hört man nichts als deutſch reden, und überall lachen ehrliche deutſche Geſichter einen an. — Aus Wien erhält die Königin wöchentlich einen geſchriebenen Bericht, von allem was dort Merkwürdiges und nicht Merkwürdiges vorfällt; ſie nennt es ihren Lügenbericht, läßt ihn aber doch ſeit dreißig Jahren unausgeſetzt kommen.

* * *

Wenn man nach der Straße St. Lucia geht, ſo kann man von oben herab in einen großen Hof ſehen, der zu einem Gebäude der Admiralität gehört. Hier iſt den gefangenen algieriſchen Seeräubern erlaubt, friſche Luft zu ſchöpfen, und ich habe ihnen zuweilen zugeſehen, wie die halbnackten braunledernen Kerls mit rohen Galgenphyſiognomien ſich beim Ballſpiel ergetzten, oder mit untergeſchlagenen Armen ihre Pfeifen rauchten. Ihrer ſind etwa vierzig, alle auf demſelben Schiffe zu Gefangenen gemacht. Dagegen verſicherte man mich, daß wenigſtens viertauſend Neapolitaner in algieri-

ſcher Gefangenſchaft ſchmachten, ſo ſehr war bis jetzt die Marine Sr. algieriſchen Hoheit der Sr. ſicilianiſchen Majeſtät überlegen. Auch war ſie, der Gefahrloſigkeit bewußt, bereits ſo unverſchämt dreiſt geworden, daß ſogar Schiffe bei Neapel, wenigſtens ein paar Stunden davon, bei Caſtell al Mare, landeten, raubten, plünderten, wegführten, was ihnen beliebte. Ein wohlunterrichteter Mann behauptete, daß, wenn dieſe Barbaren nur Lokalkenntniß und Muth genug hätten, ſie einmal in der Nacht bei Portici an's Land ſteigen, und die ganze königliche Familie in die Gefangenſchaft ſchleppen könnten; die von den Ruſſen neu errichtete Garde, die ſo ſchön auf dem Theater tanzt, werde ſie nicht daran hindern. — Iſt es nicht eine Schande, daß kein Schiff hinüber nach Sicilien ſegeln kann, ohne Gefahr zu laufen, weggenommen zu werden, ſobald es nur den Hafen von Neapel verlaſſen hat? — Doch jetzt iſt die Ruhe zur See für einige Wochen wieder hergeſtellt; Micherour nämlich, der Bruder des Staatsſekretärs, der ein Geſchwader kommandirt, hat die Barbaresken aufgeſucht, ſie mit vieler Bravour angegriffen, und ſehr übel zugerichtet. Sie haben ihre eigenen Häfen ſuchen müſſen, die See iſt in dieſem Augenblicke ganz rein von ihnen. — Ich machte die Bekanntſchaft jenes neapolitaniſchen Seehelden, er iſt eben ſo galant als tapfer, und ſpricht von ſeinem Siege mit großer Beſcheidenheit. Eine gute halbe Stunde hielten die Algierer doch das ſtärkſte Feuer aus, ehe ſie flohen. Sie waren an Zahl den Neapolitanern überlegen, doch ihre Artille-

rie ſchlecht bedient. — Was nutzt aber dieſer Sieg den armen Viertauſenden, die fern von der Heimath Sklavenfeſſeln tragen, und die man dort zu harter Arbeit anſtrengt? — Die wenigen Algierer hingegen in Neapel befinden ſich recht wohl und thun gar nichts. — Iſt es möglich, daß dieſes Raubgeſindel von ſo vielen Seemächten noch immer geduldet wird? — Ich weiß freilich wohl, daß Ludwig XIV. einmal geſagt haben ſoll: »Wenn es kein Algier gäbe, ſo müßte man eines wünſchen;« ich weiß aber nicht, was er Vernünftiges, oder auch nur Politiſchkluges damit gemeint haben kann. —

* * *

Weit ſchlechter als die gefangenen Algierer werden die eigenen Galeerenſklaven zu Neapel gehalten. Auch ſie braucht man ſehr wenig zur Arbeit, denn ſo oft ich am Meere hinab gegen Portici ſpaziren ging, ſah ich ſie in einem Kaſtell hinter doppelten, weit von einander abſtehenden eiſernen Gittern ſitzen, ſo daß die friſche Luft vom äußerſten Gitter bis zum innerſten noch einen ziemlichen Raum zu durchlaufen hat, und gewiß nicht rein bis zu jenen Unglücklichen gelangt. Gewöhnlich ſtehen Weiber und Mädchen vor den Fenſtern, die mit ihren Männern und Geliebten, oft weinend, zuweilen auch lachend, ſprechen, und ihnen allerlei Eßwaren zu reichen ſich beſtreben. Zu gewiſſen Stunden des Tages werden ſie auf einen kleinen Platz herausgetrieben, der höchſtens zwanzig Schritt in's Gevierte halten mag, und der mit hohen, ſtarken Palliſaden eingefaßt iſt.

Demungeachtet werden noch zahlreiche Detachements zu Fuß und zu Pferde kommandirt, welche den Platz mit geladenen Gewehren und gezogenen Schwertern umgeben, um sogleich drein zu schießen und zu hauen, wenn die Sklaven etwa Miene machen sollten, die Palliſaden zu überwältigen. Sie scheinen aber gar nicht dazu geneigt, ſondern begnügen ſich, ihre ſchwarze, wirklich ſchwarze Wäſche durch die Lücken der Palliſaden oder über dieſelben hinweg den Weibern zuzuſtecken, welche draußen darauf harren. — Wenn in Neapel jemals ein Gefangener entſpringt, ſo iſt es wenigſtens nicht die Schuld der Regierung, denn an zahlreicher Bewachung läßt ſie es nicht ermangeln. Wo man in andern Ländern etwa zwei Wächter braucht, da gibt ſie deren ein Dutzend. Ich habe mehrere Male einzelne, gebundene Menſchen zwiſchen zehn bis zwölf Mann wohlbewaffneter Sbirren in's Gefängniß führen ſehen, und wenn ich fragte: wozu ſo viele? — ſo war die Antwort: »Wären ihrer nur drei, der gebundene Kerl würde ſie überwältigen, und davon laufen.« — Dann iſt es freilich kein Wunder, daß die wenigen ungebundenen Franzoſen ſo ſchnell mit Armeen von achtzigtauſend Mann fertig wurden. Staatsgefangene werden in wohlverſchloſſenen Portechaiſen getragen, ſind aber dennoch von ſechs bis acht Sbirren umringt, und ein ſolcher Zug, dem ich vier- oder fünfmal begegnete, erregte wirklich großes Aufſehen. Ich wundere mich, daß man ſolche Transporte nicht bei Nacht geſchehen läßt. — Spione beſoldet die Re-

gierung in Menge, und es gibt ihrer unter den vornehmſten Ständen. Als einen der famöſeſten nennt man einen Chevalier R**, der ſich in den beſten Geſellſchaften herumtreibt.

* * *

Woher mag es doch kommen, daß der ruſſiſche und italieniſche Volksgeſang ſo außerordentlich viel Aehnlichkeit miteinander haben? — Beſonders wenn man auf freiem Felde in der Ferne einen Italiener ſingen hört, ſo ſieht man ſich plötzlich nach Rußland verſetzt — wenn man nämlich die Augen zuſchließt, denn ſonſt möchten die Oel- und Citronenbäume die Täuſchung mächtig hindern. Beider Nationen Volksmelodien ſind offenbar die altgriechiſchen, was man ſogleich hört, wenn man ſie mit den griechiſchen Bruchſtücken vergleicht, die Winkelmann aufbewahrt hat. Man will auch noch ſonſt viel Aehnlichkeiten zwiſchen dem italieniſchen und ruſſiſchen Volke finden; es mag ſein, aber die Ruſſen ſcheinen mir doch ein weit edler organiſirtes Volk.

* * *

Um die Stärke des Hungers zwar etwas ekelhaft, aber mit großer Kraft zu malen, dürfte man nur eine Scene kopiren, die ich mehrere Male beobachtete. Ein Kerl verkauft Melonen, die er in kleine Stücke zerſchnitten hat; ein armer Teufel kauft ein ſolches Stück, verſchlingt es, nagt mit den Zähnen die Schale ab, und wirft ſie dann weg. Flugs klaubt ein Betteljunge die Schale aus dem Kothe

wieder heraus, benagt ſie noch einmal heißhungrig, und läßt ſie nicht ohne Seufzer fallen, bis ſie ſo dünn iſt als Poſtpapier.

* * *

Höchſt unbequem iſt in Neapel das ängſtliche Wiegen jedes Piaſters, eine Münze, die man zuweilen ſelbſt vom Bankier nicht durchgehends unbeſchnitten empfängt, und das Schlimmſte iſt, daß Niemand, ſelbſt nicht einmal der Kaffeewirth, ſich unterſtehen darf, eine beſchnittene Münze zu nehmen, wenn man ſie ihm auch um weit geringern Werth überlaſſen will. Man iſt gezwungen, ſie wegzuwerfen, oder bei einem allein bevollmächtigten Wechsler umzuſetzen.

* * *

Schon einigemal habe ich im Vorbeigehen des herrlichen neapolitaniſchen Klima's erwähnt, und bekenne gern, daß es jede Beſchreibung übertrifft. Ich hatte mich anfangs von der Kälte gefürchtet, denn, dachte ich, wo keine Oefen, ja nur ſelten Kamine angetroffen werden, und wo man dabei auf ſteinernen Fußböden wandelt, da muß auch der mildeſte Winter beſchwerlicher fallen, als der harte ruſſiſche, dem man durch tüchtige Oefen wohl zu begegnen weiß. Aber ich hatte mich geirrt. In meinen vier oder fünf Zimmern befand ſich nur ein einziger Kamin für den Nothfall, und auch in dieſem einzigen habe ich nie Feuer machen laſſen, obſchon ich bis zum ſechzehnten Dezember in Neapel blieb. Den ganzen November hindurch hatten wir ge-

wöhnlich über zwanzig Grad Wärme; Tag und Nacht waren gleich warm. Trotz meiner Gewohnheit, mich ſchon des Morgens um vier Uhr, zuweilen noch früher, an den Schreibtiſch zu ſetzen, habe ich doch nie die geringſte Kälte empfunden. Man bedient ſich einer Art von kupfernen Pfannen mit gewölbten Deckeln, in welchen Mirtenreis zu Kohlen gebrannt wird, und die ſodann eine angenehme Wärme verbreiten; aber auch dieſe ſind in Häuſern, die gegen Süden liegen, ſehr entbehrlich, und ich habe ſie nie begehrt. Ein paar Tage, wo vielleicht die Wärme bis auf vier oder fünf Grad gefallen war, ſchienen den Neapolitanern unmenſchlich kalt, und alle verſicherten, daß man eine ſtrengere Kälte bei ihnen nie erlebe. Ich lachte ſie natürlich aus, wenn ſie mir mit ihren Mänteln über den Mund geſchlagen begegneten. — Die Fußböden werden mit dicken, aus Bimſen geflochtenen Decken belegt, welche die Wirkung der kühlen Steine gänzlich verhindern. — Faſt kein Tag verging, an dem es nicht Abends oder Morgens ſtark geblitzt hätte, ja zuweilen wurden förmlich ſtarke Gewitter daraus, und ich erlebte eines in den letzten Tagen meines Aufenthalts, welches ein paar hundert Schritte von meiner Wohnung in dem Caſtell nuovo einſchlug, und drei Menſchen traf. Zwei oder drei Schritte weiter würde der Blitz ein Pulvermagazin entzündet, und auch mich vermuthlich außer Stand geſetzt haben, ſeine Wirkung zu beſchreiben. Sonderbar, daß man bei den vielen Gewittern keinen einzigen Gewitterableiter in Neapel ſieht. — Die

Felder draußen prangen alle mit ewigem jungen Grün. Wenige Bäume verlieren ihr Laub ganz, keine Hecke wird kahl. Der Sonnenſchein iſt oft ſtechend, faſt immer zu warm. Einen Oberrock kann man ſelten vertragen. — Die Eingebornen klagen über den Seewind, Sciroccо genannt, und meinen, er ſpanne ab, mache krank und träge. Ich habe das nicht empfunden, mir hat der Sciroccо ſehr wohl gethan. So fürchterlich mir ſonſt ſein Name klang, ſo kenne ich ihn doch nur als einen warmen, lieblichen Zephyr, der mir nie eine unangenehme Empfindung verurſacht hat. — Geſchwelgt habe ich in dieſer himmliſchen Luft, dieſer bezaubernden Natur, dieſen Denkmählern des Alterthums; und dennoch — ich bekenne es freimüthig — dennoch habe ich Neapel ſehr gern wieder verlaſſen, habe mit erleichterter Bruſt Athem geſchöpft, als ich die ſtinkende Stadt im Rücken hatte, in welcher eine halbe Million Menſchen wimmelt, zu deren keinem ich Vertrauen faſſen konnte. Das eigentliche frohe Leben des Menſchen iſt unter guten Menſchen. Natur und Klima tragen wenig dazu bei. Man gewöhnt ſich an Alles, nur an herzloſe Menſchen nicht. — Lebe wohl! du ſtolzes Parthenope! ich wünſche nicht dich wieder zu ſehen.

* * *

Von den Gräueln der Revolution erzählt noch Jedermann mit Schaudern, die Lazzaroni brateten Menſchen auf den Straßen, und bettelten dabei von den Vorübergehenden etwas Geld, um Brot zu ihren Braten zu

kaufen. Viele trugen abgeſchnittene Finger, Ohren und dergleichen in der Taſche, und wenn ſie einem Manne begegneten, den ſie für einen Patrioten hielten, ſo zeigten ſie ihm triumphirend ihre blutige Beute. Einen Mann trieben ſie ganz nackend durch die Straßen, und zwangen ihn ſtets gebückt mit eingezogenem Leibe zu gehen, denn ein Satan, der neben ihm ging, verſuchte beſtändig mit ſeinem Säbel, ihm die Schamtheile glatt am Leibe weg zu ſchneiden. Einem meiner Bekannten zeigte ein ſolcher Mörder frohlockend ſeinen blutigen Dolch, und rühmte ſich, ihn einem Jakobiner durch die Schulter in die Bruſt geſtoßen zu haben. Der Zuhörer mußte ſich ſehr erfreut darüber ſtellen; er fragte, wie denn der Jakobiner geheißen, und hörte — den Namen eines ſeiner beſten Freunde! — Die Weiber trieben es am ärgſten, auch war es genug, von einer ſolchen Furie als Jakobiner bezeichnet zu ſein, um ſogleich geopfert zu werden. Wer rundes Haar trug, war ein Kind des Todes. Man legte ſich geſchwind falſche Zöpfe zu, aber das Volk merkte den Betrug, lief hinter Jedem her, faßte ihn beim Zopf, und riß daran: blieb der Zopf in der Hand, ſo war es um ſeinen Träger geſchehen. Mehr als zweitauſend Häuſer wurden rein ausgeplündert. Der däniſche Konſul war oft in Gefahr, weil man ſeine Uniform für eine franzöſiſche hielt. Alles geſchah per la santa fede, daher auch santa fede jetzt ein Schimpfwort geworden. Drei Monate lang hauſte Ruffo ſo mit ſeinen Calabreſen. Endlich kamen die Franzoſen, und nun war

auch in vierundzwanzig Stunden die Ruhe hergeſtellt. Ihrer waren nicht mehr als viertauſend; genug für einen ſo feigen Feind. Sie ergriffen freilich ſtrenge Maßregeln. Wenn ſie z. B. einem Verdächtigen begegneten, ſo rochen ſie ihm nur in die Hände; rochen dieſe nach Pulver, ſo wurde er ohne Barmherzigkeit niedergeſäbelt.

* * *

Die empörendſte Bettelei in Neapel iſt nicht die der Straßenbettler. — Als ich bei Hofe präſentirt worden war, erſchien zuerſt ein Hofbedienter in meinem Vorzimmer, der mir, im Namen aller ſeiner Kameraden, Heil und Segen zur glücklichen Ankunft wünſchte. Ich zuckte die Achſeln und gab. Eine Viertelſtunde nachher kam ein Hellebardirer (eine Wache in den innern Zimmern des Schloſſes) mit demſelben Kompliment. Ihm folgten mehrere dergleichen, und zuletzt meldeten ſich ſogar die Bedienten des Oberſtallmeiſters, der doch nicht das geringſte mit der Präſentation zu thun gehabt hatte. Wollte ich nicht fünfzig Piaſter auf die Straße werfen, ſo mußte ich endlich die Leute eben ſo unverſchämt abweiſen, als ſie unverſchämt forderten. Man hat mich verſichert, daß ein deutſcher Prinz, der kürzlich hier war, auf dieſe Weiſe nicht weniger als achtig Piaſter hat ausgeben müſſen. Das iſt ſchimpflich! — Dem Beiſpiel des Hofes folgen die Großen. Hat man bei einem zu Mittag gegeſſen, ſicher finden ſich am andern Morgen Einer oder ein Paar von ſeinen Leuten ein, um ſich das Eſſen dreimal theurer bezahlen zu

laſſen, als man es im Wirthshauſe gehabt hätte. Das iſt recht ſchimpflich! —

---

16. Die Handſchriften der königlichen Bibliothek zu Neapel.

Da bis jetzt über dieſen Gegenſtand noch nichts durch den Druck bekannt gemacht worden, und ich Gelegenheit gehabt habe, mich näher davon zu unterrichten, ſo glaube ich allen Liebhabern der Wiſſenſchaften einen Gefallen zu erzeigen, wenn ich meine Bemerkungen mittheile. Die Bibliothek ſelbſt wurde, der Sage nach, von Robert von Anjou geſtiftet, von nachfolgenden Königen anſehnlich vermehrt, beſonders auch bei Gelegenheit der Verſchwörung der Reichsbarone, deren Güter nachher konfiszirt und alle ihre Bücher hieher gebracht wurden. Die Bibliothek war daher eine der merkwürdigſten, bis Karl VIII., König von Frankreich, das Beſte daraus, als eine Frucht ſeiner Siege, nach Paris bringen ließ; ein Beweis, daß ſchon damals die kriegeriſchen Franzoſen die literariſche Beute nicht verſchmähten. Dennoch blieb noch vieles übrig, und kürzlich iſt die Zahl der Handſchriften (die ſich auf ſechstauſend beläuft) durch mehrere Hunderte aus der vatikaniſchen Bibliothek vermehrt worden, welche die Neapolitaner den Franzoſen zu Rom wieder abjagten, und, als gute Priſe, dem Papſte nicht zurück gaben. Dieſer römiſche Theil der Manuſkripte iſt aber noch in großer Unordnung, kaum kennt man die Titel derſelben, und verlangt der Fremde

eines zur Durchsicht, so ist es schwer zu finden. — In einem eigenen Schränkchen werden die sogenannten seltensten Handschriften aufbewahrt. Ihre Seltenheit will ich ihnen nicht abstreiten, aber durch Interesse zeichnen sie sich eben nicht aus. Es sind deren eilf, von welchen nicht weniger als fünf das Officium beatae Mariae Virginis mit schönen gemalten und goldenen Buchstaben und Bilderchen enthalten. Das sechste Manuskript ist ein Breviarium romanum, das siebente ein botanisches Lexikon, die Pflanzen recht schön mit der Feder gezeichnet, doch nur bis zum Buchstaben C fortgesetzt, weil der Verfasser darüber gestorben sein soll. Das achte sind ascetische Schriften eines heiligen Franz Borgia. Das neunte betrifft die Literairgeschichte von Venedig. Das zehnte sind die Uebungen eines Knaben, der die Geschichte Frankreichs aus dem Französischen in's Lateinische übersetzt hat. Aber dieser Knabe war Karl VIII., damals Infant von Spanien, der Vater des jetzt regierenden Königs. Dieser Umstand allein macht das Verdienst dieser Handschrift aus, und ihm verdankt sie es auch, daß sie die einzige von allen Handschriften und allen Büchern der ganzen Bibliothek ist, welche der König sich hat zeigen lassen. Sonst hat er nie einen Buchstaben von seinen literarischen Schätzen genossen. — Das eilfte Manuskript endlich ist die eigene Handschrift Tasso's, della Bellezza, welcher die Bemerkung beigefügt ist: in cui con sorpresa ravvisasi dell' immortale autore il pessimo carattere (in der man mit Erstaunen

gewahr wird, daß der unſterbliche Dichter eine verdammt ſchlechte Hand ſchrieb). Ich kann mich nicht enthalten, hierbei noch ein Pröbchen von der Unwiſſenheit der Italiener einzuſchalten. Als ich Taſſo's Handſchrift zum erſten Mal ſah, verſicherte mir der Unterbibliothekar, dieſer Traktat (Minturno della Bellezza), wie auch die daran gehängten (Il Cataneo, delle conclusioni amorose und il Ficino dell' Arte), ſeien noch nicht gedruckt. Ich traute nicht ganz, ſondern befragte mich noch bei einem vornehmen Manne, einem Marcheſe, der ſelbſt eine ſehr anſehnliche Bibliothek beſitzt und für einen der gebildetſten Großen in Neapel gilt. Er beſtätigte des Bibliothekars Ausſage. Jetzt wandelte mich die Luſt an, das ſehr unleſerliche Manuſkript wo möglich zu entziffern und herauszugeben. Schon hatte ich einen ganzen Morgen damit verloren, als mir glücklicherweiſe doch noch ein kleiner Zweifel aufſtieg; ich ließ mir Tiraboſchi und Taſſo's Werke geben, wo ich denn, zu meinem Verdruß und zu des Bibliothekars Erſtaunen, Alles abgedruckt fand. — Nur ein einziges deutſches Manuſcript befindet ſich hier, und das iſt ein metallurgiſches Werk, von Scheidung des Goldes und Silbers, von Münzproben u. dgl. Der Bibliothekar erfuhr erſt durch mich, was es enthielt, denn bis jetzt war es im Katalog blos unter dem Titel: Kodex in deutſcher Sprache, aufgeführt worden. — Zu meiner nicht geringen Verwunderung ſtieß ich unter den perſiſchen und arabiſchen Handſchriften plötzlich auf einen Kodex, welcher Poeſien in deutſcher

Sprache enthalten ſollte. Man kann denken, mit welcher Begierde ich ihn ergriff, aber ſiehe da, es war Engliſch, doch mit deutſchen Charakteren im Jahre 1457 ſchön geſchrieben. Das Buch hebt an mit einer Menge von Rezepten für Frauen in Kindesnöthen und einige für andere Krankheiten. Dann folgt eine lange Rittergeſchichte in Verſen, Sir Beny̆s of Hampton; dann eine kürzere vom heiligen Alexius, wiederum eine längere von Libraz Diſtonyus, und endlich ein Gedicht in fünf Geſängen, deſſen Gegenſtand eine Griſelda iſt. Der Abſchreiber hat faſt jedes Gedicht mit dem drolligen Vers geſchloſſen: hic pennam fixi, poenitet me si male scripsi. Ich kenne die altengliſche Literatur zu wenig, um zu wiſſen, ob dieſer Kodex wirklich merkwürdig iſt, und will, durch deſſen Erwähnung, nur die Engländer aufmerkſam darauf machen. Das Wort deutſche Poeſien iſt jetzt, auf meine Angabe des Irthums, in engliſch verwandelt worden. — Die Griechen und Römer findet man hier in großer Menge, die meiſten ſehr ſauber geſchrieben; ich bekenne aber, daß ich für dieſe Art von Raritäten keinen Sinn habe, und daß mir ein einziges von den verloren gegangenen Kapiteln des Livius, wenn auch ſchlecht geſchrieben, lieber ſein würde, als der prächtige alte Kodex von den Briefen des heiligen Hieronymus, oder die epistolae Basilii Magni aus dem eilften Jahrhundert. Ein ſehr ſchön geſchriebener Josephus de bello judaico 1403 iſt bemerkenswerth. Unter den römiſchen Klaſſikern ſind beſonders Cicero's Werke faſt

unzählige Mal anzutreffen. Ueberhaupt besitzt die Bibliothek sehr viele Doubletten, und könnte dadurch, wenn sie mit andern Bibliotheken Europens einen Tauschhandel eröffnete, diesen und sich selbst nützlich werden. Der arabischen Handschriften sind ziemlich viele, unter andern ein Averroes, ein Werk über die Astronomie, und einige Korans. Eine Sammlung von türkischen Dichtern hätte ich wohl verstehen mögen. Auch chinesische und japanische Handschriften auf chinesisch Papier geschrieben; die Werke der Rabbiner und mehrere dergleichen Kuriositäten mangeln nicht. Doch der eigentliche, vielleicht unschätzbare Werth der Sammlung liegt in ihrer Brauchbarkeit für die Geschichte; hauptsächlich freilich die Geschichte Italiens, aber da diese mit der übrigen Geschichte von Europa so innig verwebt ist, so muß nothwendig hier noch eine Goldgrube zu bearbeiten sein. Dem Geschichtsforscher zu Liebe will ich sagen, welche Schätze seiner hier ungehoben warten. Erstens findet er viele Geschichten von Italien oder von einzelnen Staaten desselben, in alten und neuen Zeiten geschrieben (unter die ältesten gehört eine Historia Insulae Siciliae von 1318); doch die eigentlichen vollständigen Geschichten sind nicht so häufig, und in der That auch nicht so kostbar für den Geschichtsforscher, als zweitens die unendliche Menge von kleinen historischen Schriften, welche einzelne hie und da vorgefallene Begebenheiten erzählen, und meistens von Augenzeugen geschrieben sind. Ich will einige Beispiele anführen: Tibe-

rio Caraſa, Geſchichte des Krieges in Italien von 1734, mit Karten, Figuren und Plänen von Städten, Alles mit der Feder gezeichnet. Eine Sammlung von hiſtoriſchen Memoiren in ſechs Bänden. Borelli apparatus historicus ad antiquos Chronologos illustrandos, ex vetustissimis documentis Neapolitanorum Archiviorum collectus et alphabetico ordine dispositus, vier Bände, — Sammlung verſchiedener Begebenheiten, die im fünfzehnten Jahrhundert vorgefallen. — Domenico Romano, Aufzählung der Dienſte, welche Meſſina den Kaiſern und Königen geleiſtet, die es beſeſſen, ſeit dem römiſchen Reich bis 1671. — Geſchichte der Ermordung Alexanders von Medicis durch ſeinen Bruder Lorenz — und hundert andere dergleichen einzelne Schriften. Ich habe natürlich keine Zeit gehabt, ſie alle durchzugehen, ihr Werth mag ſehr verſchieden ſein; doch habe ich genug geſehen, um behaupten zu können, unter dreien werde Eins die Mühe des Durchblätterns belohnen. Zum Beweis will ich nur noch einen Augenblick bei dem zuletzt genannten Manuſkripte ſtehen bleiben. Die That des Brudermörders wird darin vertheidigt, und zwar hin und wieder ein wenig im Stil der Jakobiner. Daß man Fürſten gehorchen müſſe, wird zwar zugegeben, »aber — heißt es — ſoll man auch Tirannen zugethan bleiben, die ſelbſt alle Geſetze verdrehen, aller guten Gewohnheiten ſpotten? nein, dann ſind die Menſchen, allen Geſetzen und Gewohnheiten zum Trotz, verbunden, den Tirannen von der Erde wegzuſchaffen, und

zwar, je eher ſie es thun können, je verdienſtlicher und lobenswerther iſt es.“ — Noch eine Merkwürdigkeit dieſer Handſchrift iſt ein Brief des Brudermörders, den er, bald nach der That, aus Venedig an einen Freund geſchrieben. Er hebt damit an: daß ihm das Urtheil ſeiner Feinde gleichgültig ſei, er halte es nicht der Mühe werth, ſich gegen ſie zu vertheidigen; aber ſein Freund ſolle erfahren, daß er ſich des Freundes nicht zu ſchämen habe, und daß dieſer eine löbliche That verrichtet. Hierauf vertheidigt er ſich ſelbſt mit vieler Geſchicklichkeit und ſichtlicher Ueberzeugung, daß er recht gethan. — Demſelben Kodex iſt eine Liſte angehängt, die gleichfalls in mancher Hinſicht merkwürdig iſt, nämlich eine Liſte aller derjenigen Perſonen, die ſeit dem Jahre 1420 bis 1600 zu Florenz hingerichtet worden, mit Bemerkung ihrer Verbrechen. Sie trägt das Gepräge der größten Authenticität, denn ſie iſt aus den Regiſtern der ſchwarzen Brüderſchaft gezogen, welche zu Florenz (wie es überhaupt in Italien üblich) die Verbrecher zum Tode bereitet und zur Richtſtätte führt. Es ſind ſonderbare Fälle darunter. Als zum Exempel 1523 der päbſtliche Stuhl Adrian VI. erledigt war, wettete ein gewiſſer Pietro Orlandini mit einem Manne, Namens Benivtenti um hundert Scudi, daß der Kardinal Medicis nicht Pabſt werden würde. Es geſchah aber doch. Die Nachricht kam nach Florenz, Benivtenti begegnete dem Orlandini auf der Straße, rief ihm ſchon von ferne die große Neuigkeit entgegen, und mahnte ihn um die hundert Scudi. „Du ſollſt

ſie haben" verſetzte Orlandini, »doch muß man erſt abwarten, ob dieſer Kardinal auch Pabſt ſein kann?" womit er auf deſſen uneheliche Geburt anſpielte. Benivtenti wiederholte laut das Wort Baſtard. — Vorübergehende belauſchten dies Geſpräch, rapportirten es, und Orlandini wurde auf der Stelle arretirt und enthauptet, wobei man ihm kaum Zeit ließ, das Heil ſeiner Seele zu beſorgen. Eine im Geiſt der Zeit gemachte Bemerkung iſt hinzugefügt: Orlandini ſei nämlich vormals dem bekannten Savanarola begegnet, als dieſer eben in's Gefängniß geführt worden, und habe ihm lieblos zugerufen: du geheſt, wohin du zu gehen verdienſt; worauf Savanarola geantwortet: »ich habe doch wenigſtens Zeit zu Reue und Buße, dir aber wird es ſo gut nicht werden." — Einen zweiten auffallenden Beweis des Blutdurſtes der Familie Medicis liefert das unglückliche Schickſal eines gewiſſen Bernardino Antinori, der blos einen Brief an Eleonore von Toledo, Gemahlin Peter's von Medici, ſchrieb (es ſteht nicht dabei, welchen Inhalts, vermuthlich verliebten), und der zwei Stunden nachher ſtrangulirt wurde. — Ein Arzt verlor den Kopf, weil er den Roman mit einer hübſchen Nonne ganz ausgeſpielt hatte, und ein Anderer, weil er ſeiner Magd zumuthete, was ſonſt nur Knaben zugemuthet wird. —

Ich habe mit Fleiß etwas lange bei dieſem Manuſkript verweilt, um wenigſtens an einem Beiſpiele zu zeigen, wie mancherlei intereſſante Bemerkungen nicht blos der Geſchichtsforſcher, ſondern auch der Philoſoph und Menſchen-

beobachter hier schöpfen kann. Ich wiederhole, daß es solcher Sammlungen von kleinen historischen Schriften, gewöhnlich unter dem Titel: Miscellanea, bei hunderten gibt. Besonders ist jeder Aufruhr, jede Verschwörung gewiß mehrere Mal von Augenzeugen erzählt worden. Die Prozesse gegen berühmte Verbrecher füllen einen eigenen Codex. — Eine dritte sehr wichtige Quelle für die Geschichte sind die vielen Sammlungen von eigenhändigen Briefen, Billetten, Memorialen, Berathschlagungen, Notizen, Instruktionen u. s. w. von den größten und bekanntesten Staatsmännern. Ich nenne z. B. das Tagebuch des Herzogs von Ossuna; Instruktionen des Kardinals Mazarin an französische Gesandte am päpstlichen Hofe; Antonii Galatei Briefe über die Erziehung Ferdinands von Arragonien u. s. w. Ich kann versichern, daß diese Sammlungen außerordentlich zahlreich, und jede einzelne sehr reichhaltig ist. Eine derselben besteht z. E. aus zehn Bänden und begreift die Jahre 1650 bis 1720. — Endlich viertens findet der Geschichtforscher gewiß interessante Aufschlüsse in der großen Menge von Familien-Nachrichten, die hier aufbewahrt werden. Es ist vielleicht keine adeliche Familie in ganz Italien, deren Begebenheiten hier nicht anzutreffen wären. — Unvermuthet stößt man auch bisweilen auf Schriften, die einem Geschichtschreiber der nordischen Staaten sehr willkommen sein würden. Dahin gehört z. B. Alexander Cilli, Erzählung der Begebenheiten, die sich in Polen, drei

Jahre hintereinander, unter Sigismund III., zugetragen haben. Geschrieben zu Krakau 1609.

Ist Jemand ein Liebhaber von der Kirchen-Geschichte, so öffnet sich ihm abermals ein weites Feld. Der Schriften, die Beziehung auf die Verhältnisse des päpstlichen Stuhls zu den europäischen Fürsten haben, sind unzählige. Dann gibt es eine Menge Prozesse von kanonisirten Heiligen; viele Schriften für und gegen die Einführung der Inquisition; — für und gegen die Rechte der Geistlichkeit; eine Sammlung alles dessen, was gegen die Jesuiten in China verhandelt worden; — Geschichte aller Ketzereien (z. B. Remondo Istoria dell' Eresie del Secolo XVI.); — manche theologisch-philosophische Abhandlungen (z. B. über die kitzliche Frage: warum Gott lieber das Gute aus dem Bösen gezogen, als das Böse ganz verhindert hat?); — Geschichten der Concilien u. s. w. — Ein gescheites Buch gehört zu dieser Klasse, nämlich: eines Jesuiten, Sgambati, Beweis, daß alle Klostergelübde null und nichtig sind. Um das Gift dieser ketzerischen Abhandlung zu entkräften, hat man auf dem Titel derselben bemerkt: der arme Sgambati sei verrückt gewesen, als er sie geschrieben. (Codex scriptus propria manu ejusdem Sgambati, tempore quo demens erat.) Es ist zu hoffen, daß man bündigere Beweise seines Wahnsinns aufstellen könne. — Kardinal Seripando, der zu seiner Zeit in hohem Ansehen stand, hat diese Klasse von Manuskripten durch eine große Menge seiner eigenen Werke sehr an-

sehnlich vermehrt. Es finden sich dabei, außer seinem Tagebuch von 1514 bis 1562, und seinem Testamente, auch sehr viele Originalbriefe von großen Herren, Prinzessinnen, Kardinälen, Mönchen u. s. w., nebst seinen eigenhändigen Antworten. — Ueberhaupt sind die Brief-Sammlungen von mehr oder weniger berühmten Personen äußerst zahlreich. Es scheint in Italien wenigstens vormals Sitte gewesen zu sein, wenn ein nicht unbedeutender Mann starb, seine hinterlassenen, empfangenen und geschriebenen Briefe sogleich zu sammeln, einen oder mehrere Bände daraus zu machen, diese mit vollständigen, manchmal raisonnirenden Verzeichnissen zu versehen, und so in Privat- oder öffentlichen Bibliotheken aufzubewahren. Die Sitte ist gewiß löblich, und manches Faktum, welches die Zeit verunstalten, oder ganz in das Grab der Vergessenheit werfen würde, erhält sich für die Nachwelt. Ich nenne einige der interessantesten Sammlungen: Nogarola, Briefe an seine Freunde und ihre Antworten, vom Jahre 1400. — Epistolarum familiarum Lib. I. Es kommen zwei ungedruckte Sonnete und eine Canzone von Petrarch darin vor. — Petrarch's lateinische Episteln. — Briefe berühmter Männer. Es ist einer von Tasso an Pellegrino darunter, dessen Inhalt zwar nicht von Bedeutung ist, aber in welchem doch einige Gedanken vorkommen, aus denen man Tasso erkennt. »Dein Buch,« sagt er z. B., habe ich von dem toskanischen Gesandten, und dann auch von Signor Attendolo empfangen; beide Männer sind

würdig, nicht allein es zu lesen, sondern auch zu loben.“ — Die Liebhaber der Dichtkunst finden noch von Petrarch Carmina latina, Bucolica, ein Liber rerum senilium 1374 geschrieben, ein Libro de trionfi mit Randglossen, und eine lateinische Uebersetzung von Tasso's befreitem Jerusalem. Sie finden außerdem noch eine große Menge Gedichte von meist ziemlich unbekannten Verfassern, ich nehme den Papst Aeneas Sylvius aus, der, zu meiner Verwunderung, Epigrammata de amoribus Pamphyli hinterlassen hat. Schon vom Jahre 1372 gibt es Gedichte eines gewissen Antonio Bucza. Auch ein Codex mit Poesien in provenzalischer Sprache ist vorhanden. Ein gewisser Bragacia hat die artige Idee gehabt, in einer Reihe von Madrigalen, ein junges Mädchen zu schildern, das Nonne wurde. Sie heben mit ihren ersten Empfindungen über diesen Gegenstand an, das vorletzte malt ihren Eintritt in's Kloster, und das letzte, ist ihr Dank an die Gespielinnen, welche sie begleitet haben. Unter der ungeheuren Anzahl von Schauspielen ist mir ein bekehrtes Sachsen aufgefallen, und eine Maria Stuart von della Valle. — Den Aerzten, deren Kunst mir ganz fremd ist, weiß ich weiter nichts zu sagen, als daß sie auch nicht leer ausgehen. Es sind mir viele medizinische Bücher aufgestoßen, auch Rezepte genug, in welchen Perlen, Korallen, Ambra, Todtenknochen u. dgl. nicht geschont waren. Auch die Juristen werden trockenen Stoff genug zu trockener Unterhaltung

finden. — Den Physiognomisten empfehle ich nicht allein den alten Porta über die Physiognomie (ein Codex der zwar defekt ist, aber dennoch weit mehr enthält als gedruckt worden), sondern auch einen andern physiognomischen Altvater, Peter Niptoni's wohlbeleibten tractatus de physiognomia, der schon 1488 geschrieben worden, aber mit Buchstaben, welche zu lesen ich nicht geübt genug bin, obschon viele derselben schön bunt gemalt sind. Auch über die Kabalistik hat Porta einen hebräischen cum characteribus theutonicis geschriebenen Codex hinterlassen, dessen geheimnißvolles Aeußere schon zur Genüge andeutet, daß ohne Zweifel die Kunst Gold zu machen darin verborgen ist. — Alle Finanzminister mögen eilen, den Traktat eines gewissen Spinola zu lesen, »über die Mittel, die Bedürfnisse des Hofes zu befriedigen, ohne dem Volke lästig zu fallen.« Wenn der Mann wirklich diese schwere Kunst lehrt, so ist sein Buch ohne Zweifel das kostbarste in der ganzen Bibliothek; doch ist es, wenigstens hier in Neapel, noch nicht gelesen worden. — Die Antiquare finden, unter mehrern Dingen die in ihr Fach schlagen, ein Werk von zehn Bänden, von Ligorio betitelt Antichità. Es handelt von Epitaphien, Inskriptionen, griechischen und römischen Münzen, Maß und Gewicht u. s. w. Ein Traktat von Pontanus de tumulis schien mir bemerkenswerth, den ein Philosoph, der einer von ihm erbauten Kirche einen Arm des Livius zur Reliquie gab, hat wahrscheinlich nicht schlecht geschrieben.

Bei der jetzigen politiſchen Lage der Dinge, würde vielleicht der ruſſiſche Hof ein Manuſkript vom Jahre 1716 benutzen können. Es heißt: Nouveau traité ou projet sur la defense de l'Isle de Corfou. Es wäre doch der Mühe werth, es von einem Kunſtverſtändigen prüfen zu laſſen. Was nutzen denn alle die Sammlungen von Handſchriften, wenn man ſie immer im Staube liegen läßt, und nicht bei Gelegenheit Vortheil daraus zieht? Wäre ich König, mein Bibliothekar müßte mir bei jeder politiſchen Veränderung in Europa ſogleich anzeigen, welche Manuſkripte, die ſich auf den Gegenſtand der Veränderung beziehen, in meiner Bibliothek vorhanden wären. —

Ein Itinerarium totius orbis von 1484 wird vielleicht den Geographen intereſſant ſcheinen; ſo wie den Muſikern ein ſehr alter Dialogus de musica von einem Abt Oddo geſchrieben. —

Jetzt will ich noch von denjenigen Handſchriften reden, welche aus der vatikaniſchen Bibliothek hierher gekommen ſind, und welche durchblättert zu haben mir um ſo angenehmer iſt, da der Bibliothekar mir im Vertrauen geſtand, es ſei noch ſehr ungewiß, ob man ſie behalten werde, weil man täglich erwarte, daß der Papſt ſie wohl zurückfordern könne. Die Hauptbeſtandtheile dieſer Sammlung ſind dieſelben, nur hat das Ganze natürlich eine mehr päpſtliche Phyſiognomie, denn es wimmelt von Geſchichten der Conclaven, von Dekretalien u. dgl. Von den letztern iſt eine ſchön verzierte und mit

Randgloſſen verſehene Handſchrift aus dem fünfzehnten Jahrhundert vorhanden. Der Miſcellaneen ſind ſehr viele, man muß ſie aber nothwendig ſelbſt durchſehen, wenn man einen Begriff von ihrem Inhalt ſich erwerben will. Denn oft ſind die heterogenſten Dinge zuſammen gebunden, z. E. Wunderwerke, Vorſtellungen an die Churfürſten im dreißigjährigen Kriege, theologiſche Disputationen und Inſchriften auf öſterreichiſche Kaiſer. Für die Geſchichte merkwürdig iſt eine Sammlung in zehn Bänden, deren Titel: Politiſche Schriften, Inſtruktionen an die Nuntien, Berichte von verſchiedenen Geſchäften des römiſchen Hofes mit den Höfen von Europa, und andere Weltbegebenheiten vom Jahre 1500 bis 1600. Da der römiſche Hof ſich bekanntlich in Alles miſchte, ſo iſt kein Zweifel, daß man hier nicht Erläuterungen faſt über jeden Punkt der Geſchichte des ſechzehnten Jahrhunderts finden ſollte. — Mehrere Bände Annotationen zu den Annalen des Baronius, ferner: Annali ecclesiastici e profani, ſcheinen mir auch hiſtoriſchen Werth zu haben. Um die Trockenheit zu vermindern, die, bei einer Abhandlung wie dieſe, unvermeidlich iſt, erlaube man mir, zum Vergnügen mehr als zum Unterricht, einige Auszüge zu liefern, wenn auch nicht aus den ſeltenſten, doch aus den ſeltſamſten Manuſkripten. Ich ſtoße zuerſt auf eine große Sammlung ſatiriſcher Schriften, die man kaum in der vatikaniſchen Bibliothek geſucht haben ſollte, da

sie zum Theil die Päpste und Kardinäle mit scharfer Lauge waschen. Besonders ist Benedikt XIII. sehr übel weggekommen, und seinen noch lebenden Kardinälen sind hier beißende Grabschriften gesetzt. Nach diesen Grabschriften folgen kurze Inschriften auf die Zellen der Kardinäle, die sich nach dem Tode Benedikt XIII. im Conclave versammelt haben. Es sind lauter abgerissene Stellen aus der Bibel. Z. B. Pignatelli: Non est sanitas in carne mea. Albani: De stercore erigere pauperem. Lambertini: Delicta juventutis meae ne memineris domine. Cybo: Conturbata sunt ossa mea. Caraffa: Resurrexit, non est hic. Kereszegh (ein Ungar): Bestiae et universa pecora u. s. w. — Le statue parlanti: (die redenden Bildsäulen) ist eine ganz artige Idee, die Aehnlichkeit mit den vormals beliebten Gesprächen im Reiche der Todten hat. Der Verfasser erzählt, er habe bei einem Freunde auf dem Lande eine schöne Sammlung von Statuen gefunden, die er mit vieler Aufmerksamkeit betrachtete. Als er sich bald darauf schlafen gelegt, träumte er, daß diese Statuen ihn sämmtlich umringten, und Gespräche mit einander hielten, die er beim Erwachen aufzeichnete. Einige der redenden Bildsäulen sind: Julius Cäsar, Heinrich VI., Richelieu, Gustav Adolph, Wallenstein, Pindar, Tasso u. s. w. Julius Cäsar macht den Anfang, indem er zu Brutus spricht: »Mörder! war das der Lohn dafür, daß ich dir das Dasein gegeben? Brutaler Brutus!» — Hein-

rich IV. erinnert ihn sogleich, er habe ja nicht allein die Mutter dieses Brutus, sondern auch dessen beide Schwestern gemißbraucht, ein Schimpf, den ein römischer Senator unmöglich habe dulden können. — »Du hast eben keine Ehre zu reden,« erwiedert Cäsar; »weißt du noch, wie du einen deiner Bastarde als ersten Prinzen von Geblüt anerkennen ließest?« u. s. w. Man sieht, die Potentaten aus Marmor verschonen sich nicht. — Eine zweite Unterredung hebt Gustav Adolph mit dem Ausruf an: »Ich möchte lieber ein Ungeheuer als ein Weib erzeugt haben« (zielend auf seine Tochter, die Königin Christina). Wallenstein versetzt ganz trocken: »Ist es ein Weib, so ist es ja ein Ungeheuer.« Und Pindar fügt hinzu: »Euripides sagt, ein gelehrtes Weib ist zweifach närrisch.« — Man findet in diesem Codex ferner mehrere satyrische Gedichte; aber auch ein ganz frommes moralisches für einen Kardinal, der Papst werden will, hat sich darunter verirrt.

Ich ergreife eine andere Handschrift. Sie enthält verschiedene gelehrte Abhandlungen, eine astronomische, eine Betrachtung über die Tugenden und Fehler Alexander des Großen, eine Schilderung des Julius Cäsar u. s. w. Zum Theil von des ungenannten Verfassers eigener Hand geschrieben. Eine Sammlung von Sentenzen, unter dem Titel: Heldengesinnungen von 1680, sind vermuthlich zum Behuf eines Fürsten abgefaßt, denn die meisten derselben enthalten gute Lehren für Fürsten, z. B. »Es

gibt Leute, die allerlei verſtehen, zu allerlei zu gebrauchen ſind; Fürſten ſollten nur Eins verſtehen: regieren.» — »Wenn die Fürſten ihre Pflichten kennten, Niemand möchte Fürſt ſein.» — Es ſind aber auch eine Menge andere, zum Theil recht gute Sprüche für alle Stände darunter, z. B. »Einem Schurken Dank ſchuldig ſein, iſt ein großes Unglück.» — »Ehe die Menſchen das kleine Wort: ich weiß nicht, ausſprechen, eher ſagen ſie lieber tauſend Albernheiten.» — »Größe gleicht dem Wohlgeruch, wer ihn an ſich trägt, empfindet ihn nicht mehr.» — »Das glücklichſte Leben wäre ein Unglück, wenn es nie endete.» — »Man bemüht ſich ängſtlicher gut zu ſcheinen, als gut zu ſein. — »Die Jugend ſoll ein Fieber ſein; o möchte ich doch mein ganzes Leben hindurch fantaſiren!» — »Bequemlichkeit macht glücklicher als Reichthum und Größe.» — »Kleine Spitzbuben, große Narren.» — »Nur ſchweigende Bewunderung iſt ein Gebet Gottes würdig.» — Schade, daß der wackere Verfaſſer ein großer Weiberfeind iſt. Das weibliche Geſchlecht nennt er ſehr drollig: »eine große Verlegenheit, aus der ein ehrlicher Mann ſich kaum mit Ehren zu ziehen weiß.» — Glückliche Ehen, meint er, gäbe es gar nicht, weil Liebe und Ehe ſich nicht vertrügen, und der Menſch allzuglücklich ſein würde, wenn es anders wäre. Dennoch äußert er von der Liebe mitunter ſehr zarte Begriffe. »Wahre Liebe,» ſagt er unter andern, »will nur lieben. Treue in der Liebe iſt nicht Verdienſt, ſondern Nothwendigkeit.» — Die Frömmigkeit ſeines Zeit-

alters verleitet ihn mitunter zu Paradoxen, die mir sehr gewagt und sehr falsch scheinen. Z. B. »Man muß mit den Menschen leben wie mit Kranken, man muß alles von ihnen leiden.« — Oder: »wenn uns auch Gott ausdrücklich geschaffen hätte, um ewig wie Fackeln in der Hölle zu brennen, so verdiente er dennoch unsere Liebe und Anbetung.« — Ich bekenne, daß ich einer solchen frommen Ergebung unfähig wäre. Das Ganze schließt mit den Worten: »Diese Gedanken sind von einem Manne, der Niemand hintergehen mag, und Niemand fürchtet.« — — Ich schlage eine andere Handschrift auf und finde ein Schauspiel, der heil. Bonifaz genannt, von einem Kardinal Ruspiglioſi. Um einen Begriff von dem Ganzen zu geben, braucht es blos die handelnden Personen anzuführen: Die streitende Kirche. Die triumphirende Kirche. Aglae! (eine allerliebste Zusammensetzung). Der heil. Bonifaz. Ein Dragoner-Kapitän. Ein Schutzengel. Der Teufel. Lucinde. Ein Chor von Soldaten. — Es scheint wohl, die Kardinäle thun besser, sich an die heilige Maria zu halten; die heilige Thalia begünstigt sie nicht. — Ueberhaupt sind die vielen, hier vorhandenen Gedichte meistentheils Ausbrüche eines verbrannten oder verrückten Gehirns. Ein Mensch hat z. B. auf Clemens XI. eine Lobschrift verfertigt, die prächtig auf Pergament geschrieben ist, und hat sich die ungeheure Mühe gegeben, sie ganz und gar aus Stellen der Bibel zusammen zu setzen, so, daß von ihm selbst keine

Silbe dabei ist. Aber er hat nicht etwa ganze Sprüche oder Perioden aus der Bibel genommen, sondern immer nur einzelne abgerissene Worte, wie er sie eben brauchte; auf dem breiten Rande citirt er sodann die Stelle, wo die paar Worte in der Bibel zu finden sind. Mühsam mag die Zusammensetzung gewesen sein, aber sinnreich wahrhaftig nicht; denn natürlich enthält die dicke Bibel alle nur mögliche Phrasen, die ein Lobredner nöthig haben kann. — Ich wende mich von dieser Spielerei zu einem merkwürdigen Codex aus dem siebzehnten und Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, der aus lauter den Päbsten überreichten Plänen zur Emporbringung der schönen Künste und aus andern Memoires über Alterthümer besteht. Den Anfang machen mehrere ausgearbeitete Projekte zu Errichtung einer Malerakademie, die auch nachher wirklich zu Stande kam. Die Nothwendigkeit der guten Erziehung eines Malers wird unter andern durch das Beispiel Titians erwiesen, der seinen Kollegen Tintoretto zum Hause hinausgeworfen hatte, und Jean Calvarts, der den armen Dominichino derb durchprügelte. — Hierauf folgt ein lehrreicher Unterricht, wie eigentlich Beschreibungen von Gemälden, wenn sie für Maler verfertigt werden, eingerichtet sein sollen. — Ein 1542 ausgestellter Befehl, achtundfünfzig Kisten mit Antiken für den König von Frankreich frei passiren zu lassen, hat wohl weiter nichts merkwürdiges, als daß Michel Angelo ihn unterzeichnet hat. — Aus einer an den Papst gerichteten Klage lernen

wir, daß unter der nachläſſigen Aufſicht eines Bartoli viel Antiquitäten verſchleppt, im Grunde neuer Häuſer vermauert, ja wohl gar in den Kalkofen geſteckt wurden, zu großem Schaden der Gelehrſamkeit und noch größerm Ekel der Fremden. Der Papſt wird daher gebeten, einige neue Aufſeher zu ernennen, die gern ohne Gehalt, um der Ehre willen dienen würden; man ſchlägt dazu unter andern den berühmten Maffei vor. Für das was Merkwürdiges in den Weinbergen gefunden werde, möge der Papſt einen Ort beſtimmen, etwa den großen Korridor vor der vatikaniſchen Bibliothek, der dann bald gleichen Ruhm, wie die Arundel'ſche Sammlung zu London erreichen werde. — (Wie viel der herrlichſten Alterthümer mögen wohl ſchon in Kalk verwandelt worden ſein, ehe ein Kunſtbeſchützer dieſe Vorſtellung wagte!) — Ein anderes Memoire vom Jahr 1700 unterzeichnet Montani, zeigt an, welche Reparaturen unumgänglich nothwendig ſeien, um den gänzlichen Ruin des Coliſeums zu verhindern. Auch von den Triumphbogen des Conſtantin, Severus, Titus, vom Friedenstempel u. ſ. w. iſt die Rede darinnen. (Ich meine, wenn das mit dem Repariren ſo fortgeht, wird man nach einigen hundert Jahren zwar noch die Geſtalten der antiken Gebäude ſehen, aber aus lauter neuen Materialien zuſammen geſetzt.) — Eine bittere Klage über die Kirchenvorſteher der in den Bädern des Diocletians errichteten Kirche. »Sie haben ſich, heißt es, alle Mühe gegeben, dieſes herrliche Gebäude durch ihren ſchlechten Geſchmack zu verhunzen,

und haben ſich's noch obendrein viel Geld koſten laſſen. Aus einer großen Kirche iſt eine kleine geworden. Die Wände ſind überweißt, wodurch der ſchöne antike Anſtrich verloren gegangen. Die prächtigen Kapitäler der acht koſtbaren Granitſäulen ſind überweißt, und in den Fenſtern Stuckaturarbeit angebracht, wie man ſie ſonſt nur in kleinen Dorfkirchen gewahr wird.» — Es werden verſchiedene Vorſchläge gethan, dieſem Unfug abzuhelfen. — Eine Bulle Pius II., vom Jahre 1462, die ſich gleichfalls in dieſe neuere Sammlung verirrt hat, thut alle diejenigen in den Bann, welche ſich an Alterthümern vergreifen würden, und es gefällt mir wohl, daß der Papſt, ſich in den Zeitgeiſt fügend, als Grund ſeines ſtrengen Verbots, die Urſache angibt: »Weil dieſe Ruinen die Zerbrechlichkeit aller menſchlichen Dinge ſo laut predigten.» — Von dem weiter oben wegen Nachläſſigkeit und Unwiſſenheit verklagten Bartoli findet ſich nun eine weitläufige Rechtfertigung, wie auch Klagen desſelben, beſonders über die Engländer, die ſo viel der beſten Kunſtwerke aufkaufen und heimlich wegſenden. Der Papſt hat neben jeden Punkt ſeine Reſolution eigenhändig geſchrieben, aber ſo unleſerlich, daß ich ſie nicht entziffern konnte. — Merkwürdig iſt ein eigenhändiges Schreiben von Karl Maratto von 1706, an die Malerakademie, worinnen er ſich mit vieler Wärme eines gewiſſen Martinelli annimmt, den die Akademie aus ihren Regiſtern ausſtreichen wollte. Die Antwort darauf iſt aber abſchlägig,

weil die Sache sich ganz anders verhalte. — Ein Rapport an den Papst wegen eines alten Mauerwerks, welches eben niedergerissen wurde; es sei nämlich nicht eigentlich antik, sondern habe zu einem Thurm gehört, den Leo IV. im Jahre 849 gegen die Einfälle der Saracenen erbaute. — Sonst findet man noch in diesem Codex die der Malerakademie ertheilten Prämien; Briefe über gefundene Statuen und Inschriften; Liste der Statuen im Palaste Farnese; viele Schriften über den Transport der Säule des Antoninus Pius, Beschreibung und Zeichnung der dabei gebrauchten Maschinen u. s. w. (Ich hoffe, Kunstliebhaber werden mir verzeihen, daß ich bei dieser Sammlung so weitläufig gewesen bin.) — Eine dicke Sammlung von eigenhändigen Briefen großer Herren aus dem siebzehnten Jahrhundert, größtentheils an den Kardinal Cybo gerichtet, wird theils durch die verhandelten Geschäfte, theils auch die Namen ihrer Schreiber bemerkenswerth; die letzten sind: Kaiser Leopold; die Könige Amadeus von Sardinien und Johann von Polen; die Churfürsten Emanuel und Joseph Clemens von Baiern, Anselm von Mainz, Philipp Wilhelm von der Pfalz, Johann Hugo von Trier; die Pfalzgrafen am Rhein; die Herzoge von Holstein, Parma u. s. w.; die Grafen Dietrichstein, Harrach, Königseck und viele andere. — Ein Julius Caballus hat unter dem Großherzog Ferdinand II. einen dicken politischen Traktat geschrieben. — An einem starken Band Gedichte, von Ottavio Tronsarelli, wird hoffentlich nichts

verloren sein; des Verfassers eigene Handschrift ist sehr unleserlich. — Varchi und Gianotti haben weitläufige Geschichten von Florenz geliefert. — Eine Biographie des Kardinal Domenico Cecchini ist von ihm selbst geschrieben, und erhält dadurch, wenigstens für mich, ein Interesse, denn ich sehe gar zu gern, wie ein Mensch sich ängstlich müht, zwischen den beiden Klippen, Wahrheit und Eitelkeit, hindurch zu schiffen. — Das Leben des Dante schien manches Neue zu enthalten. — Ein Codex: zuerst unbedeutende Orationen von allerlei Gattung; dann folgt ein Gebet an den heiligen Stroppinus! — (Wer hat diesen Ehrenmann vorher gekannt? und doch — sollte man es glauben? war er der Beichtvater — man rathe wessen? — des Herrn Jesu Christi!) Ob er von diesem die Gabe empfangen, das Podagra und Chiragra zu heilen, weiß ich nicht, aber um Befreiung von diesen Uebeln wird besonders zu ihm gebetet. Interessante Briefe und endlich eine Liste aller der Stellen im Dante, die gefährlich zu lesen sind, beschließen diesen zusammengewürfelten Codex. — Ein heroisches Gedicht, Karl V., von einem Marchese Santinelli; es hat zwanzig Gesänge, und jeder Gesang über hundert Stanzen. Wer hat den Muth es zu lesen? — Philosophische Miszellen von Ventuselli, ein starker Band. Er enthält unter andern eine Abhandlung über die Seele, von der man damals eben so wenig wußte als jetzt. — Historische Miszellen, kleine merkwür-

dige Schriften, z. B. eine Relation vom Jahre 1551 eines gewissen Bernardo, der damals Bailo zu Konstantinopel war. Uebrigens enthält dieser Codex auch viele juristische Responsa, ein neuer Beweis, wie wenig man sich auf die Titel der Handschriften verlassen kann. — Politische Nachrichten und Bülletins vom Jahre 1709 aus allen den vornehmsten Städten von Europa. Es gehört viel Geduld dazu, sie zu lesen, aber man findet auch gewiß nirgend bessere Aufklärung über die damalige Zeitgeschichte. Unter andern ist eine Zusammenkunft der Könige von Dänemark, Polen, Preußen und des Churfürsten von Hannover zu Berlin erzählt, wo von der Wiedereinsetzung des Königs August unterhandelt wurde. — In einem Bande Miszellen, der mit der Geschichte der goldenen Rose anhebt (eine päpstliche Feierlichkeit), findet sich auch eine Liste derer Gelehrten, welche Kaspar Scioppius persönlich gekannt hat, mit kurzen Schilderungen derselben, von ihm selbst bei jeden Namen geschrieben. — Von Tassoni annales ecclesiastici fehlt der erste Theil. Der zweite fängt mit dem Jahre 1201 an. — Eine dicke Sammlung von Komödien eines Delfini; sie scheinen zum Theil recht interessante Pläne zu haben. — Eine lateinische Geschichte der Einnahme von Jerusalem und Antiochien. Der Verfasser hat sich nicht genannt. — Miszellen, politischen Inhalts, zum Theil sehr merkwürdig. Z. E. Vota zweier Kardinäle über Karl des Fünften Entsagung des Reiches. — Geheime Kapitula-

tionen des Herzogs von Alba. — Medizinisches Gutachten zweier Aerzte über eine ansteckende Krankheit in Agro tridentino morbus lenticularum genannt, von 1547. Es war ein pestilenzialisches Fieber, wobei ein linsenartiger Ausschlag erfolgte, und weshalb das Concilium von Trient nach Bologna verlegt wurde. Es wäre wohl der Mühe werth zu untersuchen, ob diese Krankheit nicht Aehnlichkeit mit dem heutigen gelben Fieber hätte? — Ein lateinischer Codex, eine gute Spanne dick und sehr klein geschrieben, handelt blos von den abscheulichen Sitten der Ketzer, de nostri temporis pravis hereticorum moribus, und ist Paul V. dedicirt. Hier ist klar bewiesen, daß ein Ketzer weder stark im Kriege, noch treu im Frieden sein kann, daß er die Freundschaft nicht kenne u. s. w. Bald werden schreckliche Laster, bald Lächerlichkeiten den Ketzern angedichtet. Einmal ereifert sich der fromme Verfasser auch über die böse Gewohnheit, in den ketzerischen Schulen von den äsopischen Fabeln unmittelbar zu der Theologie über zu gehen. In einer Rücksicht könnte das Buch doch Dank verdienen; ein Kapitel nämlich handelt von den Schriften der Ketzer, und nennt eine Menge Titel von Büchern, die man jetzt kaum noch kennt; unter andern, satyrische Schriften aus der Reformation, die es wohl verdienen möchten, wieder aufgesucht zu werden. — Histoire de la reine Christine, l'Auguste scheint von derselben Hand, welche die oberwähnten Heldengesinnungen geschrieben hat. Ein Kapitel handelt von der

Antipathie, welche Chriſtine ſchon als Kind gegen Zwerge, Hofnarren, Wein, Bier und Puppen hatte. Ein anderes von der Amaranthen-Brüderſchaft und dem Feſt, Wirthſchaft genannt, welches ſie zuweilen prächtig zu feiern pflegte. Bei einer ſolchen Gelegenheit ſtiftete ſie eine Geſellſchaft von ſechzehn Herren und ſechzehn Damen, welche die Chiffer A (Amaranth) mit Brillanten eingefaßt an der Bruſt trugen und gewöhnlich Sonnabends auf dem Lande zu ungezwungener Fröhlichkeit ſich bei ihr verſammelten. Schade, daß das ganze Manuſkript theils ſehr unleſerlich geſchrieben, theils zu panegiriſch iſt. — Politiſchen Inhalts ſind abermals ein Band Briefauszüge von 1675; ferner ein Codex voll aufgefangener verdächtiger Briefe, unter andern das Schreiben eines neapolitaniſchen Fürſten an Johann von Oeſterreich, um ihn zu bewegen, ſich zum König von Sicilien zu machen. Ferner Scritture politiche — eine Erzählung von dem, was zu Madrid bei Gefangennehmung der Fürſtin von Caſignano vorging, 1641. — Geſchichte von Genua von 1535 bis 1625. — Prozeß eines Francesco Borri wegen Ketzereien. — Form der jeſuitiſchen Regierung u. ſ. w. Dann ſtößt man auch wieder auf ganz heterogene Dinge, z. B. ein Compendium der Chiromantie. Das Regiſter zeigt auch noch eine Sammlung von vertrauten Briefen an, die aber leider herausgeſchnitten waren. — Eine ſpaniſche Handſchrift, Beſchreibung der philippiniſchen Inſeln, von einem Geiſtlichen,

der achtzehn Jahre daſelbſt geweſen, mag recht merkwürdig ſein. Ich verſtehe das Spaniſche nicht. — Unter dem Titel: Lettere di diversi e notizie findet man ganz andere Dinge, z. B. die Jahre 1659 und 1660, ausgezogen aus den eigenhändigen Memoiren Jakob's Stuart, damals Herzog von York, nachmals Jakob II. Deſſen Feldzug von 1657, von ihm ſelbſt geſchrieben, auch von ihm ſelbſt 1696 in's Franzöſiſche überſetzt, und dem Kardinal von Bouillon geſchenkt. Ferner enthält dieſer Codex die Beſchreibung eines merkwürdigen Lichtphänomens auf dem adriatiſchen Meere. — Die Miſſionen eines Pater Koferer — einen geheimen Bericht aus Paris über die Krankheit und den Tod Ludwig XIV. u. a. m.

Unglücklicherweiſe fielen kurz vor meiner Abreiſe aus Neapel Feſttage ein, an welchen die Bibliothek verſchloſſen blieb, ich mußte daher einige Reihen Manuſkripte, die mir zu durchlaufen noch übrig waren, unbeſehen laſſen. Ueberhaupt weiß ich wohl, daß dieſes oft trockene Titelverzeichniß keinen andern Werth hat, als die Gelehrten, die künftig nach Neapel kommen, auf manches aufmerkſam zu machen, was ſie vielleicht ſonſt überſehen haben würden. Sollte es einem meiner Nachfolger ſchwer werden, die Erlaubniß zu Benutzung der Manuſkripte zu erhalten, ſo darf er ſich nur geradezu an die Königin wenden, die ſie ihm gewiß ertheilen wird. Was die Kürze der Zeit mir verſtattete, habe ich geleiſtet, doch nicht Monate, ſondern

Jahre würden dazu gehören, auch nur Auszüge aus den interessantesten Werken zu liefern.

---

17. Die Revolution von Neapel.

Ueber diesen Gegenstand ist in allerlei Sprachen viel geschrieben worden. Für das pikanteste Werk wird mit Recht ein Buch gehalten, welches den Titel führt: Saggio istorico della rivoluzione di Napoli. Es ist in drei Bänden von einem wüthenden Patrioten verfaßt, daher die Ausfälle auf die Königin u. s. w. bis zum Ekel getrieben und oft sehr empörend sind. Auch eine Menge sehr seichter Urtheile über militärische und staatswirthschaftliche Gegenstände kommen darin vor, weshalb ich zweifle, ob das ganze Buch die Ehre einer Uebersetzung verdiene, welche in diesem Augenblicke von einem deutschen Bildhauer zu Rom für eine Buchhandlung in Berlin gemacht wird. Ein Auszug in ein Bändchen zusammen gedrängt, würde hingereicht haben, das Interessanteste daraus zu liefern. Indessen mag der Uebersetzer eine Entschuldigung in der Seltenheit des Werkes finden, denn es ist nur einmal zu Mailand aufgelegt, und durch scharfe Verbote außerordentlich rar geworden. In Neapel und Rom darf man es nicht einmal nennen. In Bologna, wo doch die meisten Buchhändler sind, versicherte mich einer der vornehmsten, er habe seinem Kommissionär in Mailand den Auftrag ertheilt, ihm das Buch um jeden Preis aufzukaufen; allein der Mailänder habe ihm geantwortet: er

könne es nicht ſchaffen, und wenn man es auch mit Gold aufwiegen wolle. In Rückſicht der Seltenheit theile ich hier einige Proben mit, die den Geiſt des ganzen erſten Bandes enthalten:

»Jedes Volk bereitet auf ſeiner politiſchen Laufbahn nach und nach einen Zunder zu Revolutionen, aber diejenige Nation, welche das Fremde, Ausländiſche zu ſehr bewundert, häuft jenen eigenen Zunder durch den der fremden, bewunderten Nation. Wie viel Demokraten gab es aus keiner andern Urſache, als weil die Franzoſen Demokraten waren. Auf hundert Köpfe muß man funfzig Weiber, und acht und vierzig Männer rechnen, die es den Weibern an Frivolität zuvorthun; dieſe alle raiſonniren ſo: in Frankreich friſirt man ſich beſſer, kleidet ſich beſſer, kocht beſſer, redet beſſer; der Beweis iſt, daß wir uns gerade ſo friſiren, ſo kleiden, ſo bewirthen; folglich müſſen die Franzoſen auch beſſer denken und handeln.« — (Leider macht man oft in Deutſchland Schlüſſe, die um kein Haar beſſer ſind.)

»Einige ſchwärmeriſche Jünglinge, die aus Zeitungsblättern die neue Theorie geſchöpft hatten, ſprachen unter ſich, oder, was noch weniger bedeutet, mit ihren Mädchen und Friſeurs davon. Siehe da ihr ganzes Verbrechen. Junge Leute ohne Rang, Vermögen, Einfluß, konnten wohl ſchwerlich ein anderes auf ſich laden. — Es war damals Mode unter den jungen Herren, durch Chiaja und Bagnuoli ſpaziren zu reiten; ſogleich machte man Acton

weiß, oder vielmehr Acton machte dem Hof weiß, man wolle die olympiſchen Wettrennen wieder herſtellen. Was in aller Welt haben die griechiſchen Spiele mit einem Spazirritt unſerer jungen Herren zu ſchaffen! Geſetzt aber auch, es ſei wahr geweſen, welches Uebel, welche Gefahr konnte daraus entſtehen? — Acton empfahl der Polizei ſo dringend, wohl auf dieſe Wettrennen Acht zu haben, daß man hätte glauben ſollen, es ſei wenigſtens von zwanzig feindlichen Schwadronen die Rede, welche die Reſidenz zu überfallen drohten.“

Man ſchuf ein Bluttribunal, unter dem Titel: Giunta di Stato. — Bei ſogenannten Staatsverbrechen iſt meiſtens nur von Worten die Rede, die eben ſo nichtsbedeutend als Drohungen, oder von Gedanken, die noch unbedeutender als Worte ſind. Solche Dinge gelten gerade nur ſo viel, als die Furcht des Beherrſchers ſie gelten macht. Die Königin fürchtete ſich ſehr, allein doch noch nicht ſo ſehr, als Acton wünſchte. — Man wollte Blut, und man erhielt Blut. Drei Unglückliche wurden zum Tode verdammt, unter ihnen auch der wackere Emanuel Pedro, dem die Königin Begnadigung anbieten ließ, unter der Bedingung, daß er ſeine Mitgenoſſen verrathe. Ohne Bedenken zog er den Tod der Schande vor. Bei ſeiner Hinrichtung wurden aus Furcht ganz ungewöhnliche, vormals und auch noch jetzt ganz überflüſſige Maßregeln genommen. Man fürchtete, das Volk werde ſich rühren, um einen Menſchen zu befreien, den es kaum

kannte; man zitterte vor funfzigtausend Revolutionsmännern; denn so viele, hieß es, befänden sich wenigstens in Neapel. — Die Truppen, welche gleichsam die Stadt belagerten; die drohenden Befehle der Regierung, Alles regte die Fantasie des Volkes auf. Jede, zu anderer Zeit gleichgiltige Kleinigkeit mußte es jetzt in Bewegung bringen. Es fürchtete die Aufwiegler, fürchtete die Regierung, fürchtete alles, und diese Stimmung, in einer so ungeheuren Volksmasse, mußte nothwendig eine Gährung verursachen. Argwohn der Regierung machte das Volk argwöhnisch. — Vorher hielt es sich selbst, fast ohne Polizei, in Schranken, aber jetzt wurde es schwer zu lenken. Alle öffentlichen Funktionen geschahen mit größerer Vorsicht, doch darum nicht ruhiger.»

»Nun wurde die Nation von zahllosen Spionen und Angebern belagert und belauert, welche Schritte zählten, Worte registrirten, Gesichtsfarbe anmerkten, Seufzer protokollirten. Alle Sicherheit verschwand. Privathaß fand der Rache Pforten offen, und wer keinen Feind hatte, der unterlag durch Gold oder Ehrgeiz verführten Freunden. — Die Königin soll gesagt haben, sie werde sich eines Tages gezwungen sehn, das alte Vorurtheil auszurotten, welches den Angeber mit Schande bedecke.»

»Alle Kastelle, alle Gefängnisse füllten sich mit Unglücklichen. Man warf sie in abscheuliche, finstere Löcher, wo sie an allem Mangel litten, Jahre durch schmachteten, ohne weder verdammt noch losgesprochen zu werden, oder auch

nur einmal die Urſache ihres Unglücks zu erfahren. Nach vier Jahren endlich wurden faſt alle für unſchuldig erkannt und entlaſſen. Alle würden ſo gerechtfertigt hervorgegangen ſein, hätte man ſie nicht der Mittel zu ihrer Vertheidigung beraubt. — Vanni, damals an der Spitze der Geſchäfte, bekümmerte ſich nicht mehr um die, die ſchon in Feſſeln ſchmachteten, ſondern nur um die, für welche noch Feſſeln geſchmiedet werden konnten. Er hatte die Verwegenheit laut zu ſagen: es müſſen wenigſtens noch zwanzigtauſend arretirt werden. Wenn Bruder, Sohn, Vater, Gattin für einen Unglücklichen baten, ſo war es ein Verbrechen!» — (Ich kann nicht umhin, hier zwei ſchreckliche, aber leider wahre Anekdoten einzuſchalten, die ſehr glaubwürdige Augenzeugen mir erzählten. Die Furcht, für Mitſchuldige gehalten, und, wie man täglich vor Augen ſah, als ſolche überwieſen hingerichtet zu werden, hatte ſich aller Gemüther ſo gräßlich bemeiſtert, daß, um jeden Argwohn von ſich abzulehnen, ein Bruder am Tage der Hinrichtung ſeines Bruders, ein glänzendes Souper gab, und — ein Vater, während ſein Sohn unter dem Henkerbeile blutete — ich ſchaudere es hin zu ſchreiben — am offenen Fenſter die Guitarre ſpielte! —)

»Geſcheite Leute lachten freilich darüber, daß nach einer ſo ſtrengen Inquiſition von vier Jahren, noch immer kein Staatsverbrechen entdeckt oder bewieſen war. Das Volk, anfangs erbittert gegen die Schuldigen, erkaltete, und bemitleidete endlich arme Gefangene, die es wohl für unſchul-

dig halten mußte, da es keinen verdammen ſah. — Wer für Wahrheit ſeine Stimme erhob, war ein Verbrecher. Den Advokaten wurde ſogar gedroht, wenn ſie die Gefangenen mit Eifer vertheidigten, ob man es gleich ſelbſt ihnen zur Pflicht gemacht hatte. Doch ſolche Drohungen waren vergebens. Unterdrückt hatte man die Nation, aber noch nicht verdorben. Sie gab ein großes Beiſpiel von Geduld, ein größeres von Tugend. Nichts konnte die Standhaftigkeit der Richter oder den Muth der Advokaten ſchwächen. Die Unſchuld triumphirte, und nun wurde alles auf Vanni geſchoben. Man ſetzte ihn ab und exilirte ihn. Melancholiſche Wuth bemächtigte ſich ſeiner ehrgeizigen Seele, er gab ſich ſelbſt den Tod, kurz zuvor, ehe die Franzoſen in Neapel eingezogen; denn vor ihnen zitterte er, und hatte deshalb vom Hofe eine Freiſtatt in Sicilien begehrt. Man ſchlug ihm ſein Begehren ab. Ehe er ſich entleibte, ſchrieb er ein Billet des Inhalts: »Die Undankbarkeit des Hofes, die Annäherung eines grauſamen Feindes, der Mangel einer Freiſtatt haben mich beſtimmt, mir ein Leben zu rauben, welches mir zur Laſt iſt. Man gebe Niemanden Schuld an meinem Tode, und mein Beiſpiel mache alle Staatsinquiſitoren weiſer.«

»Aber die Staatsinquiſitoren lachten über ſeinen Tod, und überließen ſich gleicher Wuth, bis zur Ankunft der Franzoſen in Capua. —«

»Acton wollte Neapel eine Marine geben. Die Natur hatte allerdings die Nation für eine Marine geſchaffen,

aber nicht dieſen Acton für die Nation. Die Seemacht ſollte vor allen Dingen unſern damaligen Handel beſchützen. Unſere Feinde waren die Barbaresken, gegen die wir keiner großen, ſondern nur einer kleinen Freibeuter-Marine bedurften, und gerade dieſe zerſtörte Acton. Das wirkſamſte Mittel gegen die Barbaresken wäre vielleicht dasjenige, welches die Engländer unter Karl II. ergriffen, nämlich, jedes Kauffartheiſchiff mit zehn Kanonen zu bewaffnen, und dann einem jeden die Vertheidigung ſeines Eigenthums ſelbſt zu überlaſſen. Unſere Schiffer hatten tauſendmal um die Erlaubniß hiezu angehalten, tauſendmal war ſie ihnen verweigert worden. Sie hatten Muth und guten Willen, aber gerade das konnte Acton nicht leiden.“

»Ein Beiſpiel von der ſchlechten Verwaltung der eingezogenen geiſtlichen Güter: Als die Jeſuiten aus Sicilien vertrieben wurden, hinterließen ſie Beſitzungen, die im erſten Jahre hundert und fünfzigtauſend Dukaten eintrugen, im zweiten nur ſiebzigtauſend, im dritten vierzigtauſend, und nach dieſem letztern Maßſtabe wurde ihr Werth beim Verkauf berechnet.“

„Als die Franzoſen ſiegten, ward ein Aufgebot in Maſſe beſchloſſen, das Volk durch ein Proklama aufgefordert, ſich für Weib, Kind, Eigenthum und Religion zu bewaffnen. Zum erſten Mal ließ der gedemüthigte Deſpotismus ſich herab, die Neapolitaner daran zu erinnern, daß ſie von Samniten, Campanern, Lucanern und Griechen abſtammten. Natürlich mußte ein ſolcher Aufruf

große Gährung erzeugen, besonders in Neapel, wo eine unermeßliche Volksmenge, in Müßiggang aufgewachsen, blos von den Unordnungen der Regierung und den Vorurtheilen der Religion lebte. Diese Gährung konnte und mußte das Reich retten, aber durch Acton's Mißgriffe, durch des Hofes Furcht wurde sie die Ursache seines Unterganges. Das Volk stürmte haufenweise zum königlichen Palast, sich zur Vertheidigung anzubieten. Der König durfte nur zu Pferde steigen, und den augenblicklichen Enthusiasmus benutzen, er wäre zum gewissen Siege geeilt. Acton hielt ihn zurück. Das Volk wollte den König sehen, er zeigte sich aber nicht; sondern sandte an seiner Statt den General Pignatelli und den Grafen dell' Accerra. Einer aus dem Volke rief: das Unglück des Landes komme blos von den Fremden her. Acton erfuhr es, und beschleunigte nunmehr die Abreise der königlichen Familie. Es war leicht, eine schon argwöhnische Königin zu diesem Schritte zu bewegen, und den König einen Volksaufruhr fürchten zu lassen. Acton's Agenten reizten am folgenden Morgen das Volk, einen Kabinets-Kourier, Alessandro Ferreri, zu arretiren, der Nelson Depeschen bringen sollte. Fast Jedermann glaubte, dieser Mann sei ein schon längst bestimmtes Opfer geworden, weil er um Geheimnisse wußte, die man nur in eigener Brust begraben wollte. In dem Augenblicke, als er sich einzuschiffen im Begriff stand, um zu Nelson's Flotte zu fahren, wurde er ermordet, sein blutiger Leichnam bis vor den Palast, unter des Königs Augen geschleppt, mit

dem Geschrei: so sterben Verräther! es lebe die heilige Religion! es lebe der König! — Dieser war auf dem Balkon, sah die ungeheure Volksmenge, verzweifelte daran, sie beherrschen zu können, Furcht ergriff ihn, und die Abreise wurde beschlossen. Man lud auf englische und portugiesische Schiffe die kostbarsten Möbeln der Paläste zu Neapel und Caserta, die vorzüglichsten Seltenheiten des Museums zu Portici und Capo di Monte, die Edelsteine der Krone, und zwanzig Millionen, vielleicht noch mehr, theils bares Geld, theils noch ungeprägte Metalle. So beraubte man eine Nation, welche im äußersten Elend zurück blieb. Bei nächtlicher Weile geschah die Einschiffung, als müsse man einen Feind fliehen, der schon vor den Thoren sei, und am Morgen des 21. Dezembers wurde in den Straßen von Neapel ein Anschlag gelesen, welcher das Volk benachrichtigte: der König sei auf kurze Zeit nach Sicilien gegangen, um mit mächtiger Hilfe zurück zu kommen. Das Volk zeigte eine stumme Bestürzung, die weniger von Furcht herrührt, als von Ueberraschung durch ein nicht vorhergesehenes Ereigniß. In den ersten Tagen, als der König wegen widrigen Windes auf der Rhede verweilen mußte, lief alles hin, ihn zu sehen und zu bitten, daß er bleiben wolle. Aber die Engländer betrachteten ihn schon als ihren Gefangenen, und wiesen die Bittenden als Verräther zurück. Der König selbst wollte oder durfte sich nicht zeigen. Diese harte, unverdiente Behandlung, die Erinnerung an das Vergangene, der Raub des National-Eige-

thums, die Schrecken der Gegenwart, alles zusammen genommen, veranlaßte sehr ernsthafte Betrachtungen. Am 23. Dezember sah das Volk den König absegeln, ohne Freude oder Mißfallen auszudrücken.“

(Nun folgt die Beschreibung der Anarchie, die bis zur Ankunft der Franzosen herrschte, und von der ich bereits unter dem Artikel Miszellen einige noch ungedruckte Anekdoten geliefert habe. — Hier vergönne man mir, nur noch ein Wort über die sogenannte Flucht des Königs hinzuzufügen. Es ist wahr, diese Flucht hat jeden Einwohner von Neapel ohne Ausnahme empört. Ich habe unter andern mit einem alten, sehr rechtlichen Manne darüber gesprochen, der jederzeit dem königlichen Hofe wahrhaft zugethan war und blieb, der aber aufrichtig bekannte: daß er beim Anblick der Schiffe, welche den König trugen, in heftige Verwünschungen ausgebrochen sei, weil durch diese Flucht ganz Neapel, mit allen getreuen Anhängern des Hofes, einem räuberischen Mordgesindel Preis gegeben worden. Es ist ferner wahr, daß der Hirt seine Herde nie verlassen soll, und daß es die Pflicht eines Königs ist, mit seinen Unterthanen zu leben und zu sterben. Ferdinand konnte seine Familie in Sicherheit bringen, das würde ihm Niemand verargt haben, er selbst aber mußte bleiben, jede Gefahr theilen, sein Leben auf's Spiel setzen. Aber — es läßt sich doch auch vieles zur Entschuldigung jenes Schrittes anführen. Was in Frankreich geschehen war, schwebte vor dem Gedächtniß, der Leichnam des Kouriers lag

vor Augen, das entzügelte Volk ſtand vor dem Palaſte — unter ſolchen Umſtänden mußte man mehr als Ferdinand ſein, um den Kopf nicht zu verlieren. Die Herde nicht zu verlaſſen, iſt freilich des Hirten Pflicht, ſo lange nur ein Wolf droht, aber wenn die ganze Herde toll wird, ſo ſcheint dieſe Pflicht mir aufgehoben. Ein Held wäre freilich geblieben, und vielleicht Retter geworden; aber Ferdinand iſt kein Held, er wäre höchſt wahrſcheinlich als ein verſpottetes Opfer gefallen, ſein Tod hätte nicht den geringſten Nutzen geſtiftet; alles das wußten die wohl, die ihn umgaben, wer alſo dieſem Könige zur Flucht rieth, hatte nicht Unrecht. Eben ſo wenig kann ich es für Unrecht halten, daß die vorzüglichſten Kunſtwerke u. dgl. eingepackt und mitgenommen wurden. Der Erfolg hat den Nutzen dieſer Maßregel gezeigt. Geſetzt auch, man wolle alle jene Schätze für National-Eigenthum gelten laſſen (ein Satz, der doch noch manchen Widerſpruch leiden möchte), ſo that man doch nichts mehr, als was der Arzt thut, wenn er einem Raſenden die koſtbaren Spiegel aus dem Zimmer nehmen läßt, weil der Unſinnige ſie höchſt wahrſcheinlich mit den Fäuſten entzwei ſchlagen wird. Hätte aber auch das Volk jene Schätze verſchont, ſo wären ſie ja doch eine Beute der raubgierigen Franzoſen geworden, ſtatt daß ſie jetzt der Nation erhalten ſind. — Nach dieſer Note, die Billigkeit und Unbefangenheit mir einflößten, kehre ich zum Text des Buches zurück.)

»Die Neapolitaner ſandten Boten in's franzöſiſche La-

ger, mit dem Ersuchen, die Franzosen möchten nicht nach Neapel kommen, wogegen sie zu erfüllen sich erboten, was schon im Waffenstillstand versprochen war, auch noch eine Summe darüber zahlen wollten. Die Franzosen schlugen das Begehren ab. Einer unserer Emigrirten fügte Drohungen und Beleidigungen hinzu, wodurch das Volk noch mehr erbittert wurde. Die Raubsucht, jedem Pöbel eigen, bemächtigte sich seiner; fanatische Priester vermehrten den Muth durch Einsegnung der Waffen; Hoffnung wurde bis zur Verwegenheit hinauf gespannt, Verwegenheit in Wuth verwandelt. Das Volk sah sich von allen verlassen, und that nun alles durch sich selbst. Die Stadt wurde ein wilder Schauplatz von Verwüstung, Brand, Kampf, Schrecken, Mord. Unter den vom Pöbel Ermordeten zählt man leider auch den Duca della Torre, und seinen Bruder, Klemens Filamarino, beide ehrwürdig durch Talente und Tugenden, Schlachtopfer der elenden Treulosigkeit eines schurkischen Bedienten.»

»Jeder gute und vernünftige Mensch wünschte jetzt die Ankunft der Franzosen. Diese standen bereits vor den Thoren, und dennoch vertheidigte sich noch immer ein schlecht bewaffnetes, hauptloses Volk, mit einem Muthe, der einer bessern Sache würdig gewesen wäre. Zwei Tage lang hielt es, in einer überall offenen Stadt, den Einzug des Siegers auf, kämpfte Schritt vor Schritt um jeden Fußbreit Erde, und als es endlich vernahm, das Fort St. Elmo sei ihm entrissen, als von allen Punkten Feuer auf

das Volk gegeben wurde, da zog es sich endlich zurück, weniger muthlos, weniger gedemüthigt durch den Ueberwinder, als erbittert gegen diejenigen, die es für Verräther hielt.»

So weit der erste Band, der den Geist des Ganzen hinlänglich verräth. Der Verfasser ist seiner Feder mächtig und weiß lebhaft darzustellen, aber zum Geschichtschreiber fehlt ihm gänzlich die Unbefangenheit. Er ist ein erklärter Feind des Hofes, ein wüthender Partisan des Volks, sieht alles schwarz, was jener gethan, bemäntelt alles, was dieses verbrochen.

Weit kälter und unparteiischer hat ein Franzose (gleichfalls Augenzeuge) über jene merkwürdige Revolution geschrieben. Sein Buch heißt: Memoires pour servir à l'histoire des dernières revolutions de Naples. Von ihm erfährt man, daß schon 1791 ein paar kühne Franzosen die Neapolitaner aufzuwiegeln suchten; daß nicht von unschuldigen Spazirritten junger unbedeutender Wildfänge die Rede war, sondern daß unter den Verschwornen sich Leute befanden, deren Stand und Vermögen alle Aufmerksamkeit verdiente. Die Verschwörung wurde entdeckt und vernichtet, die Schuldigen flohen nach Frankreich. Doch im Jahre 1795 wuchs der Hyder ein neues Haupt, und nur strenge Wachsamkeit konnte das Reich retten.

Es würde mich zu weit führen, wenn ich die beiden Augenzeugen noch länger gegen einander stellen und

abhören wollte; am Ende kommt doch nur das gewöhnliche Resultat heraus, nämlich: daß selbst Augenzeugen sich widersprechen, weil ein Jeder mit andern Augen sieht; daß folglich die historische Glaubwürdigkeit ein gar gebrechliches Ding ist, auf das ich schon längst nicht mehr vertraute. Das Ueberschauen vergangener Begebenheiten kann hie und da zu wahrscheinlichen Schlüssen führen, aber sichere Resultate liefert es nie. Den Stamm eines Baumes bis in seine Wurzelfasern verfolgen, kann nur ein Gott! wir Maulwürfe wühlen wohl die Erde auf, aber wir sind blind.

---

18. Ehrenrettung des dänischen Grafen Cornifiz von Uhlefeld, von ihm selbst entworfen.

(Aus einer Handschrift der königlichen Bibliothek zu Neapel.)

Vorbericht. Daß ich, unter so vielen interessanten Handschriften jener Bibliothek, gerade diese zur Mittheilung gewählt habe, that ich: erstens, weil Uhlefeld's Geschichte im Norden Aufsehen genug erregt hat; zweitens: weil noch Jedermann ihn für schuldig hält, mir aber der Ton der Wahrheit und Unschuld in dieser Vertheidigung so kräftig und ungekünstelt erscheint, daß ich mich völlig überzeugt halte, dem Manne sei in mancher Rücksicht zu viel geschehen. Da nun der Zufall gerade mir seine Vertheidigung in die Hände gespielt hat, und leicht viele Jahrhunderte verfließen könnten, ehe sie noch einmal aus dem Staube hervorgezogen würde; so

habe ich es für Pflicht des ehrlichen Mannes gehalten, das beſchimpfte Andenken eines ehrlichen Mannes zu retten. — Wie das Manuſkript nach Neapel gekommen, weiß ich mir nicht zu erklären. Vielleicht hat es ſich unter den Papieren der Königin Chriſtine befunden. So viel zum Vorbericht. Jetzt möge Uhlefeld ſelbſt ſprechen.

* * *

Schon lange verfolgte mich das Schickſal, jetzt aber muß ich unterliegen, wenn Gott nicht durch ein Wunder mich rettet, denn was vermag meine Unſchuld gegen mächtige Feinde! Kein Verbrechen kann man mir erweiſen, dennoch muß ich leiden, wie ein Verbrecher. Ich würde nicht murren, ich würde dulden und ſchweigen; allein der Vortheil meiner armen, geliebten Frau, die Ehre meiner ganzen Familie, zwingen mich, der Welt zu zeigen, daß ich nur unglücklich bin, und meine Richter eben ſo ungerecht, eben ſo geizig als grauſam ſind. Vielleicht hat ein langes Schweigen ſelbſt diejenigen befremdet, die mir wohl wollen, aber Reiſen, Flucht, Krankheit, hinderten mich bis jetzt die Feder zu ergreifen. Meine Vertheidigung mußte wohl ſpäter erſcheinen als meine Verurtheilung, denn die letztere erfolgte vor der Anklage, man hat mich nicht gehört, man wollte mich nicht hören! was in der ganzen Chriſtenheit dem ärgſten Verbrecher zugeſtanden wird, hat man mir verſagt. Warum? wie durfte man das? — Fürchtete man etwa, daß ich meine Feinde beſchämen würde, wie ich ſchon vormals gethan? — Wohlan!

bin ich gleich zu schwach, um meine Richter zu zwingen mich zu hören: so soll doch keine Tirannei auf Erden mich zwingen, der Welt zu zeigen, daß man mir in Dänemark Verbrechen aufbürdet, die eben so erfunden sind, als die, welche man vor einigen Jahren mir dort Schuld gab. — Um hierin mit einiger Ordnung zu verfahren, muß ich zuvor die Hauptpunkte meiner Anklage und Verdammung berühren. (Beide sind nur eins und vielleicht ging die letztere sogar der erstern voraus.) — Sie sagen also: sie hätten von sehr vornehmen Personen gewisse Nachrichten erhalten, auch Originaldokumente, aus welchen klar erhelle, daß ich gegen den König konspirirt; daß ich vorgegeben, Adel und Geistlichkeit seien mit der Regierung unzufrieden, und deshalb versprochen habe, das Reich einem fremden Fürsten zu unterwerfen, ob ich gleich durch Reverse und Schwüre freiwillig gelobt, nie etwas gegen die Person des Königs oder des Staats zu unternehmen.

Das sind die Gründe ihres Verdammungsurtheils, dem sie hinzufügen: es sei weder nöthig noch üblich in der Welt, Leute, die solcher Verbrechen angeklagt seien, zu zitiren, oder anzuhören, sondern man müsse sie ohne Prozeßform richten und bestrafen. Hierauf also verurtheilen sie mich ungehört, unüberwiesen, zu einem schimpflichen Tode, lassen mein Wapen durch den Henker zerbrechen, schicken meine Kinder in's Elend, konfisziren meine Güter und die meiner geliebten Gattin. — Großer Gott! König der Könige! ich appellire an deine Gerechtigkeit! weil die Men-

ſchen mir die ihrige verſagen. Ich frage jeden Unbefangenen: ob ein Richter ſo ſprechen dürfe, ohne dem Beklagten auch nur einmal ſeine Ankläger zu nennen? — ich fordere die Bewohner der ganzen Erde auf, mir zu beweiſen, daß ich jemals mit einem Worte, geſchrieben oder geſprochen, gegen den König von Dänemark mich vergangen habe. Die großen, vornehmen Herren, welche ſo gütig geweſen, Seine Majeſtät von meiner vorgeblichen Verrätherei zu unterrichten, warum fürchten ſie ſich bekannt zu werden? warum ſoll denn die Welt nicht erfahren, daß ſie ihrem König Leben und Thron erhalten haben? warum verſchmähen ſie das Lob der Welt als gerechten Lohn ihrer Großmuth? und warum treiben ſie ihre Opfer nicht noch weiter? warum entdecken ſie nicht auch meine Mitſchuldigen? — denn ſie werden doch auch den einfältigſten Menſchen nicht überreden wollen, daß ich den König ab- und einen fremden Fürſten auf den Thron ſetzen könnte, ohne ausgebreitete Einverſtändniſſe im Lande zu unterhalten? — Doch hört man von alle dem bis jetzt nichts. Kein Menſch iſt arretirt oder gar hingerichtet worden. Nur einen Goldſchmied hat man auf einige Tage in's Gefängniß geſetzt, weil er etwas Geld von mir in Händen hatte. Als er das herausgab, wurde er gleich wieder losgelaſſen. — Iſt denn die Welt jetzt ſo dumm, daß ſie glauben wird, ein armer, kranker Greis könne in einer Entfernung von zwei bis dreihundert Meilen, ohne Land- oder Seemacht, ohne Einverſtändniß weder mit Fremden noch Einheimiſchen, einen König vom

Throne stürzen und eine ganze königliche Familie ausrotten? —

»Aber sie haben Nachrichten von vornehmen Personen des Auslandes, deren Rang keinen Zweifel erlaubt.« — Ich meine, diese vornehmen Personen des Auslandes befinden sich in Dänemark, und wohl gar unter meinen Richtern. Existirten sie aber auch wirklich vorgegebenermaßen, muß man dann unbedingt alles glauben, was sie sagen? — Nur Gott wird auf's Wort geglaubt; der Mensch — er sei so vornehm als er wolle — kann sich irren oder getäuscht werden. Was hätten denn die Christen den Türken vorzuwerfen, wenn es jedem großen Herrn frei stände, einen Edelmann Mords und Hochverraths anzuklagen, ohne zu irgend einem Beweise verbunden zu sein? — Wo man nur anklagen darf, da gibt es bald gar keinen Unschuldigen mehr. — Aber um zu beweisen, daß die Dänen mir stets übel gewollt, und nicht zum ersten Mal mich grundlos angeklagt haben, darf ich nur an das erinnern, was vor einigen Jahren in dem Prozeß der Dina sich ereignete. Damals schrieb der König von Dänemark, gerade wie er jetzt wieder gethan, an alle Potentaten von Europa, schilderte mich und meine Frau als Verräther und Giftmischer, forderte guten Rath, zu welcher Todesart er mich verdammen solle, und bat sie, an seiner Freude Theil zu nehmen, daß Gott meine abscheulichen Anschläge zu Wasser gemacht habe. Aber damals wurde mir erlaubt, mich zu vertheidigen, und was geschah?

Trotz aller Hindernisse, die man mir in den Weg legte, wurde derselbe König durch die Klarheit meiner Unschuld gezwungen, mich loszusprechen und meine Ankläger zu verdammen. Also bin ich wenigstens schon einmal durch königliche Originalbriefe verleumdet worden. Wenige Jahre nachher, als ich in Schweden war, und den Schutz der Königin Christine genoß, ließ mich der König von Dänemark abermals durch seinen Ambassadeur eines Raubes von vier und zwanzigtausend Thalern und noch mancher anderer Verbrechen beschuldigen. Der Herr Gesandte bewies seine Anklage durch Originalbriefe von zwei großen Königen, deren einer sein Herr, und der andere ein fremder, getäuschter Fürst war. Alle diese Briefe waren eigenhändig von beiden Königen unterzeichnet. Aber glücklicher Weise befand ich mich in einem Staate, wo man ohne Ansehen der Person die Gerechtigkeit handhabt. Ich durfte mich vor dem Conseil der Königin vertheidigen, ich erwies meine Unschuld durch unzweifelhafte Originaldokumente, und der Herr Ambassadeur, der die Anklage in Person mit vieler Heftigkeit, trotz der Gegenwart der Königin führte, wurde so verlegen und beschämt, daß er sich so weit vergaß, davon zu laufen, ohne nur einmal der Königin eine Reverenz zu machen. Jene Dokumente existiren noch, und die Abschriften davon befinden sich in der schwedischen Staatskanzlei. Auf gleiche Weise würde ich auch jetzt meine Ankläger beschämen, wenn man nur wagte, sie mir zu nennen. So aber bleibt mir nichts übrig, als vor aller Welt, bei allem was

heilig ist zu betheuern, daß ich so unschuldig bin als das Kind das geboren werden soll, an Allem was man mir aufbürdet. Die beiden angeführten Beispiele beweisen, daß königliche Briefe noch keine Evangelien sind; daß ein Fall, der sich zweimal ereignete, auch wohl zum dritten Mal Statt haben könne; und daß große Herren Menschen bleiben, die oft von elenden Günstlingen betrogen werden.

Meine Richter erwähnen auch in ihrem Urtheil eines Reverses und Schwurs der Treue, den ich dem Könige von Dänemark freiwillig soll geleistet haben. Aber jedes Kind in Dänemark weiß, daß ich dadurch mein Leben und meine Freiheit erkaufen mußte; auch hat man diesen erpreßten Revers nie drucken lassen, weil man sonst auch gewisse Dinge bekannt machen mußte, die man, ohne Beschämung, nicht wohl verlautbaren kann. — Gewisse starke Geister haben mich getadelt, daß ich nicht den Tod einem schimpflichen Widerrufe vorgezogen; aber sie vergessen, daß nicht blos von meinem Leben, sondern auch von der Wohlfahrt meiner Gattin die Rede war, die ich stets mehr als mein Leben geliebt habe. Auch darf ich wohl das Interesse meiner sieben Kinder für etwas zählen. Und was wäre es denn am Ende für eine Schande für einen armen Greis, der siebzehn Monat im Gefängniß die tirannischste Behandlung erduldet, wenn er sich endlich entschließt, um Leben und Freiheit zu retten, eine Schrift zu unterzeichnen, die seine Feinde nach ihrem Belieben aufgesetzt haben? werde ich dadurch schuldig, wenn mächtige Feinde

mich zwingen, um Vergebung zu bitten? — Könnte man jetzt oder jemals mir eine Schuld erweisen, ja dann würde dieser Schritt mich beschimpfen; so aber zeugt er blos von der tiranischen Macht meiner Feinde.

Alle Augenblicke haben der Graf Ranzau und der General-Major Voß mir die Dienste vorgeworfen, die ich der Krone Schwedens in dem ersten Kriege gegen Dänemark geleistet habe; sie nannten das mein einziges Verbrechen, und den einzigen Grund der übeln Behandlung, die ich erfahren müssen. Aber wo sollte ich die Genugthuung suchen, welche die dänische Gerechtigkeit mir versagte, als bei den schwedischen Waffen? Dazu berechtigte mich die Verabredung (l'accord) zwischen beiden nordischen Kronen. Und angenommen einen Augenblick (doch nicht zugestanden), die Dänen könnten mir das wirklich als Ursachen anrechnen; wurde denn nicht durch die General-Amnestie Alles in Vergessenheit gestellt? und hatten sie nicht selbst, in dem Traktat von Rondschild, jedem Anspruch auf meine Person entsagt? sowohl als auf meine Familie und Güter? indem sie mich als schwedischen Minister anerkannten, und folglich ihnen zu nichts verbunden? — Mit welchem Recht warfen sie den Minister und Unterthan Schwedens in's Gefängniß? welche neue Prätension hatten sie auf mich? mit welchem Rechte durften sie den Friedenstraktat verletzen? — Freilich haben sie mich im Kerker durch Gewalt genöthigt zu unterschreiben, ich sei abhängig vom Könige von Dänemark; freilich habe

ich auf den mich betreffenden Friedensartikel für mich und die Meinigen Verzicht leiſten, und erklären müſſen, es ſei ſo gut als habe er nie da geſtanden; aber was ein Gefangener unterſchreibt, hat nicht allein keinen Werth, ſondern die Herren Dänen haben auch vergeſſen, daß ich armer Privatmann nicht im Stande bin, irgend etwas an einem Friedenstraktat zu verändern, den zwei große Mächte mit einander geſchloſſen haben; daß dazu die Einwilligung des Königs erforderlich iſt, deſſen Unterthan ich leben und ſterben will; und daß ich folglich Alles, was man mit dem Schwert an der Gurgel mir abgezwungen, für null und nichtig erklären muß. Meine Feinde wiſſen auch gar wohl, daß ihr Verfahren unverantwortlich iſt, aber ihr Haß gegen meine Perſon iſt eben ſo groß, als ihre Liebe zu meinen Gütern; darum ſuchen ſie wenigſtens den Pöbel zu täuſchen, dem man alles weiß machen kann. — Dennoch wollte ich Alles ohne Murren ertragen, wenn ihre Wuth ſich an mir allein ſättigte; aber das Herz blutet mir, und ich finde keinen Troſt, ſo oft ich mein Auge auf meine unglückliche, unſchuldige Gattin werfe, die, ohne angeklagt, und minder noch überwieſen zu ſein, in dieſem Augenblicke das Schickſal des ärgſten Verbrechers erduldet. Schon während ihrer erſten Gefangenſchaft, die eben ſo ungerecht war, als die jetzige, zwang man ſie, dem größten Theile ihrer Güter und allen Vortheilen zu entſagen, die ſie zum Theil ihrer Geburt, zum Theil der Gnade ihres Königs und Vaters verdankte; jetzt hat man ihr vollends Alles geraubt,

was von der erſten Plünderung noch übrig geblieben war; man hat ſie in einen elenden Kerker geworfen, den ihre eigenen Voreltern für Mörder und Räuber erbaut haben. Dennoch klagt Niemand ſie an, keine lebendige Seele tritt gegen ſie auf. Das arme Weib floh nach England, um eine anſehnliche Summe Geldes zurück zu erbitten, die ich dem König von England geliehen hatte, als er ſich außer ſeinen Staaten befand. Aber ach! ſtatt der Bezahlung, ward ſie ihren Feinden ausgeliefert, die ſie nun die grauſamſten Wirkungen ihres Haſſes und Geizes empfinden laſſen. Wer ein Herz im Buſen trägt, wird das bittere Schickſal einer Frau bemitleiden, die blos verfolgt wird, weil ſie die Tochter eines großen Königs iſt, und weil ſie einſt reich war. — Doch auch die gerechteſte Klage, wenn ſie zu lang iſt, macht dem Leſer Langeweile, und für einen Mann, der kein Gehör bei ſeinen Unterdrückern hoffen darf, habe ich ſchon zu viel geredet, zu viel für meine Unſchuld, an der ohnehin keiner zweifeln wird, der von dem wahren Verlauf der Sache unterrichtet, und ohne Leidenſchaft iſt. Gott wird ſich endlich meiner erbarmen, und iſt es nicht ſein Wille, daß mir in dieſer Welt Gerechtigkeit widerfahre, ſo wird er wenigſtens, wenn ich längſt im Grabe modere, meine Unſchuld an den Tag bringen!

19. Zwiſchen Neapel und Rom.

Auch meine Rückkehr nach Rom iſt durch den giftigen Aushauch der pontiniſchen Sümpfe nicht beunruhigt wor-

den; im Gegentheil habe ich an den Grenzen derſelben eine der angenehmſten Stunden in Italien genoſſen. Es war gegen das Ende des Monats Dezember, der Himmel heiter, die Luft rein und warm. Der Vetturino fütterte ſeine Maulthiere neben dem verlaſſenen Kapuziner-Kloſter, deſſen ich ſchon einmal erwähnt habe. Wir deckten unſern Tiſch auf der großen Kirchentreppe, im mildeſten Sonnenſchein, und hielten ein fröhliches Mahl unter freiem Himmel. Nach dem Eſſen verlor ich mich ganz allein hinter dem Kloſter, wo ich in ſtillem Entzücken das ganze Europa vergaß, denn wahrlich! ich ſtand in Arkadien. Der Raſenteppich grünte mit zahlloſen Blümchen geſchmückt, nur lange Herbſtfäden zogen hie und da über die Haide. Lerchen ſtiegen neben mir aus dem Graſe und wirbelten das Lied, das ich ſonſt nur als Frühlingslied kannte. Zahme Scharen von Enten, Schnepfen, Kibitzen, flatterten um die Sümpfe; einzelne Habichte kreiſchten in der Höhe. Büffel grunzten, Glöcklein weidender Schafe tönten dazwiſchen. Allerlei kleine Vögel zwitſcherten. Ein Hirt ſang in der Ferne eine ruſſiſche Melodie. Gegenüber auf den Bergen lag eine Stadt, aus welcher Glockengeläut dumpf herüber ſchallte. Dann und wann vernahm das Ohr aus weiter Ferne einen Flintenſchuß. Die mancherlei Töne, welche die Natur belebten, waren doch vereint noch nicht ſtark genug, um ein Geräuſch zu bilden; es blieb eine wehmüthige Stille um mich her, ich konnte jede Eidechſe im Graſe raſcheln hören. Welch ein Kontraſt mit dem lär-

menden Neapel, in dem noch vorgestern das widerlichste Gekreisch mich betäubte. Hier alles so still, so unschuldig — ein Paradies schien mir die Erde und ein Gewölbe von Kornblumen der Himmel. — Welch ein abscheuliches Bild hatte ich mir stets von den pontinischen Sümpfen gemacht! welch ein liebliches trage ich mit mir hinweg! —

---

20. Gallerie der Künstler, die sich jetzt in Rom aufhalten.

Der Landschaftsmaler Reinhardt steht in dieser Gattung gewiß oben an. Zwar habe ich wenig von ihm gesehen, er hatte nur ein vollendetes Stück zu Hause; aber wenn ich auch nichts von Wieland gelesen hätte, als den Oberon, so dürfte ich ja doch wohl behaupten, daß er ein großer Dichter sei? — Reinhardt's Pinsel ist ernster und kräftiger als Hackert's. Ob er dem Pinsel von Denis gleich komme, wage ich doch nicht zu entscheiden. Wäre das aber auch nicht, so dürfen wir dennoch auf unsern Landsmann stolz sein, er ist gewiß der erste deutsche Landschaftsmaler. Schade, daß dieser große Künstler, der zugleich ein sehr wackerer, jovialer Mensch zu sein scheint, unserm Vaterlande auf immer den Rücken gekehrt hat, weil er meint, er könne nun, nach einer Abwesenheit von zehn Jahren, nicht mehr unter dem nördlichen Himmel wohnen.

Der Geschichtsmaler Abel aus Wien sammelt Verdienste. Er ist ein Schüler des berühmten Füger und arbeitet jetzt eben an zwei Gemälden für den Grafen Fries,

Hektor's Abschied von Andromache, und dann, der Augenblick, in welchem Andromache, durch den Anblick von Hektor's geschleiftem Leichnam erschüttert, leblos zu Boden gesunken ist, und ihre erschrockenen Weiber ihr zu Hilfe eilen. Das erste Bild (der Abschied) scheint mir ein wenig kalt, ich sehe die Griechinnen nicht gern mit dem Schnupftuch vor den Augen; es fallen mir immer die Theater-Prinzessinnen dabei ein; auch möchte die ganze Gruppe wohl zu zerstreut sein. Das letztere hingegen ist schön gedacht, und die Figur der unglücklichen entseelten Gattin scheint mir eines Meisters würdig. — Prometheus, der an den Felsen geschmiedet wird, nähert sich gleichfalls seiner Vollendung, und wird ein sehr interessantes Bild werden. Fast möchte ich behaupten, dieser Prometheus sei kräftiger als der berühmte seines großen Meisters. Es ist ein schöner Trotz, der den starken Mann auch noch in Fesseln trefflich kleidet. Und welch ein geistreicher Blick! Man sieht wohl, daß er, und nicht der etwas flache Merkur, der vor ihm steht, das himmlische Feuer gestohlen hat. Die neben ihm knienden weiblichen Figuren sind sehr reizend und graziös. Auch rechne ich es Abel zum Verdienst an, daß er den vermaledeiten Geier noch nicht erscheinen ließ. Er braucht, um zu wirken, diesen Behelf nicht. — Ein großes schönes Bild hat der Künstler bereits vollendet, Antigone, die still weinend mit gefalteten Händen vor dem Leichnam des Geliebten sitzt; ein sehr rührendes Gemälde, auf dem die wahre und doch schöne

Leiche das Gefühl nicht empört, nur inniges Mitleid erweckt. Hätte Abel vor hundert Jahren gelebt, so wäre sicher ein todter Christus daraus geworden, an dem wir das Blut von allen fünf Wunden, und die von der Dornenkrone verursachten Blutperlen schaudernd bewundern müßten. — Herr Abel wird bald nach Wien zurückkehren, und sich dort an die Reihe der besten Künstler anschließen.

Will man in unsern Zeiten etwas recht kühnes sehen, so muß man französische Künstler besuchen. Hariette, ein Schüler David's und französischer Pensionär, ist in letzterer Qualität verbunden, ein Gemälde von einer gewissen Größe (ich glaube von acht Fuß) nach Paris zu liefern. Aber Hariette will sich auszeichnen, ihm genügt das vorgeschriebene Maß nicht, er hat eine Leinwand von zweiundzwanzig Fuß Breite und sechzehn Fuß Höhe ausgespannt, auf der er die Heldenthat des Horatius Cocles abzubilden im Begriff steht, wie er allein die Brücke vertheidigt, welche hinter ihm abgeworfen wird. Es ist eine große, sehr kühne Komposition, in der mir am kunstreichsten scheint, daß trotz der unendlichen Mannigfaltigkeit, doch alles nur auf Einen Punkt hin arbeitet. Auf der Brücke, dem Abgrund nahe, steht Horatius, den Fuß in Leichen gewurzelt, mit drohend geschwungenem Schwerte; des Feindes kecke Jugend dringt noch auf ihn ein. Den tiefern Vorgrund füllen die fliehenden Römer, die sich theils zu Roß in die Wellen der Tiber stürzen, theils hindurch schwimmen, oder von Böten gerettet werden;

der siegende Feind verfolgt sie bis in den Strom. Das wären also wohl eigentlich zwei Haupthandlungen, die Heldenthat auf der Brücke und die Flucht durch den Strom. Beide hatte Hariette sehr sinnreich zu verbinden gewußt, so, daß das im Vorgrund ruhende Auge stets wieder hinauf zu der Hauptfigur geleitet wird. Rechter Hand nämlich sitzt in einem Nachen der verwundete, bereits dem sichern Ufer nahe Konsul, von seinem weinenden Sohne unterstützt. Ihm schwebt der Tod auf den Lippen, aber die Sorge um das Vaterland verschlingt jeden Schmerz; sein Blut fließt ungehindert, sein brechendes Auge sucht nur den Helden, der jetzt Rom's letzte Hoffnung ist. Ein Centurio sitzt neben ihm, und erzählt ihm mit großer Lebhaftigkeit, was das schon gebrochene Auge nur noch dämmernd sieht. Doch die Art, wie der Konsul des Centurio Hand gepackt hat, beweist, daß er ihn versteht; dieser Händedruck sagt deutlich: nun sterbe ich ruhig. Die Verbindung mit dem Vorgrunde linker Hand ist durch einen der Feinde bewirkt worden, der, am Ufer der Tiber stehend, so eben seinen Pfeil auf Horatius abdrücken will; aber in demselben Augenblick wird sein Hals von einem Pfeil durchbohrt, den ein römischer Jüngling in der Mitte des Vorgrundes, in einem Boote stehend, hinüber an das Ufer schwirren läßt. Siehe, so bildet der reiche Vorgrund die Basis eines Triangels, dessen Spitze der Held ist. Jenseits der Brücke am römischen Ufer steht Volk, das zu den Göttern fleht; ein blinder Greis drängt sich vor, um im

Nothfall sich zuerst dem Feinde in den Weg zu werfen. Durch die Lücke, welche die abgebrochene Brücke verursacht, erblickt man in der Ferne das alte Rom mit dem Capitolium. — Das Ganze ist wahrlich sehr poetisch gedacht, und die Ausführung scheint des Gedankens würdig. Jeder Kopf, jede Hand, jeder Fuß haben den individuellsten Ausdruck, und es zeigt unter andern von Hariette's Scharfsinn, daß die rohen Bootsknechte so wenig Theil an der Begebenheit selbst zu nehmen scheinen; sie sind Sklaven, die ihre ganze Aufmerksamkeit blos auf das Rudern wenden, ja selbst die starke Anstrengung, mit welcher sie rudern, ist ganz sichtbarlich Produkt einer andern Kraft, als die, mit welcher gefochten wird. — Zu bewundern ist, daß Hariette sein Bild gar nicht untermalt, ja selbst mit der Kreide sich nur wenig vorzeichnet, sondern Alles gleich mit dem Pinsel ausführt. Kaum drei Monat hat er an diesem Riesenwerk gearbeitet und in drei Monaten hofft er fertig zu sein. Man muß seine Arbeit selbst gesehen haben, um begreiflich zu finden, daß diese Schnelligkeit ihr nicht schaden werde.

Einen ganz verschiedenen, aber darum nicht schwächern Eindruck macht die Skizze zu einem großen Gemälde, welche ein Italiener, Namens Bossi, in Lebensgröße entworfen, und die er in Mailand (wo er Sekretär der Akademie ist) auszuführen gedenkt. Daß der Mann eine große Belesenheit in den Alten besitzt, erräth man sogleich aus seiner Komposition. Es ist ein Parnaß, die Hauptfigur auf dem Gipfel Apoll, der die Leier spielt, und dem

Alles rings umher, in unaussprechlich schönen Gruppen, zuhorcht. Gleich neben ihm stehen die drei Grazien auf das lieblichste verschlungen; bald hinter ihm die Nemesis, allein von Allen das Auge mit Ernst gegen Himmel schlagend. Den Zipfel ihres Gewandes hat der Gott des Schweigens gefaßt. Den Hügel abwärts zu beiden Seiten sind die Musen gruppirt; es ist unmöglich, sich graziösere Figuren zu denken. Der Erato hat Amor die Leier entwandt, und spielt muthwillig damit. Unter Apoll's Füßen wird man eine geöffnete Höhle gewahr, in ihr den Quellgott Hippocrene, der lächelnd den schlafenden Schlaf in seinen Armen hält. So reizend hingegossen kann nur der Schlaf selbst schlafen. Der Charakter des Bildes ist so warm lieblich, und das Ganze so schön zusammen gehalten, daß ich fast prophezeien möchte, es werde in aller Stille den Preis über Hariette's Prachtstück davon tragen; wenn anders Bossi auch zu malen versteht, eine freilich nur untergeordnete Kunst, die ich ihm aber absprechen hörte.

Ein junger Künstler von großen, ja von schon erfüllten Hoffnungen ist der Bildhauer Schweiklen aus dem Würtembergischen. Sein Probestück, das ihm ohne Bedenken Sitz und Stimme in der Versammlung der Meister gibt, ist ein Amor mit der Keule, Besieger des Herkules. Als er es zum ersten Mal ausstellte, sprach man in ganz Rom von nichts anderm, und noch jetzt reden die Künstler selbst mit Enthusiasmus davon. Er hat noch nichts

weiter geliefert, als dieſen Amor. Der Löwe gebärt nur ein Junges, aber es iſt ein Löwe. Der Bruder des modernen Herkules, Lucian Bonaparte, hat darum gefeilſcht, aber der Churprinz von Würtemberg iſt ihm zuvorgekommen, und für dieſen, in jeder Rückſicht liebenswürdigen Fürſten, führt Schweiklen jetzt ſeinen Amor in Marmor aus. Er iſt ein ſehr beſcheidener junger Mann, und paßt daher nicht in die neue deutſche Schule, die Beſcheidenheit für Schwachheit hält, und von Göthe gerade das Schlechteſte nachäfft, nämlich ſeinen imponirenden Ton, in dem er doch von Gamba Curta auf dem Molo zu Neapel übertroffen wird.

Angelika Kaufmann iſt ſchon ſeit vielen Jahren mit Recht ſo bekannt, mit einigem Unrecht ſo berühmt, daß ich mir das Vergnügen, ihr Atelier zu ſehen, nicht verſagen konnte. Sie iſt eine recht freundliche, angenehme alte Frau, deren Geſicht kein Genie aber viel Gutmüthigkeit ausdrückt. Durch anhaltenden Fleiß und Glück hat ſie ein Vermögen von ein paarmal hunderttauſend Thalern erworben, und einen Verwandten aus Deutſchland kommen laſſen, um ſie zu pflegen und zu beerben. Ihre Wohnung athmet Kunſt. Durch einen Saal, der ganz mit Statuen und Büſten angefüllt iſt, kommt man in ihr Wohnzimmer, wo ſie eine kleine auserleſene Sammlung von alten Gemälden ſehr ordentlich unter ſeidenen Vorhängen bewahrt. Es iſt ein heiliger Hieronymus, ihrer Sage nach, von Leonardo da Vinci darunter; ich bekenne, daß

alles, was ich von dieſem Meiſter geſehen, einen ganz andern Ton hat. Zwiſchen einigen ſchönen Köpfen von Vandyk und Rembrandt hängt auch ihr eigenes Portrait, einſt von Reynolds in London gemalt, und durch einen Kupferſtich von Bartolozzi ſehr bekannt; es iſt aber nicht ähnlich, wenigſtens jetzt gar nicht. — Doch ich eile zu dem, was die fleißige Künſtlerin von eigenen Arbeiten jetzt vorräthig hat. Das Beſte unter den hiſtoriſchen Stücken iſt unſtreitig der Prophet Nathan, welcher den König David das Urtheil über den reichen Mann ſprechen läßt, der dem Armen das einzige Schäfchen raubte, und nun ihm erſt zuruft: du biſt der Mann! Die Figuren ſind von Lebensgröße. Nathan's Kopf iſt in der That ſchön und voll männlichen Ernſtes. Auch iſt es der Malerin gelungen, dem David eine ziemlich edle und doch zweideutige Phyſiognomie zu geben, gerade wie man den alten frommen Schalk ſich denken ſoll. Er hat eben auf der Harfe geſpielt, die ihm vor Schrecken entſinkt; nur möchte ich ſeine Bewegung eher ein Achſelzucken als Schrecken nennen. Uebrigens iſt das Bild in Angelika's gewöhnlicher Manier, das heißt gefällig, elegant. — Weit geringern Werth ſcheint Hagar und Ismael zu haben, ſie ſcheint mit dem Engel in ein kaltes, etwa politiſches Geſpräch verwickelt zu ſein, und der ausgeſtreckte Arm des Engels iſt offenbar verzeichnet. — Für heroiſche Gegenſtände gebricht es der Künſtlerin vollends an Kraft. Der Abſchied Coriolan's iſt eine mit vieler Zierlichkeit dar-

gestellte Scene aus einem französischen Trauerspiel. — Hingegen haben drei Mädchen, die aus einem Notenblatt singen, mir recht wohlgefallen; solche Gegenstände sind ihren Kräften angemessen. In Portraits scheint sie jedoch ihre größte Stärke zu besitzen, und vielleicht sind die Frauenzimmer, wenn sie Malerinnen werden wollen, recht eigentlich für diesen Zweig der Kunst bestimmt, denn wahrlich, sie haben von der Natur einen feinen Instinkt erhalten, in Physiognomien zu lesen, das ganze bewegliche Geberdenspiel des Mannes schnell aufzufassen und zu deuten. Es ist eine Gabe, welche ihnen, als Waffe des Schwächern, die Natur vorzugsweise verlieh. Das Portrait eines schottischen Edelmannes, ganze Figur, in der schönen malerischen Nationaltracht, fesselt vorzüglich das Auge. Daneben stand ein allerliebster Knabe, völlig nackend, als junger Bacchus gemalt, und leider stark verzeichnet. Noch einige andere Portraits, bei welchen sie sich blos auf Brustbilder eingeschränkt hatte, sind ihr vortrefflich gelungen. Canova's Bild stand auch unvollendet.

Seit Kurzem befindet sich hier ein junger Historienmaler, Wagner aus Würzburg. Ich habe zwar nichts weiter von ihm gesehen, als die Skizze zu einem Gemälde, aber — ex ungue leonem. — Diese Skizze ist wahrlich eine Löwenklaue. Schon die Wahl des Gegenstandes aus dem Homer ist von der Art, daß sie augenblicklich den Mann von großem Genie bezeichnet, das den einfachsten Stoff zu der schönsten Mannigfaltigkeit verarbeitet, ohne der erha-

benen Einfalt zu ſchaden. Es iſt der alte Neſtor, der zwiſchen den trojaniſchen Helden in der Stunde der Morgendämmerung erzählend ſitzt. In den maleriſchſten und zugleich ſchwerſten Stellungen ſind die Helden kunſtreich um ihn gruppirt, der Charakter eines jeden in der Art, wie er zuhört, verſtändlich ausgedrückt. Sehr klüglich z. B. iſt Agamemnon ganz in Schatten geſtellt. Die Beleuchtung iſt ſinnreich, lieblich und wird großen Effekt machen. Die ſcheidende Göttin der Nacht fliegt mit ausgeſpreiztem Mantel über die Helden hin. Aurorens Gebiet grenzt an das ihre, doch ſo, daß das dämmernde Licht vorzüglich auf den alten Neſtor fällt. Ich prophezeie ein herrliches Bild, wenn Herr Wagner es im Großen ausführt. Nur zwei kleine Bemerkungen möchte ich mir erlauben. Die erſte betrifft den Ulyſſes, der in weiter Ferne vom Pferderaube zurückkehrt. Man wird zwar wenig von ihm gewahr, aber ich wünſchte ihn doch ganz hinweg, weil er die ſchöne Einheit ſtört. Die zweite geht die Perſonifizirung der Nacht an. Ich habe zwar nichts dagegen, ſondern glaube vielmehr, es werde eine freundliche Wirkung thun; mich däucht nur, dann müſſe auch die Morgendämmerung perſonifizirt, Aurora ſelbſt ſichtbar werden. — Vielleicht ſind das Kritteleien. Ich mache ſie ſchnell wieder gut, indem ich Deutſchland aufrichtig zu ſolch einem wackeren Künſtler Glück wünſche, der bei ſehr geringer Unterſtützung und knapp zugemeſſener Zeit (wie es die Art deutſcher Mäcene mit ſich bringt) dennoch gewiß mehr leiſten wird, als die ſo ſehr

begünſtigten franzöſiſchen, oder die reich bezahlten ſpaniſchen Penſionärs.

Doch nehme ich von den Franzoſen billig Guerin aus, der — wenigſtens in Wahrheit und Tiefe der Empfindung unerreichbar bleiben wird. Ja, auch er iſt hier der liebenswürdige Schöpfer des Marcus Sextus, der mir in Paris ſo ſanfte Thränen entlockte. Er arbeitet jetzt an der Darſtellung einer Idylle von Geßner. Amintas wollte auf einem rauhen, unbeſchatteten Wege zum Tempel des Apoll einen Ruheplatz anlegen für die Pilger; er pflanzte Bäume und leitete eine Quelle dahin. Apoll, um ſeinen frommen Eifer zu belohnen, ließ die gepflanzten Bäume in einer Nacht emporwachſen, blühen, Früchte tragen. An derſelben Stelle wurde Amintas begraben. Auf Guerin's Gemälde ſehen wir ſein Grabmahl und den Ruheplatz von Pomeranzenbäumen beſchattet. Ein pilgernder Hirt und eine Hirtin haben ſich gelagert; eine Enkelin des Amintas ſteht vor ihnen, erzählend, welch ein Freund der Götter und Menſchen der Mann war, an deſſen Grabſtein ſie ſich lehnen. Das ganze Bild athmet ſanfte Empfindung, liebliche Stille. Man ſollte es nie in eine Gallerie, ſondern in das Zimmer eines Unglücklichen hängen, den es im Sturm der Leidenſchaften beruhigen würde, wie einſt David's Harfe den König Saul.

Auf einem andern Pfade ſucht der Geſchichtsmaler Caylard den Ruhm. Er hat ſich einen ganz eigenen antiken Stil gebildet, den ich den Lapidarſtil der

Malerei nennen möchte, der auf den erſten Blick mißfällt, deſſen Ungewöhnlichkeit aber mich mißtrauiſch gegen mein Urtheil macht. Es iſt doch eine ernſte große Manier, das Auge muß ſich nur erſt daran gewöhnen. Caylard arbeitet jetzt an dem Richterſpruch des Minos über die Seelen. Das ganze Bild iſt treffliche Poeſie, reicher Stoff für den Dichter. Der unbewegliche Ernſt in den Köpfen der drei Höllenrichter, die Ruhe im Geſicht und Stellung des Landmanns, der ihnen zunächſt ſteht; der Philoſoph, auf das Buch in ſeiner Hand vertrauend; der edle Krieger mit der Hand auf der Wunde, die ihm den Tod für's Vaterland brachte; das ſchüchterne Mädchen — und endlich zuletzt, mit zögerndem Schritt und geſenktem Haupte, der Tirann! — Welche Kontraſte! — In der Ferne wird man die elyſäiſchen Felder gewahr, und ſiehe, ein Kind ſpringt ungerichtet hinüber in die glücklichen Gefilde. Ein warmer, fröhlicher Gedanke! — Auf einem andern, vollendeten Bilde, hat Caylard den bettelnden Beliſar vorgeſtellt, und zwar bettelnd an ſeinem eigenen Triumphbogen, der ſeine Thaten, ſeine Siege, ſeine Verdienſte um das Vaterland verkündet. Ein Mädchen, welches Waſſer vom Brunnen holte, reicht dem führenden Knaben eine kleine Münze. In der Ferne, jenſeits des Bogens, ſtehen zwei Soldaten, welche den Bogen betrachten, bewundern, aber den Helden nicht ſehen, deſſen Ruhm er verewigt. Dieſer ruht an einem Brunnen, der die Inſchrift trägt: Tandem felix. — Vielleicht iſt Caylard noch mehr

Dichter als Maler. Bei der Preisbewerbung in Paris soll er ein Gemälde aus dem Ossian aufgestellt haben, welches — vielleicht auch um der Ungewöhnlichkeit des Stils willen — dem Publikum nicht, wohl aber dem Kenner David sehr gefiel.

Channin ist ein junger, talentvoller Landschaftsmaler. Er hielt sich einige Zeit in Neapel auf, wo er den Vesuv studirte. Aber auch er ist von der gewohnten Heerstraße abgewichen; er hat nicht, wie fast alle seine Brüder, durch die Flammen des Vesuvs eine Nachtscene gräßlich erleuchtet, sondern das Bild des ausgebrochenen Vulkans am Tage zu fassen versucht. Er hat dabei seinen Standpunkt sehr glücklich in einem tiefen Thale zwischen Felsen gewählt, wo ein einsamer Bach still hinrieselt, an dem Hirsche sich ätzen. Nur den dampfenden Gipfel des Vesuvs sieht man über die Felsen hervorragen. Die Rauch- und Aschenwolken des furchtbaren Berges oben, die Ruhe des ätzenden Wildes in der Tiefe und die Stille der ganzen Gegend bilden einen schönen Kontrast.

Mademoiselle Bansy ist eine vortreffliche Zeichnerin, eine Schweizerin von Geburt, die in der französischen Akademie bei dem Direkteur Suvee wohnt, und ganz ihrer Kunst lebt. Sie kopirt jetzt die Raphael'schen Gemälde in der Farnesina, und ist gesonnen, sie in Kupfer stechen zu lassen. Schade, daß diese Gemälde, als dichterische Kompositionen, so sehr geringen Werth haben. Man würde nie errathen, was sie vorstellen sollen, wenn es einem nicht

erklärt würde. Auch als Portraitmalerin ſoll die beſcheidene Banſy Vorzüge beſitzen.

Ein Spazirgang in dem Garten der Villa Medicis wird keinen Fremden gereuen, ſelbſt wenn es regnen ſollte, wie an dem Tage, da ich ihn unternahm; denn rings umher liegen die Ateliers franzöſiſcher Bildhauer, die zum Theil recht kräftig nach dem Kranze des Ruhmes ſtreben. Vor allen nenne ich Düpaty, einen Bruder des jungen Dichters zu Paris, der unlängſt dadurch berühmt wurde, daß der mit dem Donnerkeil bewaffnete Argwohn ihn wegen eines Vaudevilles nach St. Domingo ſenden wollte. Der junge Künſtler, von dem ich jetzt rede, hat einen koloſſaliſchen Philoctet erſchaffen, der ſich am Fuße verwundet hat. Ich glaube wohl, daß ſein Werk nicht fehlerfrei iſt, aber die Kühnheit und der kräftige Ausdruck des Ganzen erregen die herrlichſten Erwartungen. Außerdem hat er eine Büſte von dem gefeierten Helden des Tages und drei andere von der Mutter dieſes Helden in Marmor gearbeitet.

Mit Düpaty wetteifert Calamor, der eine nackte Bildſäule Bonaparte's in Marmor ausführt. Der Kaiſer hält ein Schwert, auf deſſen Scheide man die drei Namen Marengo, Arcoli, Lodi lieſt. Weit beſſer als die Bildſäule, zu welcher die Schmeichelei begeiſterte, gefiel mir eine andere, die Unſchuld, welche in ihrem Buſen eine Schlange erwärmt. Es iſt eine ſehr liebliche Figur. Auch durch eine weibliche Büſte, welche der Künſtler Sappho

nennt, hat er ſeinen Schönheits-Sinn bewährt. Uebrigens arbeitet auch er an einer Büſte von der Mutter des neuen Meſſias, die ſelbſt wünſcht, ſo oft als möglich in Marmor verewigt zu werden. Er hat ihr ein Diadem zum Kopfſchmuck gegeben, auf welchem ihres Sohnes Haupt in Basrelief ſich befindet. Vielleicht wünſchte ſie auf dieſe Weiſe einem Jupiter zum Pendant zu dienen, aus deſſen Haupte Minerva entſpringt.

Wir gehen weiter und finden bei Milon eine artige Pſyche mit der Lampe, etwas unter Lebensgröße, und ein ſkizzirtes Basrelief für Alfieri's Grab beſtimmt. Das letztere ſcheint mir mit allegoriſchen Perſonen überladen und wird einen verworrenen Effekt machen.

Der kühnſte, wie der verwegenſte unter den franzöſiſchen Bildhauern iſt unſtreitig Moutony, der eine koloſſale Gruppe unternommen hat, Theſeus, wie er die beſiegte Amazonenkönigin auf ſeinen Armen davon trägt. Auf den erſten Blick imponirt ſein Werk, doch hält es den zweiten nicht aus. Theſeus hat das Weib ſo ſonderbar zwiſchen den Beinen gefaßt, ſie reitet ſo unanſtändig auf ſeinem Arm — und dann iſt ihr linker Arm ſo gänzlich mißrathen — ihr Kriegsgewand endet auf der Schulter in einen Löwenkopf, dieſer Löwenkopf ſcheint aus ſeinem Rachen ihren Arm auszuſpeien, oder vielmehr einen fremden ihr nicht gehörigen Arm zur Hälfte verſchlungen zu haben. Dieſes Werk wird ſchwerlich Glück machen, ob es gleich an dem Talent des Künſtlers nicht verzweifeln läßt, wenn er nur erſt etwas furchtſamer wird geworden ſein.

Nicht allein von dem oben genannten Schweiklen werden die französischen Bildhauer in Rom übertroffen, auch der Däne Thorwaldsen läßt sie weit hinter sich. Er hat, in kolossaler Größe, einen herrlichen Jason mit dem Widderfelle vollendet, den er in diesem Augenblicke für den reichen Banquier Hope in Marmor ausführt. Schade, daß das Glück dem Künstler bei der Wahl des Marmorblocks nicht günstiger gewesen, er hat viele böse Flecken. Außder dem Jason sah ich noch bei ihm einen allerliebsten Ganymed, den er jetzt gleichfalls in Marmor für eine russische Gräfin verfertigt. Eine schöne kräftige Büste des unsterblichen Bernstorff schmückt dieses Atelier eines Dänen. Thorwaldsen macht seinem Vaterlande Ehre, an Kraft übertrifft er sogar Canova.

Die Kunst, schöne Gewänder zu schaffen, scheint vorzüglich der Italiener Pacetti studirt zu haben. Seine sitzende Minerva (eine kolossale Statue), welche dem vor ihr stehenden, von Prometheus gekneteten Menschen die Seele einhaucht, indem sie ihm einen Schmetterling auf den Kopf setzt, hat ihr vorzüglichstes Verdienst im Gewande. Auffallend ist, daß der neugeschaffene Mensch beide Daumen einschlägt, wie einer, der von der Epilepsie leidet. Der Künstler entschuldigt das durch die Versicherung, daß alle neugeborne Kinder, in dem Augenblick da sie auf die Welt kommen, oder gar im Mutterleibe, die Daumen so einschlagen. Ich bin kein Accoucheur und kann ihm also nicht widersprechen; aber der Mensch des Promo-

theus iſt hier kein Kind aus Mutterleibe. Mich dünkt, man kann ihm etwas ähnliches von dem zurufen, was der Prinz in Emilia Galotti dem Maler Conti ſagt: weniger treu wäre ſchöner geweſen. — Pacetti iſt als Mitglied der Akademie nach Mailand berufen, und wird erſt dort ſeine Minerva in Marmor ausführen.

Der Hiſtorienmaler Landi hat ein einſchmeichelndes Gemälde ausgeſtellt, ein ſehr ſchönes Weib, das völlig nackend auf ein Ruhebett hingegoſſen liegt. Den Purpurvorhang hinter ihr hebt eine ſchlaue Alte, die einen der ſchönſten Jünglinge leiſe hinein läßt, und mit dem Finger auf dem Munde ihm Schweigen gebietet. Das Bild iſt in keiner Rückſicht mittelmäßig, der Künſtler hat mit der Danae des Titian gewetteifert, doch freilich ſein Urbild nicht erreicht; den größten Werth gibt ſeiner Venus (oder wie man ſie nennen will) das belebende Kolorit. Man verſichert, daß eine der ſchönſten und vornehmſten Damen ihm bei ſeiner Arbeit zum Modell gedient habe, ja daß Eitelkeit nicht ſelten die ſchönen Römerinnen zu einer ſolchen Enthüllung ihrer Reize bewegen ſolle. Wie weit bei dieſer Gelegenheit die Eitelkeit führen und verführen könne, davon redet wohl nur der Gemahl der Dame mit Schaudern, und vielleicht der nicht einmal. — Nach Vollendung ſeiner Venus will Landi einen Oedip malen, wie ihm die Tochter, ſeine letzte Stütze entriſſen wird. Ich habe eine kräftige Skizze davon geſehen. — Auch als Portraitmaler hat dieſer Künſtler große Verdienſte. Ueberzeugende

Proben davon lieferte mir eine vornehme polniſche Familie, Mann, Frau und Schwiegervater. Eine ſeltſame Grille ſchien es zu ſein, daß der Vater ſich in altrömiſcher Tracht, der Sohn in ſpaniſcher, die Tochter in griechiſcher Kleidung hatte malen laſſen. — Landi fühlt den Werth ſeiner Arbeiten. Für ein ganzes Portrait läßt er ſich zweihundert Dukaten zahlen, für ſeine Venus fordert er fünfhundert. Doch ihm iſt Gold zu gönnen, er weiß es anzuwenden. Als vor zwei Jahren in Rom Hunger und anſteckende Seuchen herrſchten, lag ein Menſch vor einem Kaffeehauſe im Begriff Hungers zu ſterben. Der Zufall führte Landi vorbei, er ſprang haſtig in das Kaffeehaus, ließ ſich den beſten Wein geben, eilte heraus, faßte den Sterbenden in ſeine Arme, flößte ihm Wein in den Mund und rief ihn glücklich in's Leben. Ich habe dieſe dem menſchlichen Künſtler Ehre bringende Anekdote von einem meiner Bekannten, der dabei ſtand.

Der beſte italieniſche Landſchaftsmaler in Rom iſt jetzt Labruzzi. Ein paar Gegenden bei Tivoli, nach der Natur gemalt, ſind wirklich vortrefflich. Minder gelungen ſcheinen ein paar andere, die er durch Scenen aus Pſychens Geſchichte belebt hat. Sie waren von dem verſtorbenen Lord Briſtol beſtellt, ein Sonderling, um den die hieſigen Künſtler noch lange wehklagen werden. — Bis zur Geſchichtsmalerei ſollte Labruzzi ſich doch nie verſteigen, um ſo weniger, da er eine ſeltſame Spielerei daraus macht. Man gibt ihm nämlich ein Papier, auf welches

man so vielmal fünf Punkte gesetzt hat, als Figuren man auf dem Gemälde haben will, nämlich einen Punkt für den Kopf, zwei für die Hände und zwei für die Füße. Dann sagt man ihm, welchen Gegenstand das Bild darstellen soll, und flugs füllt Labruzzi die Punkte aus. So hat ihm erst kürzlich der liebenswürdige Erbprinz von Meklenburg-Strelitz fünfzehn Punkte vorgezeichnet, mit dem Begehren, einen Herkules am Scheidewege zwischen Tugend und Wollust daraus zusammen zu setzen. Es ist geschehen, und der Maler ist wirklich dabei, das Bild in Lebensgröße für den Prinzen auszuführen, dem es doch schwerlich zu etwas mehr dienen wird, als zur Erinnerung an einen Scherz. Ich möchte die ganze Spielerei ein gemaltes bout rimé nennen. Die Engländer sollen große Liebhaber davon sein, und Labruzzi hat in der That ein ganzes Buch voll solcher Einfälle radiren lassen. Das Verdienst dabei ist verzweifelt klein. Die Art, wie er sich darüber vertheidigt, ist eine Selbstanklage. Er sagte nämlich, durch solche vorgeschriebene Punkte werde die Monotonie vermieden, welche sonst einem Maler leicht bei der Komposition seiner Gruppe überrasche. Wehe dem Maler, der sich davor durch Punkte schützen muß!

Jetzt will ich von einem Gemälde reden, welches den unauslöschlichsten Eindruck auf mich gemacht hat. Es ist der Tod der Virginia von Camuccini, einem Römer. Das Bild ist zweiunddreißig Palmen breit und neunzehn Palmen hoch. Linker Hand auf einer Tribune sitzt der wol-

lüſtige Decemvir Appius Claudius, von ſeinen Lictoren umgeben. Rechter Hand treibt ein Lictor das erſchrockene Volk mit Gewalt zurück. In der Mitte iſt die Hauptgruppe. Jedermann weiß, daß Appius die ſchöne keuſche Virginia, unter dem Vorwand, ſie ſei eine Sklaventochter, dem Vater entreißen und ſie entehren wollte. Um ſie zu retten waren alle Mittel erſchöpft; der Wuth des Greiſes, wie der des verlobten Bräutigams ſpottete der Gewalthaber. Der Augenblick war gekommen, in dem man Virginien wegſchleppen wollte. Da wandte ſich plötzlich der Vater zu dem Decemvir. »Halt!« rief er, »noch einen Augenblick! vergib, Appius, dem Kummer eines Vaters, wenn meine Rede gegen dich unſanft war. Vergönne nur, daß ich das Mädchen noch in Gegenwart ihrer Wärterin ſelbſt befrage, mich überzeuge, daß ich nicht ihr Vater ſei, und dann ruhig von dieſem Platze ſcheide.« — Es iſt dir vergönnt, ſprach Appius. Sogleich führte Virginius ſeine Tochter zu den nahen Buden, ergriff dort das Meſſer eines Schlachters, und ſtieß es ihr mit den Worten in die Bruſt: Siehe, das iſt das einzige Mittel deine Freiheit zu retten! — Dann kehrte er ſich gegen den Richterſtuhl, ſtreckte die blutige Fauſt mit dem blutigen Meſſer dem Decemvir entgegen, und ſchrie: »Te Appi tuumque caput hoc sanguine consecro!« (Dieſes Blut komme über dein Haupt.) — Dieſen fürchterlichen Augenblick hat der Künſtler gewählt, und mit furchtbarer Wahrheit dargeſtellt. Das Ge-

ſicht des Vaters ſpricht Verzweiflung und Trotz, Schmerz und Wuth! von allen dieſen Leidenſchaften iſt keine halb ausgedrückt; ſie ſind nicht gemiſcht in dieſen erſchütternden Zügen, ſie ſind alle ganz darinnen; ja ſogar ein Lächeln der Unterirdiſchen hat der Künſtler darüber hingehaucht, wie ein Flammenſchein über Felſenzacken. Man hört den unglücklichen Vater gräßlich lachen, aber man hört ihn auch fürchterlich heulen. Die Worte: »Mit dieſem Blute weih' ich dein Haupt dem Tode!« ziſchen nur zwiſchen den Zähnen hervor; ihm verſagt die Stimme; aber das blutige Meſſer ſchreit laut! — und Appius — ha! da ſitzt er, niedergedonnert! überraſcht von der That; Schrecken und Wuth verzerren die tiefgegrabenen Züge, er beißt die Zähne zuſammen; der Zorn ſpannt die Muskel ſeiner Arme, ballt ſeine Fauſt, der Zorn krümmt ſeine Fußzehen auf dem Rande der Tribune zuſammen. Vom Kopfe bis zur Scheitel iſt der Mann nur eine einzige Zuckung. — Und das herrliche Mädchen! dieſe reine Unſchuld! ſchon halb entſeelt iſt ſie in die Arme des alten Numitorius geſunken, ihre Linke hängt todt herab, ihre Rechte ſucht mit der letzten Kraft das Gewand ihres Vaters zu faſſen; ihr Auge bricht, aber ſie iſt noch immer unausſprechlich ſchön! ein Lächeln begleitet ihren fliehenden Geiſt! Der Bräutigam kniet neben der entſeelten Braut, ſucht das Blut ihrer Wunde zu ſtillen. Mit ausgebreiteten Armen will die verzweifelnde Amme ſich auf ſie werfen. In den reichen Gruppen der Umſtehen-

den iſt Mitempfindung auf die wahrſte und mannigfaltigſte Weiſe ausgedrückt. Die Römerinnen, welche der Lictor zurückdrängt, hört man ſchreien: Müſſen wir darum Töchter gebären! — Nur allein die Art der Theilnahme, welche der Künſtler auf die Geſichter der Lictoren geſchrieben hat, bezeichnet die Sklavenſeelen. —

Was ſoll ich nun von Menſchen halten, die vor ſolch' ein Gemälde hintreten und kritteln?' die, während mir der Athem enger wird, und meine Augen ſich befeuchten, mit kalter Krittelei mir zeigen oder zeigen wollen, daß die verſchiedenen Gruppen nicht innig genug verbunden ſind; daß die Stellung der Virginia einem Telegraphen gleich ſieht; daß das Ganze keine Haltung habe; und was dergleichen die Kunſtmenſchen noch mehr zu tadeln finden. O wie herzlich bedaure ich den armen Mann, der vor dieſem Bilde, ſtatt zu genießen, ſich ſelbſt quält, ſeine Kennerſchaft zu beweiſen! — Nicht um die Welt möchte ich die Gabe beſitzen, alle Fehler eines Bildes gleich auf den erſten Blick zu erkennen. Eine Gabe nannte ich es? o es iſt ein Fluch, der auf Künſtlern ruht. Ich wundere mich nur, daß ſolche Unglückliche nicht auch die Blumen ausmeſſen, und beſtimmen, ob eine Roſe ihre Blätter nach der Kunſt gefaltet hat. — Wenn die Virginia von Camuccini mich zum lebendigen Zeugen der lebendigen Begebenheit macht; wenn ſie alle die Empfindungen, welche die Umſtehenden damals ergriffen, auch in mir wirklich hervorbringt; wenn ich, mich ſelbſt vergeſſend, mit dem Va-

ter weine, mit dem Volke ſchreie, und dem Virginius das blutige Meſſer entreißen möchte, um es dem Appius in die Bruſt zu ſtoßen — was kann man mehr von einem Kunſtwerke fordern? — Aber die Formen! die Formen! — ei ſo hol' euch der Henker mit euren Formen! ihr herzloſen Menſchenformen! ſucht irgend einen Prometheus, und laßt euch zuvor einen Funken einhauchen, ehe ihr über ſolch' eine Darſtellung richten wollt. Der Geiſt! die Seele! das ſchrei ich euch entgegen! was ſollen mir eure geregelten Formen; was liegt mir daran, ob Virginia noch maleriſcher habe fallen können? was frage ich darnach, ob die Gruppen noch kunſtreicher hätten vereinigt werden können? — ich ſehe ja kein Bild, ich bin ja gegenwärtig, bei der Begebenheit ſelbſt. Es iſt ja kein Zug in allen dieſen Geſichtern, der mich erinnerte, es ſei nur Täuſchung. So und nicht anders drücken alle dieſe Leidenſchaften ſich aus; das fühle ich tief! und verlangt man mehr? — Formen malen, oder meißeln, oder dichten, o das läßt ſich lernen; der mittelmäßigſte Kopf kann es weit darin bringen; Leidenſchaften mit tiefer Wahrheit darſtellen, das iſt der Stempel des Genies. Das fühlen auch die Kunſtmenſchen wohl, und weil die Natur ihnen Genie verſagte, ſo halten ſie ſich an die magern Formen, die ſie auch begreifen, die ſie auch nachmachen können, und all ihr Kritteln iſt im Grunde nichts anders, als eine Vertheidigung ihrer eigenen Mittelmäßigkeit und Eingeſchränktheit und trockenen Steifigkeit. —

Ich fühle wohl, daß ich zu warm werde, aber wer hier nicht aufſprudelt, der — nun den mag ich wenigſtens nicht zum Freunde. — Ich ſollte wohl, um mich abzukühlen, noch von einem andern Bilde Camuccini's ſprechen, von einem ungläubigen Peter, der die Hand in Chriſtus Wunden legt; aber es iſt eine beſtellte Kirchenarbeit, die in Moſaik ausgeführt werden ſoll. Sie mag allerdings auch ihre großen Schönheiten haben; aber nach der Virginia läßt ſie ſich nicht betrachten.

Auch mehrere Ruſſen befinden ſich jetzt in Rom, welche beweiſen, daß die Natur ſie ſo gut als andere Nationen mit Kunſtſinn begabt hat. Der vorzüglichſte unter ihnen iſt ein Landſchaftsmaler, Feodor Matwejeff, der ſich ſchon ſeit fünfundzwanzig Jahren hier aufhält. Er vollendet eben ein großes Bild, eine Anſicht vom Mont Cenis, und ſchwingt ſich faſt dadurch zu dem Range der Reinhardte und Denise empor; wenigſtens wird er mit der Zeit nicht hinter ihnen bleiben. Er iſt nicht ruſſiſcher Penſionär, aber Kaiſer Alexander hat ihm kürzlich ein Geſchenk überſandt, welches ihm große Freude macht. Möchte doch der Kaiſer dieſen verdienſtvollen Mann zurückrufen, und etwa nach der Krimm ſchicken, um in einem an Schönheiten ſo reichen Lande, wo nur ſelten ein Maler der Natur etwas abſtiehlt, reizende Gegenſtände für ſeine Kunſt zu ſammeln, die noch überdies ein Nationalintereſſe haben würden. — Ich habe noch zwei andere Landſchaften bei Matwejeff geſehen, die mein erſtes Urtheil beſtätigen: eine An-

ſicht von Neapel und eine von Tivoli, beide für den ruſſiſchen Grafen Panin beſtimmt.

Ein vielverſprechendes, doch noch nicht ſo ausgebildetes Talent als dieſes, hat Alexi Jegorieff, Hiſtorienmaler. Mit den Farben weiß er ſchon trefflich umzugehen, und ſeine Zeichnungen ſind ziemlich korrekt, nur die Muſe der Dichtkunſt hat ihren Stempel noch nicht auf ſeine Werke gedrückt. Ein Herkules am Scheidewege wird ein ſchön geformtes und gemaltes Bild; aber dieſe Tugend iſt nicht tugendhaft, dieſe Wolluſt iſt nicht wollüſtig. Eben ſo kalt läßt die Ehebrecherin, beſchämt vor Chriſtus ſtehend; die Tochter, welche ihrem Vater im Gefängniſſe die Bruſt reicht; ja ſogar der Chriſtus, dem auf ſeinem Leidensgange das Blut abgetrocknet wird, obgleich dieſer letztere ſein am meiſten vollendetes Gemälde iſt, und in Behandlung der Farben wenig zu wünſchen übrig läßt. Der fliehende Brudermörder Kain war nur ſkizzirt, und, wie es ſchien, recht gut gedacht, aber in den Wolken läßt der ihm fluchende Gott ſich von Engeln tragen, die ihm die Hände unterſchieben, daß er nicht falle. Ich weiß wohl, daß man die nämliche Idee bei vielen großen Meiſtern antrifft, die ſich doch noch durch die abgeſchmackten Begriffe ihres Zeitalters entſchuldigen mögen; heut zu Tage iſt ſie unverzeihlich albern. Am geiſtvollſten iſt Jegorieff, eine ſkizzirte Gruppe aus dem bethlehemitiſchen Kindermord gelungen; wenn nur der vermaledeite Gegenſtand nicht ſo gräßlich wäre!

Rhoden, ein deutſcher Landſchaftsmaler, zeichnet durch wahres Verdienſt ſich aus. Auch er ſchwelgt, wie ſie alle zu thun pflegen, in den unerſchöpflichen Reizen von Tivoli. Faſt zu fleißig ausgearbeitet ſind ſeine Bilder, man kann ſie beinahe als Miniaturgemälde anſehen, und ich wundere mich nur, daß dieſer ängſtliche Fleiß ihnen, in gewiſſer Entfernung betrachtet, keinen Schaden thut.

Auch der Engländer Wallis iſt Landſchaftsmaler, und der einzige von ſeiner Nation, der genannt zu werden verdient; nur iſt ſein Stil etwas hart, ſeine Farbe etwas zu grau. Die Figuren, durch welche er ſeine Landſchaften belebt, ſind ziemlich ſchlecht. Meiſtens wählt er Geſchichten aus Oſſian. Ein Cincinnatus war faſt dramatiſch gedacht. Am ſeltſamſten fiel mir ein Schwarm von Seelen auf, die auf einem andern Bilde ſich in den Lethe ſtürzen, um Vergeſſenheit zu ſchlürfen. Sie gingen und ſchwebten nicht, ſondern flogen alle dicht über den Boden hin, und da ſie ſämmtlich noch die Kleider trugen, deren ſie ſich in der Oberwelt bedient hatten, ſo nahm ſich dieſe fliegende Schar ſehr kindiſch aus.

Koch, Landſchafts- und Hiſtorienmaler zugleich, iſt ein gebornes, aber nicht ausgebildetes Genie. Als Herzog Karl von Würtemberg einſt durch Tirol reiſte, fand er ihn als Hirtenknaben, der das Vieh weidete, und dabei zeichnete. Das fiel dem Herzog natürlich auf, er nahm ihn mit, und ließ ihn auf ſeiner damals berühmten Akademie zu Stuttgart erziehen. Hier verrieth er bald einen unbän-

digen satyrischen Geist. Zwei Töchter des Obervorstehers, welche häßlich waren, malte er einst sehr ähnlich als Vogelscheuen auf einen Kirschbaum. Den Obervorsteher selbst, welcher aus Geiz schlechten Tabak zu rauchen pflegte, malte er mit der Pfeife im Munde, und, von dem häßlichen Geruch betäubt, fielen die Vögel todt aus der Luft. Sein satyrischer Witz verschonte auch höhere Personen nicht. Als die französische Revolution ausbrach, wurde er mit Leib und Seele Republikaner, ging nach Straßburg, und hielt im Jakobinerklubb eine ausschweifende, aber kräftige Rede, während welcher er sich den Zopf abschnitt, ihn sogleich in ein Kouvert siegelte, und nach Stuttgart schickte. Jetzt ist er schon seit langer Zeit in Rom. Eine Landschaft, auf welcher Noah nach der Sündflut das erste Opfer bringt, und einige Gegenden von Tivoli beurkunden seinen Beruf zu diesem Zweige der Kunst. Eine historische Scene aus Ossian hingegen hat mir in keiner Rücksicht Genüge geleistet.

Schick, ein Geschichts- und Portraitmaler, ist vielleicht nur zum letztern geboren, wenigstens gibt das einzige große Bild, welches ich in der ersten Gattung von ihm gesehen, mir ein Recht zu vermuthen, daß ihm der belebende Dichterfunke gänzlich fehlt. Es ist Noah's Opfer nach der Sündflut. Die Gruppen sind allzusehr zerstreut, das Auge kann sie nicht zusammenfassen. Auch er läßt den lieben Gott, von Engeln getragen, aus den Wolken herabkommen, und zwar schießt die himmlische

Gruppe ſo entſetzlich ſchnell hernieder, iſt dem Haupte Noah's bereits ſo nahe, daß ſie entweder die Opfernden erdrückt, oder, im Fall ſie durch einen Wink der göttlichen Allmacht ſich plötzlich ſchwebend erhält, in einer ängſtlichen, dem Auge wehthuenden Lage bleiben muß. Auch gegen das Opfer ſelbſt hätte ich einige hiſtoriſche Einwendungen. Schwerlich haben die Früchte, die etwa Noah mit in den Kaſten nahm, ſich ſo lange konſervirt, um noch zum Opfer zu taugen; andere gab es aber noch nicht auf dem überſchwemmten Erdboden. Eben ſo ſchwerlich darf vermuthet werden, daß Noah ein Schaf geſchlachtet habe; denn bekanntlich nahm er von jeder Gattung Thiere nur ein Pärchen mit in den Kaſten; hätte er nun die Hälfte der Schafe dem Opfermeſſer geweiht, ſo würde die andere Hälfte ſich nicht mehr fortgepflanzt haben.

Ein ſehr beſcheidener und gewiß nicht verdienſtloſer Künſtler iſt Kiesling, ein Bildhauer und Penſionär des Wiener Hofes. Sein Ganymed, ſein Hymen ſind liebliche Figuren. Bei dem kaiſerlichen Geſandten, Grafen Khevenhüller, hat er eine Gruppe aufgeſtellt, Merkur, welcher Pſychen in den Olymp holt, die bei fortgeſetztem Studium viel verſpricht. Er wird bald nach Wien zurückkehren, und erſt dort die drei genannten Werke in Marmor ausführen. Es ſcheint ihm ſo ſehr Ernſt um ſeine Kunſt, und er wünſcht ſo aufrichtig, tadelnde und belehrende Winke zu empfangen, daß er ſchon um deswillen rühmlich ausgezeichnet zu werden verdient. Kann er ſeine

Gruppe etwas mehr himmelanſtrebend bilden, kann er Pſychens Züge durch ein etwas ängſtliches Staunen intereſſanter machen; ſo wird ſie einſt unter den beſten Kunſtwerken ihren Platz verdienen. Seine Formen mögen, beſonders in den Seiten nicht ganz fehlerfrei ſein.

Auch in Deutſchland iſt Gmelin ſchon als ein trefflicher Kupferſtecher bekannt; als einen der beſten Zeichner habe ich ihn hier kennen lernen. Viele warm gezeichnete Anſichten von Tivoli und deſſen herrlichen Ruinen ſchmücken die Wände ſeines Zimmers. Er arbeitet jetzt an einem Claude Lorrain aus der Gallerie Doria, den er als Pendant zu einer andern Landſchaft von demſelben Meiſter liefern wird.

Giuntotardi, ein Italiener, heißt auch Landſchaftsmaler, ich werde ihn aber lieber einen braven Situationszeichner nennen. Wer, von dem was er geſehen, angenehme und lebhafte Erinnerungen mitzunehmen wünſcht, der kann bei ihm ſchöne, kolorirte Zeichnungen kaufen, welche die intereſſanteſten Gegenſtände getreu darſtellen. So hat er z. B. das Forum Romanum (Campo Vaccino) trefflich abgebildet, mit allem was ich auf meinem Spazirgange durch Rom beſchrieben habe. Um das Bild zu beleben, tanzen die heutigen Römer im Vorgrunde den bekannten Saltarello. Als Pendant dazu wünſchte ich dasſelbe Forum Romanum, wie es einſt war, und zur Belebung einen Cicero auf der Rednerbühne vom Volke umgeben. — Eine Anſicht von Pom-

peji, wo man gerade auf die Straße dieſer auferſtandenen Stadt hinblickt, wird auch demjenigen einen deutlichen Begriff davon geben, der nie ſo glücklich war, dieſe einzige Merkwürdigkeit in ihrer Art zu ſehen. Dasſelbe gilt von den Ruinen von Päſtum und mehrern andern.

Keller, ein Bildhauer aus Zürch, hat eine Atalante geformt, die er, für Lord Briſtol, in Marmor zu hauen im Begriff ſtand, aber der Tod, ſchneller als Atalante, kam ihm zuvor, und, indem er den Künſten einen Beſchützer entriß, lähmte er auch die Hand des Künſtlers, deſſen Atalante unvollendet ſteht. Kenner behaupten, es gehe nicht viel verloren, wenn ſie auch immer ſo ſtehen bliebe. Keller beſchäftigt ſich und ſeine Schüler mit Nachbildungen im Kleinen von den berühmteſten Kunſtwerken, die zwar ſchön, aber weit theurer ſind, als die Florentiner Fabrik ſie liefert. Auch eine ihm eigene recht artige Idee fand ich darunter, eine Venus, die eben ihre Muſchel geöffnet hat, und noch auf der untern Muſchelſchale kniend, die obere über dem Haupte hält. Im Kleinen nimmt ſich das ſehr gut aus, doch im Großen ausgeführt, würde die Muſchel die Figur erdrücken.

Aquiſti, ein italieniſcher Bildhauer, hatte auch für Mylord Briſtol eine Gruppe in Arbeit. Ihm hat der Tod des Mäcens den Meißel nicht aus der Hand gewunden; er iſt dabei, ſie in Marmor zu vollenden, obwohl er vielleicht beſſer thäte, ſein Modell zu zerbrechen. Es ſtellt den Kriegsgott dar von der Liebesgöttin um-

armt, über Lebensgröße. Zwar iſt dieſer Mars nicht ohne Verdienſt; aber dieſe Venus mit ihrem breiten Bauche, ſtammt offenbar aus der niederländiſchen Schule. Ein anderes ſeiner Werke, auch eine Venus, die ſich mit Roſen bekränzt, iſt etwas beſſer gerathen.

Metz iſt ein trefflicher Kupferſtecher, der ſich ſehr lange in England aufgehalten. Er arbeitet jetzt an einem großen Werke, welches ihm die Nachwelt einſt noch mehr als die Mitwelt verdanken wird, nämlich an dem jüngſten Gericht von Michel Angelo. Dieſes regelloſe Genieprodukt geht in der ſixtiniſchen Kapelle nach und nach zu Grunde; ſchon jetzt wird es dem Abzeichner ſehr ſchwer manche Partien zu erkennen. Er muß auf einer Leiter hoch hinauf klimmen und ſich ganz in der Nähe die Figuren zu entziffern ſuchen. Viele Gruppen habe ich erſt durch Metzens Zeichnung kennen lernen. Dieſes gewaltig reiche Gemälde von dreihundert Figuren bringt Metz auf zwölf Platten, die man nach Gefallen, entweder einzeln aufbewahren, oder zu einem großen Ganzen vereinigen kann. Ich würde das letztere vorziehen, weil man ſich doch nur dann eine ganze deutliche Vorſtellnng von dieſem Rieſenwerke Michel Angelo's machen kann. Vereinzelt müſſen nothwendig die verſchiedenen Gruppen unterbrochen werden, die Einbildungskraft kann ſie nicht ſo ſchnell wieder zuſammen ſetzen, das Bild fällt auseinander. Die vereinigten zwölf Platten nehmen freilich einen ſehr großen Raum ein, und man findet keine Glasſcheibe, die das

Bild bedecken könnte, aber Metz gibt den Rath, eine Art von Glasfenſter darüber machen zu laſſen, welches man auf- und zuſchieben kann. Ein recht guter dünner Firniß würde auch ſehr zur Erhaltung beitragen. Der Subſkriptionspreis auf dieſes Werk iſt zehn Louisdor, welches mir in der That ein geringer Preis zu ſein ſcheint. Nach wenigen Jahren würde man gewiß gern das Dreifache bezahlen. Der Künſtler glaubt etwa noch ein Jahr daran zu arbeiten. Die Hälfte des Preiſes wird pränumerirt. Mehrere Platten ſind ſchon ganz fertig und vortrefflich gerathen. Für junge und alte Künſtler iſt es ein klaſſiſches Werk, das ein jeder ſich anſchaffen ſollte, denn es gibt keine einzige denkbare Stellung und Körperbiegung in der Welt, die nicht hier anzutreffen wäre. Das Blatt wird in dieſer Rückſicht unſchätzbar ſein. Hingegen kann man es, als Muſter in Richtigkeit der Zeichnung, wirklich nicht empfehlen; es wimmelt von groben Schnitzern; hier ein Bein zu lang, dort ein Arm zu kurz; hier ein Männerarm an einem weiblichen Körper, dort umgekehrt. Es iſt luſtig zuzuhören, wie die Künſtler alle das bemänteln, denn bekanntlich leiht man einem großen Mann bei ſeinem Leben Fehler, die er nicht hatte, nimmt ihm aber dagegen nach ſeinem Tode die, die er wirklich beſaß. — Daß übrigens die ganze Kompoſition noch tauſendmal intereſſanter und ſinnreicher ſein würde, wenn ſie ein heidniſches jüngſtes Gericht darſtellte, wird jeder ſehr natürlich finden, der weiß, wie unpoetiſch unſere Religion iſt. Wenn z. E.

zwei Mohren an einem Rosenkranze in den Himmel hinauf gezogen werden, um dadurch anzudeuten, daß sie die ewige Seligkeit ihrer Bekehrung zum Christenthum verdanken, so ist das freilich sehr lächerlich.

Kayſermann, ein Genfer und sogenannter Veduten-Macher. Der Ausdruck scheint einige Geringschätzung seiner Kunst zu verrathen, und das verdient sie doch wohl nicht, denn manche seiner Veduten streiten um den Preis mit schönen Landschaften, und wo er blos Gebäude, Ruinen u. s. w. abbildete, da weckt die Treue der Darstellung sehr angenehme, lebhafte Erinnerungen, die durch einen geschickten Pinsel noch verschönert werden. Ich muß unter andern das Coliseum und das Grabmahl der Familie Plautia als große vorzügliche Stücke auszeichnen. An die Cascatellen hätte er sich freilich nicht wagen sollen. Hingegen hat er eine Menge reizender Ansichten von Tivoli versertigt, und sie durch Nationaltänze oder Beschäftigungen belebt. — Einer bei Künstlern seltenen Erscheinung muß ich noch erwähnen. Kayſermann nämlich ist zugleich Maler und Schweinehändler. Er pflegt im Frühjahre viele tausend Schweine aufzukaufen, zieht sie groß, und verkauft sie wieder mit großem Vortheil. Auch viele von den Ziegen gehören ihm, die in Rom herumgetrieben und von Haus zu Haus gemolken werden. Da heißt es wohl recht: die Kunst geht nach Brot.

Maximilian ist ein mittelmäßiger Bildhauer, und

ich möchte wohl wiſſen, wie er zu dem ehrenvollen Auftrage gekommen iſt, eine koloſſale Bildſäule des franzöſiſchen Kaiſers für den Saal zu verfertigen, in welchem der Senat oder das Tribunal ſich verſammelt. Sie iſt faſt vollendet, iſt aber viel zu gewandreich; vor lauter Gewand ſieht man den Helden kaum. Es iſt wahr, daß er ſelbſt ein weites Gewand zu lieben ſcheint, denn ſein Kaiſermantel war, wo ich nicht irre, acht Ellen breit, und nach dieſem ſcheint der Künſtler das unendliche Gewand geformt zu haben. Der Faltenwurf iſt größtentheils recht ſchön, nur nicht um das Knie, wo er gar zu häufig und verworren iſt. Die Hände ſind ſehr mittelmäßig, der Kopf iſt von Canova's Koloß entlehnt; ich werde weiter unten davon ſprechen. Alſo in der Geſtalt eines römiſchen Konſuls ſteht Napoleon da, das Haupt mit einem Lorberzweig umwunden; in der Rechten ein Steuerruder haltend, das er auf eine Weltkugel ſtützt — (welche ungeheure Schmeichelei!) in der Linken das berühmte Concordat, durch welches bekanntlich die Franzoſen ihre Göttin der Vernunft wieder abſetzten. Um der Bildſäule noch eine Stütze zu geben, hat der Künſtler eine Art von Weinfäßchen angebracht, von welchem er behauptet, eine ſolche Maſchine habe einſt gedient, um die Faſces darin aufzubewahren. Ich weiß das nicht, und kann ihm alſo nicht widerſprechen; ſo viel weiß ich aber, daß dieſes Weinfäßchen neben dem Helden eine ſeltſame Figur macht. Nun zum Piedeſtal. Es ſcheint mir viel zu klein für dieſe Sta-

tue, und kleinlich ist es, daß man es nicht aus einem Blocke verfertigt hat. Hingegen sind die Schmeicheleien auch nicht daran gespart. Alle vier Seiten tragen Basreliefs; hier ein Genius, welcher die Jugend krönt; dort Klugheit und Sieg, die ihre Kronen austauschen; auf dem dritten die Klugheit, aus den Händen der Schnelligkeit eine Schlange nehmend; und endlich das vierte, vielleicht das bedeutendste: der Sieg, welcher das Glück ein wenig unsanft bei den Haaren faßt. In der That sieht es aus, als sollten der armen Glücksgöttin alle Haare aus dem Kopfe gerauft werden, und wer weiß, was geschieht.

Bouquet oder Boquet, ein französischer Landschaftsmaler, soll große Verdienste besitzen; ich habe ihn aber nicht gesehen, denn eine schwere Krankheit seiner Gattin verhinderte ihn, meinen Besuch anzunehmen. — Den Beschluß dieser Künstler-Gallerie mache der herrliche Canova. Indem ich seinen Namen ausspreche, nenne ich den größten Bildhauer, der seit Phidias Zeiten gelebt hat. Ich weiß recht gut, daß die Kunstmenschen auch über dieses Urtheil spötteln werden; ich weiß recht gut, daß es jetzt in Rom Mode geworden, Canova zu verkleinern, ja tausendmal zu wiederholen: es fehle ihm an Kraft, er dürfe sich an große Gegenstände gar nicht wagen; die Zeichnung seiner Formen sei nicht immer ganz richtig; für Basreliefs habe er gar keinen Sinn, und was dergleichen Albernheiten mehr sind, die einer dem andern nachschwatzt, und die alle nur

zum leidigen Troſt über Canova's ausgebreiteten Ruhm erfunden worden ſind. Formengerechte Kunſtſtückmacher verzweifeln, den dichtenden Künſtler zu erreichen, zucken daher die Achſeln, flüſtern und werden endlich laut. Sie haben einen vornehmen Protektor, deſſen platte Phyſiognomie ſie etwa in Gips abgeformt haben, der ſchwatzt mit. Oder ſie machen gar einer hübſchen Frau den Hof, die ein wenig Ton angibt; nun iſt das Spiel gewonnen, und die große Wahrheit gefunden, daß Canova nie bis zu der eigentlichen Kunſthöhe ſich ſchwingen werde. Warum hat er aber auch ſeinen Ruhm in ganz Europa ausgebreitet, und iſt ſo verwegen, noch zu leben? wußte er denn nicht, daß man todt, recht ſehr todt ſein muß, um Verzeihung für ein Talent zu erlangen, das mächtig auf die Mitwelt wirkte? wußte er nicht, daß ein trockenes, geregeltes Verdienſt, von gewiſſen Leuten immer hoch über das Genie geſtellt wird, weil ſie kein anderes Mittel kennen, ſich von der läſtigen Hochachtung zu dispenſiren. Ihren eigenen Götzen räuchern ſie nur deshalb ſo gern, weil der Mangel des allgemeinen Beifalls dieſe mehr in der Demuth erhält, und ſie deſto dankbarer gegen die Wenigen machen muß, die ſie überreden, ſie wären auch große Männer. Ferner glaubt man ſich ein Anſehen dadurch zu geben, wenn man anders urtheilt, als viele tauſend geſcheite und empfindende Menſchen. Wer, wo alle loben, alle hingeriſſen werden, noch ſo viel zu tadeln findet, der muß wohl ein gewaltiger Kenner ſein. Es iſt ein ſo kitzeln-

des Gefühl, sich in die Brust werfen, und andere ehrliche Leute von oben herab messen zu dürfen. Der Hang dazu ist dem Menschen angeboren. Ich sah noch neulich auf der Wachparade einen kleinen Jungen, dem seine Eltern ein hübsches Husarenjäckchen hatten machen lassen, ihm auch einen kleinen Säbel um die kleinen Lenden geschnallt hatten. Da stolzirte er unter den Offizieren herum, warf erhabene Blicke auf die Zuschauer. Das nämliche Gefühl hat sich jener Kunstmenschen bemeistert. Sie selbst können nichts hervorbringen, so wenig als der kleine Junge mit zu Felde ziehen kann; aber ihr erhabenes Kunstgeschwätz tragen sie zur Schau, wie das Kind seinen kleinen Säbel, und bilden sich ein, wie dieses, die Umstehenden hielten sie auch für etwas rechtes. — Doch schon viel zu lange habe ich bei diesen albernen Kreaturen verweilt. Geschwind zurück zu dem herrlichen Canova, der den Meißel des Phidias erbte, ihn mit dem immer grünenden Lorber der Dichtkunst umschlang, und den, während er arbeitet, die Grazien unaufhörlich umgaukeln. Ich will nicht warten, bis er todt ist, um laut zu bekennen, daß seine Kunstwerke mich entzückt und bezaubert haben. Doch wo soll ich anfangen? seine Werkstatt ist die reichste in Rom, und eben diese Fruchtbarkeit wird ihm zum neuen Verbrechen gemacht. — 1. Psyche, traulich an Amor sich schmiegend. Wenn es möglich wäre, daß einst die Liebe aus der Welt verschwände, nur Wollust zurück bliebe, und eine freudenlose Nachwelt fragen müßte: was war denn eigentlich

Liebe? Dann ſtelle ſie einen Jüngling und ein Mädchen vor dieſe Gruppe, mit feuchtem Blicke und lächelnder Angſt wird ihr Auge daran hängen, und unwillkürlich werden ihre Arme ſich öffnen; ohne zu begehren wird der Jüngling das Mädchen an ſeine Bruſt drücken, und die Liebe iſt wieder geboren. — 2. Hebe. Eine Verklärte! ein Mädchen aus der Geiſterwelt! ein zartes, überirdiſches Weſen, das wie ein Frühlingshauch dich umſchwebt. Man tadelt die Marmorwolken unter ihren Füßen, aber ich habe ſie gar nicht geſehen. Man tadelt auch die goldene Schleife, mit der das leichte Gewand um den jungfräulichen Leib befeſtigt iſt, und dieſer Tadel möchte nicht ganz ungerecht ſein; denn dieſe Schleife war das einzige, was mich zur Erde herabzog; als ich die Schleife ſah, hätte ich das Mädchen umarmen mögen. — Hebe ſowohl, als Amor und Pſyche, waren bereits das Eigenthum eines reichen Engländers (ſo erzählt Canova) und befanden ſich ſchon in England, als die Kaiſerin der Franzoſen Canova um etwas von ſeiner Arbeit erſuchen ließ. Er hatte nichts fertig, und konnte auch in Jahren nicht daran denken, den wünſchenden Befehl jener Beherrſcherin zu erfüllen. Da ſchrieb er an den Engländer, und bat, ihm die beiden Kunſtwerke, gegen Rückzahlung des Kaufpreiſes, wieder abzuſtehen. Der ſtolze Britte ſandte die Götterbilder zurück, nahm aber kein Geld dafür, ſondern bedung ſich aus, daß der Künſtler bei mehrerer Muße ihm ein anderes Werk zum Erſatz liefern ſolle. Es gefällt mir, daß dem Engländer ein Kunſtwerk von Canova nicht feil war. — 3. Herkules,

der den Anteus in's Meer ſchleudert. Eine koloſſale Gruppe, kühn gedacht und mächtig wirkend. Verzweifelnd klammert ſich Anteus noch an die Löwenhaut. Hier krittelt man wieder: Herkules wende zu viel Kraft an, die Hälfte ſei genug, um ſeinen ſchwachen Gegner hinab zu werfen. Der gute Canova kann es den Kunſtmenſchen nie recht machen; bald hat er der Kraft zu viel, bald zu wenig. — 4. Palamedes, ſeine neueſte in Marmor vollendete Statue. Vollendet iſt ſie in jeder Rückſicht. — 5. Das Grabmahl der Erzherzogin Chriſtine. Ich wünſche der Kaiſerſtadt Glück zu dem herrlichen, in ſeiner Art einzigen Kunſtwerk, das ſie nun bald in ihren Mauern beſitzen wird. Möchte es nur vortheilhaft aufgeſtellt werden! Von der Wirkung des Ganzen kann ich nicht urtheilen, da ich die Figuren nur einzeln geſehen, doch prophezeie ich, ſie werde groß ſein. Auf der obern Stufe des geöffneten Grabmahls, linker Hand, ſteht die Tugend, den Aſchenkrug haltend, der mit Guirlanden umwunden iſt, deren maleriſch herabhängende Enden zwei ſchöne weibliche Figuren tragen. Einige Stufen tiefer ſteht ein Greis, der von der Wohlthätigkeit heraufgeführt wird. Rechts ſtützt der Genius des Gatten ſich auf einen Löwen, um Kraft für ſeinen Schmerz zu ſchöpfen. Aufſchwebend trägt ein anderer Genius das Bruſtbild der Verſtorbenen. Vielleicht iſt die ganze Idee ein wenig zu geſucht, nicht einfach genug, aber die Ausführung iſt unübertrefflich ſchön. Das einzige, was der Gruppe ge-

wiß ſchaden wird, iſt das erzherzogliche Wapen, welches zu Tugend und Wohlthätigkeit auch noch den Rang geſellt, der hier ganz überflüſſig iſt. Der Künſtler hatte freilich eine ähnliche Ueberzeugung, aber — man wollte es nun einmal ſo. — 6. Bonaparte, koloſſal (beſtellte Arbeit), als ein vorſchreitender Mars, ganz nackend, blos den Kriegesmantel nachläſſig über die eine Schulter geworfen. Auf der rechten Hand trägt er eine kleine Victoria, auf der Tuba blaſend. Es iſt bemerkenswerth, daß der Künſtler anfangs die Victoria mit dem Geſicht gegen den Helden gewendet hatte, ſo daß ſie faſt einem Vöglein glich, das ihm zahm auf die Hand geflogen. Aber entweder ſchien es unſchicklich, daß der Held von ſeinen eigenen Siegen ſich vorblaſen hörte, oder man hätte daraus ſchließen können, daß nunmehr ſeine Siege geendigt ſeien; genug, die Victoria iſt jetzt umgekehrt, ſie verkündigt aller Welt ihres Lieblings Größe, und flattert luſtig vorwärts zu neuen Triumphen. Aehnlichkeit muß man in dieſem koloſſalen Kopfe nicht ſuchen. Der Kaiſer der Franzoſen iſt ſo kleiner Statur, und ſeine Geſichtszüge ſind ſo zuſammen gedrängt, daß, wer ihn einmal ſah, ihn ſchwerlich in dieſer Maſſe erkennen wird. Es kam ja aber auch nur darauf an, der Nachwelt eine große, wenn gleich täuſchende Idee zu hinterlaſſen. So machten es ja auch die Alten. Plinius erzählt, daß der Muſentempel zu Rom wegen der vielen Statuen von Gelehrten ſehr berühmt geweſen. Unter andern befand ſich auch ein koloſſaler Actius Plautius darunter. Das Origi-

nal war ein ganz kleines Männchen. — Das Glück ist auch hier seinem Günstling hold gewesen, denn es hat, zum Behuf dieser Bildsäule, einen makellosen karrarischen Marmorblock zu Tage gefördert, den man von dieser Größe höchst selten findet. — 7. Lächerlich abstechend ist dagegen die gleichfalls kolossale Statue des Königs von Neapel, der sich auch einen Helm hat aufsetzen, und ein Kriegsgewand umthun lassen. Man kann das gutmüthige Gesicht in dieser Vermummung nicht ohne Lachen ansehen. — 8. Die Prinzessin Borgheſe, so gut als ganz nackend, auf ein Ruhebett hingegossen, mit einem Apfel in der Hand (!) Ist diese Abbildung gleich nicht allzu decent, so ist sie doch im antiken Geschmack; nur muß ich bekennen, daß, wenn ich die Ehre hätte, der Gemahl der Prinzessin zu sein, ich meine nackende Gemahlin nicht gern so zur Schau stellen würde. — 9. Die Mutter des französischen Kaisers, als eine sitzende Agrippina, den Arm nachlässig über die Lehne des Stuhls geworfen. Stellung und Gewand sind meisterhaft. — 10. Eine Venus, die sich schamhaft in ein leichtes Gewand hüllt. Man könnte sagen, die Stellung sei der mediceischen etwas nachgeahmt; ich finde sie aber weit schöner als jene, denn diese Venus läßt sich das verzweifelte steife port des bras nicht zu Schulden kommen, das jene von einem Tanzmeister gelernt zu haben scheint. — Ich komme nun zu den Basreliefs, für welche man dem Künstler das Talent abspricht, und in welchem er mir wo möglich noch herrlicher erscheint, als in seinen Bildsäul-

Vor allen nenne ich zuerſt den rasenden Herkules, dies tief erſchütternde Meiſterwerk. Herkules, im Wahnſinn ſeine eigenen Kinder für die ſeines Feindes haltend, drückt eben einen Pfeil auf ſein Weib ab. Der alte Vater ſucht es mit ohnmächtiger Kraft zu hindern. Die Gattin, fern ſtehend, in herrlicher vorgebogener Stellung, beut ihm mit liebevoller Miene die Bruſt dar, ſucht nur, ihr kleinſtes Kind auf dem Arme, mit ihrem Körper zu decken. Unten in ihr Gewand wickelt ſich ein anderes Kind. Vor ihr liegt ein drittes todt. Ein viertes hat ſich hinter den brennenden Altar geflüchtet, kniet dort, und hält beide Händchen vor die Ohren. (Wie wahr! wie aus der Natur gegriffen!). Eine Tochter kniet mit aufgehobenen Händen vor dem Vater; ein kleiner nackter Knabe hat ſich feſt um ſein Bein geſchlungen, und ſcheint für die Mutter zu bitten. Entſeelt, mit den Pfeilen in der Bruſt, liegen ſchon andere umher. Das Ganze iſt herzzerreißend. Man wird das Bild nicht wieder los, wenn man es auch ſchon längſt verlaſſen hat. Immer ergreift einen der Gedanke: der Unglückliche! wenn er aus ſeinem Wahnſinn erwacht! — 2. Alfieri's Grabmahl. Die Erfindung iſt etwas gemein. Ein Bruſtbild, eine Leier, ein Genius des Trauerſpiels, ein weinendes Italien, alles das iſt ſchon hundertmal da geweſen. Eben das gilt 3. von dem Denkmahl eines Freundes von Canova, der Volpato hieß. Es mag allerdings außerordentlich ſchwer ſein, in ſolchen Gegenſtänden immer neu zu erſcheinen. Auch der beſte Dichter [illegible] ſelten ein gutes Leichenkarmen machen. Die Ausfüh-

rung ist übrigens Canova's würdig. — 4. Venus, die zu dem todten Adonis herabschwebt. Hier ist Canova wieder der tiefführende Dichter. Nicht schweben hätte ich sagen sollen: die Bewegung der Venus hält das Mittel zwischen schweben und sich herab werfen. Sie ist von allen ihren Amoretten begleitet, und alle diese lieblichen Kinder weinen so schön! — 5. Sokrates, der den Alcibiades in der Schlacht beschützt, ein Basrelief, durch welches Canova einst den Preis in der Akademie errang. — 6. Sokrates im Kerker. Er hat so eben von seiner trostlosen Familie Abschied genommen, begleitet sie aus der Thür, und findet vor derselben die Philosophen, die ihn zum letzten Male zu hören kommen. Die Zusammenstellung ist äußerst sinnreich. — 7. Sokrates den Giftbecher trinkend. Der Ausdruck in den Köpfen der ihn umgebenden Philosophen ist eben so wahr als mannigfaltig. — 8. Sokrates vor seinen Richtern hat mir am wenigsten gefallen. — 9. Ein junges liebliches Weib, mit einem Kinde auf dem Arme. Sie reicht einem Knaben Brot für einen alten Bettler, der hinter ihm steht. Eine schöne rührende Gruppe. — 10. Achilles, der den Priamus am Altare tödtet. Einen hilflosen Greis so gräßlich morden zu sehen, ist mir zuwider, selbst wenn Canova's Meisterhand das Bild darstellt. Wäre Achilles wahnsinnig, wie Herkules, dann würde das Mitleid mit dem Unglücklichen das allzu empörte Gefühl mildern; so aber wendet man schnell den Blick von dem schnöden Mißbrauch der Gewalt. — Außer

den genannten Werken findet ſich hier wohl noch ein halbes Dutzend von Basreliefs, deren ich mich nur verworren erinnere, weil ſie einen minder tiefen Eindruck auf mich gemacht haben. — Möchte doch irgend ein reicher Mann auf den glücklichen Einfall kommen, ſie alle in Marmor ausführen zu laſſen; es gäbe eine einzige Gallerie. Zumal da Canova ein Geheimniß beſitzt, durch irgend einen Firniß oder Beize (deren Daſein man aber gar nicht ahnet) den Marmor in lebendiges Fleiſch zu verwandeln. — Genug von dem großen Manne, auf den einſt die Nachwelt ſtolz ſein wird. Wäre es ihm darum zu thun, auch den Beifall ſeiner Nebenbuhler zu verdienen, ſo wollte ich ihm wohl einen Rath geben, wie er dieſen Zweck ſehr ſchnell erreichen könnte. Er dürfte nur ganz heimlich ein paar neue Kunſtwerke ſchaffen, und ſie ganz heimlich in den Bädern des Caracalla, oder in der Villa des Hadrian vergraben, dann auf eine ungezwungene Weiſe veranlaſſen, daß ſie gefunden würden; ſo würde er Zeuge eines Jubels ſein, der ihm viel Spaß machen würde. Siehe da, Phidias! würde es heißen: ſiehe da die echte antike Kunſt! welcher Neuere darf ſo verwegen ſein, ſich mit dieſem zu meſſen! — Statt daß man jetzt ſein Verdienſt ſo gern ſchmälern möchte, würde er dann das Vergnügen genießen, zu ſeinen wirklichen Vorzügen ſich noch neue andichten zu hören. — Wer weiß aber, ob ihm damit gedient wäre; denn er iſt ein beſcheidener, liebenswürdiger Menſch.

Inhalt.

	Seite
1. Sehenswürdigkeiten in Neapel	7
Einige Kirchen in Neapel	—
Die Kirche zum heiligen Geist	22
Der Gigant	23
Der Leuchtthurm	24
Die Villa reale	25
Das Grab Virgil's	—
Die Briefliſten vor dem Poſthauſe	27
Die Karthäuſer	33
Der Palaſt Villa franca zu Neapel	43
Capo di monte	48
Spazirfahrt nach Puzzuoli	52
2. Theater zu Neapel	61
Das Theater San Carlo	70
3. Der Hiſtorienmaler Schmidt	77
4. Rega	80
5. Der Ritter Calcagni	81
6. Der Erzbiſchof von Tarent	86
7. Der Landſchaftsmaler Denis	89
8. Eine Gräuelſcene in Neapel	92
9. Die Catakomben	93

Liebe? Dann ſtelle ſie einen Jüngling und ein Mädchen vor dieſe Gruppe, mit feuchtem Blicke und lächelnder Angſt wird ihr Auge daran hängen, und unwillkürlich werden ihre Arme ſich öffnen; ohne zu begehren wird der Jüngling das Mädchen an ſeine Bruſt drücken, und die Liebe iſt wieder geboren. — 2. Hebe. Eine Verklärte! ein Mädchen aus der Geiſterwelt! ein zartes, überirdiſches Weſen, das wie ein Frühlingshauch dich umſchwebt. Man tadelt die Marmorwolken unter ihren Füßen, aber ich habe ſie gar nicht geſehen. Man tadelt auch die goldene Schleife, mit der das leichte Gewand um den jungfräulichen Leib befeſtigt iſt, und dieſer Tadel möchte nicht ganz ungerecht ſein; denn dieſe Schleife war das einzige, was mich zur Erde herabzog; als ich die Schleife ſah, hätte ich das Mädchen umarmen mögen. — Hebe ſowohl, als Amor und Pſyche, waren bereits das Eigenthum eines reichen Engländers (ſo erzählt Canova) und befanden ſich ſchon in England, als die Kaiſerin der Franzoſen Canova um etwas von ſeiner Arbeit erſuchen ließ. Er hatte nichts fertig, und konnte auch in Jahren nicht daran denken, den wünſchenden Befehl jener Beherrſcherin zu erfüllen. Da ſchrieb er an den Engländer, und bat, ihm die beiden Kunſtwerke, gegen Rückzahlung des Kaufpreiſes, wieder abzuſtehen. Der ſtolze Britte ſandte die Götterbilder zurück, nahm aber kein Geld dafür, ſondern bedung ſich aus, daß der Künſtler bei mehrerer Muße ihm ein anderes Werk zum Erſatz liefern ſolle. Es gefällt mir, daß dem Engländer ein Kunſtwerk von Canova nicht feil war. — 3. Herkules,

der den Anteus in's Meer ſchleudert. Eine koloſſale Gruppe, kühn gedacht und mächtig wirkend. Verzweifelnd klammert ſich Anteus noch an die Löwenhaut. Hier krittelt man wieder: Herkules wende zu viel Kraft an, die Hälfte ſei genug, um ſeinen ſchwachen Gegner hinab zu werfen. Der gute Canova kann es den Kunſtmenſchen nie recht machen; bald hat er der Kraft zu viel, bald zu wenig. — 4. Palamedes, ſeine neueſte in Marmor vollendete Statue. Vollendet iſt ſie in jeder Rückſicht. — 5. Das Grabmahl der Erzherzogin Chriſtine. Ich wünſche der Kaiſerſtadt Glück zu dem herrlichen, in ſeiner Art einzigen Kunſtwerk, das ſie nun bald in ihren Mauern beſitzen wird. Möchte es nur vortheilhaft aufgeſtellt werden! Von der Wirkung des Ganzen kann ich nicht urtheilen, da ich die Figuren nur einzeln geſehen, doch prophezeie ich, ſie werde groß ſein. Auf der obern Stufe des geöffneten Grabmahls, linker Hand, ſteht die Tugend, den Aſchenkrug haltend, der mit Guirlanden umwunden iſt, deren maleriſch herabhängende Enden zwei ſchöne weibliche Figuren tragen. Einige Stufen tiefer ſteht ein Greis, der von der Wohlthätigkeit heraufgeführt wird. Rechts ſtützt der Genius des Gatten ſich auf einen Löwen, um Kraft für ſeinen Schmerz zu ſchöpfen. Aufſchwebend trägt ein anderer Genius das Bruſtbild der Verſtorbenen. Vielleicht iſt die ganze Idee ein wenig zu geſucht, nicht einfach genug, aber die Ausführung iſt unübertrefflich ſchön. Das einzige, was der Gruppe ge-

Bild bedecken könnte, aber Metz gibt den Rath, eine Art von Glasfenster darüber machen zu lassen, welches man auf- und zuschieben kann. Ein recht guter dünner Firniß würde auch sehr zur Erhaltung beitragen. Der Subskriptionspreis auf dieses Werk ist zehn Louisdor, welches mir in der That ein geringer Preis zu sein scheint. Nach wenigen Jahren würde man gewiß gern das Dreifache bezahlen. Der Künstler glaubt etwa noch ein Jahr daran zu arbeiten. Die Hälfte des Preises wird pränumerirt. Mehrere Platten sind schon ganz fertig und vortrefflich gerathen. Für junge und alte Künstler ist es ein klassisches Werk, das ein jeder sich anschaffen sollte, denn es gibt keine einzige denkbare Stellung und Körperbiegung in der Welt, die nicht hier anzutreffen wäre. Das Blatt wird in dieser Rücksicht unschätzbar sein. Hingegen kann man es, als Muster in Richtigkeit der Zeichnung, wirklich nicht empfehlen; es wimmelt von groben Schnitzern; hier ein Bein zu lang, dort ein Arm zu kurz; hier ein Männerarm an einem weiblichen Körper, dort umgekehrt. Es ist lustig zuzuhören, wie die Künstler alle das bemänteln, denn bekanntlich leiht man einem großen Mann bei seinem Leben Fehler, die er nicht hatte, nimmt ihm aber dagegen nach seinem Tode die, die er wirklich besaß. — Daß übrigens die ganze Komposition noch tausendmal interessanter und sinnreicher sein würde, wenn sie ein heidnisches jüngstes Gericht darstellte, wird jeder sehr natürlich finden, der weiß, wie unpoetisch unsere Religion ist. Wenn z. E.

zwei Mohren an einem Rosenkranze in den Himmel hinauf gezogen werden, um dadurch anzudeuten, daß sie die ewige Seligkeit ihrer Bekehrung zum Christenthum verdanken, so ist das freilich sehr lächerlich.

Kayſermann, ein Genfer und sogenannter Veduten-Macher. Der Ausdruck scheint einige Geringschätzung seiner Kunst zu verrathen, und das verdient sie doch wohl nicht, denn manche seiner Veduten streiten um den Preis mit schönen Landschaften, und wo er blos Gebäude, Ruinen u. s. w. abbildete, da weckt die Treue der Darstellung sehr angenehme, lebhafte Erinnerungen, die durch einen geschickten Pinsel noch verschönert werden. Ich muß unter andern das Coliseum und das Grabmahl der Familie Plautia als große vorzügliche Stücke auszeichnen. An die Cascatellen hätte er sich freilich nicht wagen sollen. Hingegen hat er eine Menge reizender Ansichten von Tivoli verfertigt, und sie durch Nationaltänze oder Beschäftigungen belebt. — Einer bei Künstlern seltenen Erscheinung muß ich noch erwähnen. Kayſermann nämlich ist zugleich Maler und Schweinehändler. Er pflegt im Frühjahre viele tausend Schweine aufzukaufen, zieht sie groß, und verkauft sie wieder mit großem Vortheil. Auch viele von den Ziegen gehören ihm, die in Rom herumgetrieben und von Haus zu Haus gemolken werden. Da heißt es wohl recht: die Kunst geht nach Brot.

Maximilian ist ein mittelmäßiger Bildhauer, und

Rhoden, ein deutſcher Landſchaftsmaler, zeichnet durch wahres Verdienſt ſich aus. Auch er ſchwelgt, wie ſie alle zu thun pflegen, in den unerſchöpflichen Reizen von Tivoli. Faſt zu fleißig ausgearbeitet ſind ſeine Bilder, man kann ſie beinahe als Miniaturgemälde anſehen, und ich wundere mich nur, daß dieſer ängſtliche Fleiß ihnen, in gewiſſer Entfernung betrachtet, keinen Schaden thut.

Auch der Engländer Wallis iſt Landſchaftsmaler, und der einzige von ſeiner Nation, der genannt zu werden verdient; nur iſt ſein Stil etwas hart, ſeine Farbe etwas zu grau. Die Figuren, durch welche er ſeine Landſchaften belebt, ſind ziemlich ſchlecht. Meiſtens wählt er Geſchichten aus Oſſian. Ein Cincinnatus war faſt dramatiſch gedacht. Am ſeltſamſten fiel mir ein Schwarm von Seelen auf, die auf einem andern Bilde ſich in den Lethe ſtürzen, um Vergeſſenheit zu ſchlürfen. Sie gingen und ſchwebten nicht, ſondern flogen alle dicht über den Boden hin, und da ſie ſämmtlich noch die Kleider trugen, deren ſie ſich in der Oberwelt bedient hatten, ſo nahm ſich dieſe fliegende Schar ſehr kindiſch aus.

Koch, Landſchafts- und Hiſtorienmaler zugleich, iſt ein gebornes, aber nicht ausgebildetes Genie. Als Herzog Karl von Würtemberg einſt durch Tirol reiſte, fand er ihn als Hirtenknaben, der das Vieh weidete, und dabei zeichnete. Das fiel dem Herzog natürlich auf, er nahm ihn mit, und ließ ihn auf ſeiner damals berühmten Akademie zu Stuttgart erziehen. Hier verrieth er bald einen unbän-

digen satyrischen Geist. Zwei Töchter des Obervorstehers, welche häßlich waren, malte er einst sehr ähnlich als Vogelscheuen auf einen Kirschbaum. Den Obervorsteher selbst, welcher aus Geiz schlechten Tabak zu rauchen pflegte, malte er mit der Pfeife im Munde, und, von dem häßlichen Geruch betäubt, fielen die Vögel todt aus der Luft. Sein satyrischer Witz verschonte auch höhere Personen nicht. Als die französische Revolution ausbrach, wurde er mit Leib und Seele Republikaner, ging nach Straßburg, und hielt im Jakobinerklubb eine ausschweifende, aber kräftige Rede, während welcher er sich den Zopf abschnitt, ihn sogleich in ein Kouvert siegelte, und nach Stuttgart schickte. Jetzt ist er schon seit langer Zeit in Rom. Eine Landschaft, auf welcher Noah nach der Sündflut das erste Opfer bringt, und einige Gegenden von Tivoli beurkunden seinen Beruf zu diesem Zweige der Kunst. Eine historische Scene aus Ossian hingegen hat mir in keiner Rücksicht Genüge geleistet.

Schick, ein Geschichts- und Portraitmaler, ist vielleicht nur zum letztern geboren, wenigstens gibt das einzige große Bild, welches ich in der ersten Gattung von ihm gesehen, mir ein Recht zu vermuthen, daß ihm der belebende Dichterfunke gänzlich fehlt. Es ist Noah's Opfer nach der Sündflut. Die Gruppen sind allzusehr zerstreut, das Auge kann sie nicht zusammenfassen. Auch er läßt den lieben Gott, von Engeln getragen, aus den Wolken herabkommen, und zwar schießt die himmlische

Gruppe so entsetzlich schnell hernieder, ist dem Haupte Noah's bereits so nahe, daß sie entweder die Opfernden erdrückt, oder, im Fall sie durch einen Wink der göttlichen Allmacht sich plötzlich schwebend erhält, in einer ängstlichen, dem Auge wehthuenden Lage bleiben muß. Auch gegen das Opfer selbst hätte ich einige historische Einwendungen. Schwerlich haben die Früchte, die etwa Noah mit in den Kasten nahm, sich so lange konservirt, um noch zum Opfer zu taugen; andere gab es aber noch nicht auf dem überschwemmten Erdboden. Eben so schwerlich darf vermuthet werden, daß Noah ein Schaf geschlachtet habe; denn bekanntlich nahm er von jeder Gattung Thiere nur ein Pärchen mit in den Kasten; hätte er nun die Hälfte der Schafe dem Opfermesser geweiht, so würde die andere Hälfte sich nicht mehr fortgepflanzt haben.

Ein sehr bescheidener und gewiß nicht verdienstloser Künstler ist Kiesling, ein Bildhauer und Pensionär des Wiener Hofes. Sein Ganymed, sein Hymen sind liebliche Figuren. Bei dem kaiserlichen Gesandten, Grafen Khevenhüller, hat er eine Gruppe aufgestellt, Merkur, welcher Psychen in den Olymp holt, die bei fortgesetztem Studium viel verspricht. Er wird bald nach Wien zurückkehren, und erst dort die drei genannten Werke in Marmor ausführen. Es scheint ihm so sehr Ernst um seine Kunst, und er wünscht so aufrichtig, tadelnde und belehrende Winke zu empfangen, daß er schon um deswillen rühmlich ausgezeichnet zu werden verdient. Kann er seine

Gruppe etwas mehr himmelanſtrebend bilden, kann er Pſychens Züge durch ein etwas ängſtliches Staunen intereſſanter machen; ſo wird ſie einſt unter den beſten Kunſtwerken ihren Platz verdienen. Seine Formen mögen, beſonders in den Seiten nicht ganz fehlerfrei ſein.

Auch in Deutſchland iſt Gmelin ſchon als ein trefflicher Kupferſtecher bekannt; als einen der beſten Zeichner habe ich ihn hier kennen lernen. Viele warm gezeichnete Anſichten von Tivoli und deſſen herrlichen Ruinen ſchmücken die Wände ſeines Zimmers. Er arbeitet jetzt an einem Claude Lorrain aus der Gallerie Doria, den er als Pendant zu einer andern Landſchaft von demſelben Meiſter liefern wird.

Giuntotardi, ein Italiener, heißt auch Landſchaftsmaler, ich werde ihn aber lieber einen braven Situationszeichner nennen. Wer, von dem was er geſehen, angenehme und lebhafte Erinnerungen mitzunehmen wünſcht, der kann bei ihm ſchöne, kolorirte Zeichnungen kaufen, welche die intereſſanteſten Gegenſtände getreu darſtellen. So hat er z. B. das Forum Romanum (Campo Vaccino) trefflich abgebildet, mit allem was ich auf meinem Spazirgange durch Rom beſchrieben habe. Um das Bild zu beleben, tanzen die heutigen Römer im Vorgrunde den bekannten Saltarello. Als Pendant dazu wünſchte ich dasſelbe Forum Romanum, wie es einſt war, und zur Belebung einen Cicero auf der Rednerbühne vom Volke umgeben. — Eine Anſicht von Pom-

peji, wo man gerade auf die Straße dieſer auferſtandenen Stadt hinblickt, wird auch demjenigen einen deutlichen Begriff davon geben, der nie ſo glücklich war, dieſe einzige Merkwürdigkeit in ihrer Art zu ſehen. Dasſelbe gilt von den Ruinen von Päſtum und mehrern andern.

Keller, ein Bildhauer aus Zürch, hat eine Atalante geformt, die er, für Lord Briſtol, in Marmor zu hauen im Begriff ſtand, aber der Tod, ſchneller als Atalante, kam ihm zuvor, und, indem er den Künſten einen Beſchützer entriß, lähmte er auch die Hand des Künſtlers, deſſen Atalante unvollendet ſteht. Kenner behaupten, es gehe nicht viel verloren, wenn ſie auch immer ſo ſtehen bliebe. Keller beſchäftigt ſich und ſeine Schüler mit Nachbildungen im Kleinen von den berühmteſten Kunſtwerken, die zwar ſchön, aber weit theurer ſind, als die Florentiner Fabrik ſie liefert. Auch eine ihm eigene recht artige Idee fand ich darunter, eine Venus, die eben ihre Muſchel geöffnet hat, und noch auf der untern Muſchelſchale kniend, die obere über dem Haupte hält. Im Kleinen nimmt ſich das ſehr gut aus, doch im Großen ausgeführt, würde die Muſchel die Figur erdrücken.

Aquiſti, ein italieniſcher Bildhauer, hatte auch für Mylord Briſtol eine Gruppe in Arbeit. Ihm hat der Tod des Mäcens den Meißel nicht aus der Hand gewunden; er iſt dabei, ſie in Marmor zu vollenden, obwohl er vielleicht beſſer thäte, ſein Modell zu zerbrechen. Es ſtellt den Kriegsgott dar von der Liebesgöttin um-

armt, über Lebensgröße. Zwar iſt dieſer Mars nicht ohne Verdienſt; aber dieſe Venus mit ihrem breiten Bauche, ſtammt offenbar aus der niederländiſchen Schule. Ein anderes ſeiner Werke, auch eine Venus, die ſich mit Roſen bekränzt, iſt etwas beſſer gerathen.

Metz iſt ein trefflicher Kupferſtecher, der ſich ſehr lange in England aufgehalten. Er arbeitet jetzt an einem großen Werke, welches ihm die Nachwelt einſt noch mehr als die Mitwelt verdanken wird, nämlich an dem jüngſten Gericht von Michel Angelo. Dieſes regelloſe Genieprodukt geht in der ſixtiniſchen Kapelle nach und nach zu Grunde; ſchon jetzt wird es dem Abzeichner ſehr ſchwer manche Partien zu erkennen. Er muß auf einer Leiter hoch hinauf klimmen und ſich ganz in der Nähe die Figuren zu entziffern ſuchen. Viele Gruppen habe ich erſt durch Metzens Zeichnung kennen lernen. Dieſes gewaltig reiche Gemälde von dreihundert Figuren bringt Metz auf zwölf Platten, die man nach Gefallen, entweder einzeln aufbewahren, oder zu einem großen Ganzen vereinigen kann. Ich würde das letztere vorziehen, weil man ſich doch nur dann eine ganze deutliche Vorſtellnng von dieſem Rieſenwerke Michel Angelo's machen kann. Vereinzelt müſſen nothwendig die verſchiedenen Gruppen unterbrochen werden, die Einbildungskraft kann ſie nicht ſo ſchnell wieder zuſammen ſetzen, das Bild fällt auseinander. Die vereinigten zwölf Platten nehmen freilich einen ſehr großen Raum ein, und man findet keine Glasſcheibe, die das

Bild bedecken könnte, aber Metz gibt den Rath, eine Art von Glasfenſter darüber machen zu laſſen, welches man auf- und zuſchieben kann. Ein recht guter dünner Firniß würde auch ſehr zur Erhaltung beitragen. Der Subſkriptionspreis auf dieſes Werk iſt zehn Louisdor, welches mir in der That ein geringer Preis zu ſein ſcheint. Nach wenigen Jahren würde man gewiß gern das Dreifache bezahlen. Der Künſtler glaubt etwa noch ein Jahr daran zu arbeiten. Die Hälfte des Preiſes wird pränumerirt. Mehrere Platten ſind ſchon ganz fertig und vortrefflich gerathen. Für junge und alte Künſtler iſt es ein klaſſiſches Werk, das ein jeder ſich anſchaffen ſollte, denn es gibt keine einzige denkbare Stellung und Körperbiegung in der Welt, die nicht hier anzutreffen wäre. Das Blatt wird in dieſer Rückſicht unſchätzbar ſein. Hingegen kann man es, als Muſter in Richtigkeit der Zeichnung, wirklich nicht empfehlen; es wimmelt von groben Schnitzern; hier ein Bein zu lang, dort ein Arm zu kurz; hier ein Männerarm an einem weiblichen Körper, dort umgekehrt. Es iſt luſtig zuzuhören, wie die Künſtler alle das bemänteln, denn bekanntlich leiht man einem großen Mann bei ſeinem Leben Fehler, die er nicht hatte, nimmt ihm aber dagegen nach ſeinem Tode die, die er wirklich beſaß. — Daß übrigens die ganze Kompoſition noch tauſendmal intereſſanter und ſinnreicher ſein würde, wenn ſie ein heidniſches jüngſtes Gericht darſtellte, wird jeder ſehr natürlich finden, der weiß, wie unpoetiſch unſere Religion iſt. Wenn z. E.

zwei Mohren an einem Rosenkranze in den Himmel hinauf gezogen werden, um dadurch anzudeuten, daß sie die ewige Seligkeit ihrer Bekehrung zum Christenthum verdanken, so ist das freilich sehr lächerlich.

Kayſermann, ein Genfer und sogenannter Veduten-Macher. Der Ausdruck scheint einige Geringschätzung seiner Kunst zu verrathen, und das verdient sie doch wohl nicht, denn manche seiner Veduten streiten um den Preis mit schönen Landschaften, und wo er blos Gebäude, Ruinen u. s. w. abbildete, da weckt die Treue der Darstellung sehr angenehme, lebhafte Erinnerungen, die durch einen geschickten Pinsel noch verschönert werden. Ich muß unter andern das Coliseum und das Grabmahl der Familie Plautia als große vorzügliche Stücke auszeichnen. An die Cascatellen hätte er sich freilich nicht wagen sollen. Hingegen hat er eine Menge reizender Ansichten von Tivoli verfertigt, und sie durch Nationaltänze oder Beschäftigungen belebt. — Einer bei Künstlern seltenen Erscheinung muß ich noch erwähnen. Kayſermann nämlich ist zugleich Maler und Schweinehändler. Er pflegt im Frühjahre viele tausend Schweine aufzukaufen, zieht sie groß, und verkauft sie wieder mit großem Vortheil. Auch viele von den Ziegen gehören ihm, die in Rom herumgetrieben und von Haus zu Haus gemolken werden. Da heißt es wohl recht: die Kunst geht nach Brot.

Maximilian ist ein mittelmäßiger Bildhauer, und

ich möchte wohl wiſſen, wie er zu dem ehrenvollen Auftrage gekommen iſt, eine koloſſale Bildſäule des franzöſiſchen Kaiſers für den Saal zu verfertigen, in welchem der Senat oder das Tribunal ſich verſammelt. Sie iſt faſt vollendet, iſt aber viel zu gewandreich; vor lauter Gewand ſieht man den Helden kaum. Es iſt wahr, daß er ſelbſt ein weites Gewand zu lieben ſcheint, denn ſein Kaiſermantel war, wo ich nicht irre, acht Ellen breit, und nach dieſem ſcheint der Künſtler das unendliche Gewand geformt zu haben. Der Faltenwurf iſt größtentheils recht ſchön, nur nicht um das Knie, wo er gar zu häufig und verworren iſt. Die Hände ſind ſehr mittelmäßig, der Kopf iſt von Canova's Koloß entlehnt; ich werde weiter unten davon ſprechen. Alſo in der Geſtalt eines römiſchen Konſuls ſteht Napoleon da, das Haupt mit einem Lorberzweig umwunden; in der Rechten ein Steuerruder haltend, das er auf eine Weltkugel ſtützt — (welche ungeheure Schmeichelei!) in der Linken das berühmte Concordat, durch welches bekanntlich die Franzoſen ihre Göttin der Vernunft wieder abſetzten. Um der Bildſäule noch eine Stütze zu geben, hat der Künſtler eine Art von Weinfäßchen angebracht, von welchem er behauptet, eine ſolche Maſchine habe einſt gedient, um die Faſces darin aufzubewahren. Ich weiß das nicht, und kann ihm alſo nicht widerſprechen; ſo viel weiß ich aber, daß dieſes Weinfäßchen neben dem Helden eine ſeltſame Figur macht. Nun zum Piedeſtal. Es ſcheint mir viel zu klein für dieſe Sta-

tue, und kleinlich iſt es, daß man es nicht aus einem Blocke verfertigt hat. Hingegen ſind die Schmeicheleien auch nicht daran geſpart. Alle vier Seiten tragen Basreliefs; hier ein Genius, welcher die Jugend krönt; dort Klugheit und Sieg, die ihre Kronen austauſchen; auf dem dritten die Klugheit, aus den Händen der Schnelligkeit eine Schlange nehmend; und endlich das vierte, vielleicht das bedeutendſte: der Sieg, welcher das Glück ein wenig unſanft bei den Haaren faßt. In der That ſieht es aus, als ſollten der armen Glücksgöttin alle Haare aus dem Kopfe gerauft werden, und wer weiß, was geſchieht.

Bouquet oder Boquet, ein franzöſiſcher Landſchaftsmaler, ſoll große Verdienſte beſitzen; ich habe ihn aber nicht geſehen, denn eine ſchwere Krankheit ſeiner Gattin verhinderte ihn, meinen Beſuch anzunehmen. — Den Beſchluß dieſer Künſtler-Gallerie mache der herrliche Canova. Indem ich ſeinen Namen ausſpreche, nenne ich den größten Bildhauer, der ſeit Phidias Zeiten gelebt hat. Ich weiß recht gut, daß die Kunſtmenſchen auch über dieſes Urtheil ſpötteln werden; ich weiß recht gut, daß es jetzt in Rom Mode geworden, Canova zu verkleinern, ja tauſendmal zu wiederholen: es fehle ihm an Kraft, er dürfe ſich an große Gegenſtände gar nicht wagen; die Zeichnung ſeiner Formen ſei nicht immer ganz richtig; für Basreliefs habe er gar keinen Sinn, und was dergleichen Albernheiten mehr ſind, die einer dem andern nachſchwatzt, und die alle nur

zum leidigen Troſt über Canova's ausgebreiteten Ruhm erfunden worden ſind. Formengerechte Kunſtſtückmacher verzweifeln, den dichtenden Künſtler zu erreichen, zucken daher die Achſeln, flüſtern und werden endlich laut. Sie haben einen vornehmen Protektor, deſſen platte Phyſiognomie ſie etwa in Gips abgeformt haben, der ſchwatzt mit. Oder ſie machen gar einer hübſchen Frau den Hof, die ein wenig Ton angibt; nun iſt das Spiel gewonnen, und die große Wahrheit gefunden, daß Canova nie bis zu der eigentlichen Kunſthöhe ſich ſchwingen werde. Warum hat er aber auch ſeinen Ruhm in ganz Europa ausgebreitet, und iſt ſo verwegen, noch zu leben? wußte er denn nicht, daß man todt, recht ſehr todt ſein muß, um Verzeihung für ein Talent zu erlangen, das mächtig auf die Mitwelt wirkte? wußte er nicht, daß ein trockenes, geregeltes Verdienſt, von gewiſſen Leuten immer hoch über das Genie geſtellt wird, weil ſie kein anderes Mittel kennen, ſich von der läſtigen Hochachtung zu dispenſiren. Ihren eigenen Götzen räuchern ſie nur deshalb ſo gern, weil der Mangel des allgemeinen Beifalls dieſe mehr in der Demuth erhält, und ſie deſto dankbarer gegen die Wenigen machen muß, die ſie überreden, ſie wären auch große Männer. Ferner glaubt man ſich ein Anſehen dadurch zu geben, wenn man anders urtheilt, als viele tauſend geſcheite und empfindende Menſchen. Wer, wo alle loben, alle hingeriſſen werden, noch ſo viel zu tadeln findet, der muß wohl ein gewaltiger Kenner ſein. Es iſt ein ſo kitzeln-

des Gefühl, sich in die Brust werfen, und andere ehrliche Leute von oben herab messen zu dürfen. Der Hang dazu ist dem Menschen angeboren. Ich sah noch neulich auf der Wachparade einen kleinen Jungen, dem seine Eltern ein hübsches Husarenjäckchen hatten machen lassen, ihm auch einen kleinen Säbel um die kleinen Lenden geschnallt hatten. Da stolzirte er unter den Offizieren herum, warf erhabene Blicke auf die Zuschauer. Das nämliche Gefühl hat sich jener Kunstmenschen bemeistert. Sie selbst können nichts hervorbringen, so wenig als der kleine Junge mit zu Felde ziehen kann; aber ihr erhabenes Kunstgeschwätz tragen sie zur Schau, wie das Kind seinen kleinen Säbel, und bilden sich ein, wie dieses, die Umstehenden hielten sie auch für etwas rechtes. — Doch schon viel zu lange habe ich bei diesen albernen Kreaturen verweilt. Geschwind zurück zu dem herrlichen Canova, der den Meißel des Phidias erbte, ihn mit dem immer grünenden Lorber der Dichtkunst umschlang, und den, während er arbeitet, die Grazien unaufhörlich umgaukeln. Ich will nicht warten, bis er todt ist, um laut zu bekennen, daß seine Kunstwerke mich entzückt und bezaubert haben. Doch wo soll ich anfangen? seine Werkstatt ist die reichste in Rom, und eben diese Fruchtbarkeit wird ihm zum neuen Verbrechen gemacht. — 1. Psyche, traulich an Amor sich schmiegend. Wenn es möglich wäre, daß einst die Liebe aus der Welt verschwände, nur Wollust zurück bliebe, und eine freudenlose Nachwelt fragen müßte: was war denn eigentlich

Liebe? Dann ſtelle ſie einen Jüngling und ein Mädchen vor dieſe Gruppe, mit feuchtem Blicke und lächelnder Angſt wird ihr Auge daran hängen, und unwillkürlich werden ihre Arme ſich öffnen; ohne zu begehren wird der Jüngling das Mädchen an ſeine Bruſt drücken, und die Liebe iſt wieder geboren. — 2. Hebe. Eine Verklärte! ein Mädchen aus der Geiſterwelt! ein zartes, überirdiſches Weſen, das wie ein Frühlingshauch dich umſchwebt. Man tadelt die Marmorwolken unter ihren Füßen, aber ich habe ſie gar nicht geſehen. Man tadelt auch die goldene Schleife, mit der das leichte Gewand um den jungfräulichen Leib befeſtigt iſt, und dieſer Tadel möchte nicht ganz ungerecht ſein; denn dieſe Schleife war das einzige, was mich zur Erde herabzog; als ich die Schleife ſah, hätte ich das Mädchen umarmen mögen. — Hebe ſowohl, als Amor und Pſyche, waren bereits das Eigenthum eines reichen Engländers (ſo erzählt Canova) und befanden ſich ſchon in England, als die Kaiſerin der Franzoſen Canova um etwas von ſeiner Arbeit erſuchen ließ. Er hatte nichts fertig, und konnte auch in Jahren nicht daran denken, den wünſchenden Befehl jener Beherrſcherin zu erfüllen. Da ſchrieb er an den Engländer, und bat, ihm die beiden Kunſtwerke, gegen Rückzahlung des Kaufpreiſes, wieder abzuſtehen. Der ſtolze Britte ſandte die Götterbilder zurück, nahm aber kein Geld dafür, ſondern bedung ſich aus, daß der Künſtler bei mehrerer Muße ihm ein anderes Werk zum Erſatz liefern ſolle. Es gefällt mir, daß dem Engländer ein Kunſtwerk von Canova nicht feil war. — 3. Herkules,

der den Anteus in's Meer ſchleudert. Eine koloſſale Gruppe, kühn gedacht und mächtig wirkend. Verzweifelnd klammert ſich Anteus noch an die Löwenhaut. Hier krittelt man wieder: Herkules wende zu viel Kraft an, die Hälfte ſei genug, um ſeinen ſchwachen Gegner hinab zu werfen. Der gute Canova kann es den Kunſtmenſchen nie recht machen; bald hat er der Kraft zu viel, bald zu wenig. — 4. Palamedes, ſeine neueſte in Marmor vollendete Statue. Vollendet iſt ſie in jeder Rückſicht. — 5. Das Grabmahl der Erzherzogin Chriſtine. Ich wünſche der Kaiſerſtadt Glück zu dem herrlichen, in ſeiner Art einzigen Kunſtwerk, das ſie nun bald in ihren Mauern beſitzen wird. Möchte es nur vortheilhaft aufgeſtellt werden! Von der Wirkung des Ganzen kann ich nicht urtheilen, da ich die Figuren nur einzeln geſehen, doch prophezeie ich, ſie werde groß ſein. Auf der obern Stufe des geöffneten Grabmahls, linker Hand, ſteht die Tugend, den Aſchenkrug haltend, der mit Guirlanden umwunden iſt, deren maleriſch herabhängende Enden zwei ſchöne weibliche Figuren tragen. Einige Stufen tiefer ſteht ein Greis, der von der Wohlthätigkeit heraufgeführt wird. Rechts ſtützt der Genius des Gatten ſich auf einen Löwen, um Kraft für ſeinen Schmerz zu ſchöpfen. Aufſchwebend trägt ein anderer Genius das Bruſtbild der Verſtorbenen. Vielleicht iſt die ganze Idee ein wenig zu geſucht, nicht einfach genug, aber die Ausführung iſt unübertrefflich ſchön. Das einzige, was der Gruppe ge-

wiß ſchaden wird, iſt das erzherzogliche Wapen, welches zu Tugend und Wohlthätigkeit auch noch den Rang geſellt, der hier ganz überflüſſig iſt. Der Künſtler hatte freilich eine ähnliche Ueberzeugung, aber — man wollte es nun einmal ſo. — 6. Bonaparte, koloſſal (beſtellte Arbeit), als ein vorſchreitender Mars, ganz nackend, blos den Kriegesmantel nachläſſig über die eine Schulter geworfen. Auf der rechten Hand trägt er eine kleine Victoria, auf der Tuba blaſend. Es iſt bemerkenswerth, daß der Künſtler anfangs die Victoria mit dem Geſicht gegen den Helden gewendet hatte, ſo daß ſie faſt einem Vöglein glich, das ihm zahm auf die Hand geflogen. Aber entweder ſchien es unſchicklich, daß der Held von ſeinen eigenen Siegen ſich vorblaſen hörte, oder man hätte daraus ſchließen können, daß nunmehr ſeine Siege geendigt ſeien; genug, die Victoria iſt jetzt umgekehrt, ſie verkündigt aller Welt ihres Lieblings Größe, und flattert luſtig vorwärts zu neuen Triumphen. Aehnlichkeit muß man in dieſem koloſſalen Kopfe nicht ſuchen. Der Kaiſer der Franzoſen iſt ſo kleiner Statur, und ſeine Geſichtszüge ſind ſo zuſammen gedrängt, daß, wer ihn einmal ſah, ihn ſchwerlich in dieſer Maſſe erkennen wird. Es kam ja aber auch nur darauf an, der Nachwelt eine große, wenn gleich täuſchende Idee zu hinterlaſſen. So machten es ja auch die Alten. Plinius erzählt, daß der Muſentempel zu Rom wegen der vielen Statuen von Gelehrten ſehr berühmt geweſen. Unter andern befand ſich auch ein koloſſaler Actius Plautius darunter. Das Origi-

nal war ein ganz kleines Männchen. — Das Glück ist auch hier seinem Günstling hold gewesen, denn es hat, zum Behuf dieser Bildsäule, einen makellosen karrarischen Marmorblock zu Tage gefördert, den man von dieser Größe höchst selten findet. — 7. Lächerlich abstechend ist dagegen die gleichfalls kolossale Statue des Königs von Neapel, der sich auch einen Helm hat aufsetzen, und ein Kriegsgewand umthun lassen. Man kann das gutmüthige Gesicht in dieser Vermummung nicht ohne Lachen ansehen. — 8. Die Prinzessin Borghese, so gut als ganz nackend, auf ein Ruhebett hingegossen, mit einem Apfel in der Hand (!) Ist diese Abbildung gleich nicht allzu decent, so ist sie doch im antiken Geschmack; nur muß ich bekennen, daß, wenn ich die Ehre hätte, der Gemahl der Prinzessin zu sein, ich meine nackende Gemahlin nicht gern so zur Schau stellen würde. — 9. Die Mutter des französischen Kaisers, als eine sitzende Agrippina, den Arm nachlässig über die Lehne des Stuhls geworfen. Stellung und Gewand sind meisterhaft. — 10. Eine Venus, die sich schamhaft in ein leichtes Gewand hüllt. Man könnte sagen, die Stellung sei der mediceischen etwas nachgeahmt; ich finde sie aber weit schöner als jene, denn diese Venus läßt sich das verzweifelte steife port des bras nicht zu Schulden kommen, das jene von einem Tanzmeister gelernt zu haben scheint. — Ich komme nun zu den Basreliefs, für welche man dem Künstler das Talent abspricht, und in welchem er mir wo möglich noch herrlicher erscheint, als in seinen Bildsäulen

Vor allen nenne ich zuerſt den raſenden Herkules, dies tief erſchütternde Meiſterwerk. Herkules, im Wahnſinn ſeine eigenen Kinder für die ſeines Feindes haltend, drückt eben einen Pfeil auf ſein Weib ab. Der alte Vater ſucht es mit ohnmächtiger Kraft zu hindern. Die Gattin, fern ſtehend, in herrlicher vorgebogener Stellung, beut ihm mit liebevoller Miene die Bruſt dar, ſucht nur, ihr kleinſtes Kind auf dem Arme, mit ihrem Körper zu decken. Unten in ihr Gewand wickelt ſich ein anderes Kind. Vor ihr liegt ein drittes todt. Ein viertes hat ſich hinter den brennenden Altar geflüchtet, kniet dort, und hält beide Händchen vor die Ohren. (Wie wahr! wie aus der Natur gegriffen!). Eine Tochter kniet mit aufgehobenen Händen vor dem Vater; ein kleiner nackter Knabe hat ſich feſt um ſein Bein geſchlungen, und ſcheint für die Mutter zu bitten. Entſeelt, mit den Pfeilen in der Bruſt, liegen ſchon andere umher. Das Ganze iſt herzzerreißend. Man wird das Bild nicht wieder los, wenn man es auch ſchon längſt verlaſſen hat. Immer ergreift einen der Gedanke: der Unglückliche! wenn er aus ſeinem Wahnſinn erwacht! — 2. Alfieri's Grabmahl. Die Erfindung iſt etwas gemein. Ein Bruſtbild, eine Leier, ein Genius des Trauerſpiels, ein weinendes Italien, alles das iſt ſchon hundertmal da geweſen. Eben das gilt s. von dem Denkmahl eines Freundes von Canova, der Volpato hieß. Es mag allerdings außerordentlich ſchwer ſein, in ſolchen Gegenſtänden immer neu zu erſcheinen. Auch der beſte Dichter wird ſelten ein gutes Leichenkarmen machen. Die Ausfüh-

rung ist übrigens Canova's würdig. — 4. Venus, die zu dem todten Adonis herabschwebt. Hier ist Canova wieder der tieffühlende Dichter. Nicht schweben hätte ich sagen sollen: die Bewegung der Venus hält das Mittel zwischen schweben und sich herab werfen. Sie ist von allen ihren Amoretten begleitet, und alle diese lieblichen Kinder weinen so schön! — 5. Sokrates, der den Alcibiades in der Schlacht beschützt, ein Basrelief, durch welches Canova einst den Preis in der Akademie errang. — 6. Sokrates im Kerker. Er hat so eben von seiner trostlosen Familie Abschied genommen, begleitet sie aus der Thür, und findet vor derselben die Philosophen, die ihn zum letzten Male zu hören kommen. Die Zusammenstellung ist äußerst sinnreich. — 7. Sokrates den Giftbecher trinkend. Der Ausdruck in den Köpfen der ihn umgebenden Philosophen ist eben so wahr als mannigfaltig. — 8. Sokrates vor seinen Richtern hat mir am wenigsten gefallen. — 9. Ein junges liebliches Weib, mit einem Kinde auf dem Arme. Sie reicht einem Knaben Brot für einen alten Bettler, der hinter ihm steht. Eine schöne rührende Gruppe. — 10. Achilles, der den Priamus am Altare tödtet. Einen hilflosen Greis so gräßlich morden zu sehen, ist mir zuwider, selbst wenn Canova's Meisterhand das Bild darstellt. Wäre Achilles wahnsinnig, wie Herkules, dann würde das Mitleid mit dem Unglücklichen das allzu empörte Gefühl mildern; so aber wendet man schnell den Blick von dem schnöden Mißbrauch der Gewalt. — Außer

den genannten Werken findet sich hier wohl noch ein halbes Dutzend von Basreliefs, deren ich mich nur verworren erinnere, weil sie einen minder tiefen Eindruck auf mich gemacht haben. — Möchte doch irgend ein reicher Mann auf den glücklichen Einfall kommen, sie alle in Marmor ausführen zu lassen; es gäbe eine einzige Gallerie. Zumal da Canova ein Geheimniß besitzt, durch irgend einen Firniß oder Beize (deren Dasein man aber gar nicht ahnet) den Marmor in lebendiges Fleisch zu verwandeln. — Genug von dem großen Manne, auf den einst die Nachwelt stolz sein wird. Wäre es ihm darum zu thun, auch den Beifall seiner Nebenbuhler zu verdienen, so wollte ich ihm wohl einen Rath geben, wie er diesen Zweck sehr schnell erreichen könnte. Er dürfte nur ganz heimlich ein paar neue Kunstwerke schaffen, und sie ganz heimlich in den Bädern des Caracalla, oder in der Villa des Hadrian vergraben, dann auf eine ungezwungene Weise veranlassen, daß sie gefunden würden; so würde er Zeuge eines Jubels sein, der ihm viel Spaß machen würde. Siehe da, Phidias! würde es heißen: siehe da die echte antike Kunst! welcher Neuere darf so verwegen sein, sich mit diesem zu messen! — Statt daß man jetzt sein Verdienst so gern schmälern möchte, würde er dann das Vergnügen genießen, zu seinen wirklichen Vorzügen sich noch neue andichten zu hören. — Wer weiß aber, ob ihm damit gedient wäre; denn er ist ein bescheidener, liebenswürdiger Mensch.

Inhalt.

	Seite
1. Sehenswürdigkeiten in Neapel	7
Einige Kirchen in Neapel	—
Die Kirche zum heiligen Geist	22
Der Gigant	23
Der Leuchtthurm	24
Die Villa reale	25
Das Grab Virgil's	—
Die Briefliften vor dem Posthause	27
Die Karthäuser	33
Der Palast Villa franca zu Neapel	43
Capo di monte	48
Spazirfahrt nach Puzzuoli	52
2. Theater zu Neapel	61
Das Theater San Carlo	70
3. Der Historienmaler Schmidt	77
4. Rega	80
5. Der Ritter Calcagni	81
6. Der Erzbischof von Tarent	86
7. Der Landschaftsmaler Denis	89
8. Eine Gräuelscene in Neapel	92
9. Die Catakomben	93

Seite

10. Die Theater zu Neapel 98
11. Die Porzellanfabrik 111
12. Einige Kunstwerke in Palästen der Großen 113
13. Die Studien 118
14. Fragmente und flüchtige Bemerkungen über Sitten und Denkungsart der Neapolitaner 124
15. Miszellen. Einzelne Bemerkungen 151
16. Die Handschriften der königlichen Bibliothek zu Neapel . 185
17. Die Revolution von Neapel 213
18. Ehrenrettung des dänischen Grafen Corniß von Uhlefeld, von ihm selbst entworfen 226
19. Zwischen Neapel und Rom 235
20. Gallerie der Künstler, die sich jetzt in Rom aufhalten . . 237

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Neuestes, für Jedermann unentbehrliches Handbuch!

So eben ist ganz neu erschienen, und in der

Buchhandlung von Ignaz Klang

in Wien, in der Dorotheergasse Nr. 1105, im linken Eckhause v. Graben hinein,

zu haben,

so wie in allen soliden Buchhandlungen des Inlandes vorräthig:

Die 2te Auflage

des Werkes:

Das Stämpelgesetz

vom 27. Januar 1840

für die deutschen Provinzen alphabetisch abgefaßt,

auch in Beziehung auf die mit verschiedenen Stämpeln belegten Eingaben und Protokolle speciell behandelt, die gesetzlichen Bestimmungen bei jeder Abhandlung, besonders rücksichtlich der Vertrags-Urkunden, mit Hinblick auf praktische Fälle in gewählter Kürze complicirt enthaltend, und somit eingerichtet,

das Stämpelerforderniß

zu gerichtlichen, ämtlichen und privativen Ausfertigungen

ohne Zeitverlust aufzufinden.

Von Franz Schmits, Gerichts-Actuar.

Grätz 1843. 280 Seiten stark, in gr. 8. auf feinem Velinpap. mit großer Schrift elegant gedruckt, in Umschlag broschirt. Preis: 1 fl. 40 kr. C.M.

Diese vermehrte, und mit Benützung herabgelangter Erläuterungen und Entscheidungen **vervollständigte Ausgabe,** enthält auch die Stämpel-Vorschriften für Kalender, Spielkarten und Zeitungen, und ist an Bogenanzahl und Anzeige-Wörtern um das Doppelte stärker als die frühere.

Höchst interessante literarische Neuigkeit!

Im Verlage der

Buchhandlung von Ignaz Klang

in Wien, in der Dorotheergasse Nr. 1105, im linken Eckhause vom Graben hinein,

sind so eben ganz neu erschienen, und daselbst, so wie in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Gedichte

von

Johann Mayrhofer.

Neue Sammlung.

Aus dessen Nachlasse, mit Biographie und Vorwort.

Herausgegeben von

Ernst Freih. von Feuchtersleben.

Wien 1843. 316 Seiten stark, auf feinstem Velinpapier, höchst elegant gedruckt, in Umschlag nett broschirt.

Preis: 1 fl. 20 kr. C. M.

Wir übergeben hier dem Publicum den von so vielen Seiten her dringend ersehnten Nachlaß Mayrhofer's; desselben Mayrhofer, dessen ältere Gedichte, von seinem Freunde **Franz Schubert** in Musik gesetzt, in der ganzen gebildeten Welt gesungen worden.

Auch diese Sammlung, weit reichhaltiger als die erste, wird, abgesehen von ihrem innern Werthe, durch den sie sich selbst empfiehlt, besonders auch für Tonsetzer den schönsten und reichsten Stoff bieten.

Die Ausstattung und das Format ist ganz gleich unseren beliebten Verlagswerken »Kotzebue, Iffland, Kuffner, Meyern,« in Schiller-Format, klein 8.

Im Verlage der

Buchhandlung von Ignaz Klang in Wien,

in der Dorotheergasse Nr. 1105, im linken Eckhause vom Graben hinein,

sind nunmehr vollendet zu haben:

Chr. Kuffner's vorzüglichste, theils neu bearbeitete, theils vorher noch ungedruckte Romane, Erzählungen, Novellen, Mährchen, Sagen, Dichtungen und humoristische Aufsätze, unter dem Titel:

Kuffner's

erzählende Schriften,

dramatische und lyrische Dichtungen.

Ausgabe letzter Hand, in 10 Bänden,

Schiller-Format, kl. 8., auf feinstem Maschinen-Velinpapier, mit größter Eleganz gedruckt, in Umschlägen broschirt, gleich der neuesten Original-Ausgabe der Kotzebue'schen Theater.

Inhalt des ganzen Werkes:

Band I. 296 Seiten stark!

Erzählungen.
- Malfeos Schreckensbild.
- Yboman und Liebe.
- Erneſtinen's Blumenroman.
- Die drei Tirannen.
- Die Braut ohne Bräutigam und der Bräutigam ohne Braut.
- Versöhnung im Tode.
- Der Ehering.

Band II. 334 Seiten stark!

- Die Gestalten der Liebe. Ein Roman in 37 Capiteln.

Band III. 328 Seiten stark!

- Der Narr und die Närrischen.
- Die Flußgötter.
- Die Freundinnen seiner Frau.
- Die Menschenkenner.
- Die sieben Herzen der Condeer.
- Der Hochzeitstrauß.
- Mutterliebe.

Kurze Erzähl.
- Die blutrothe Blume.
- Ceyx und Halzyone.
- Der Hund des Hospitiums.
- Der Tisch.
- Rhodope.
- Der Handschuh.

Band IV. 296 Seiten stark!

Lorenzo von Medici. Historisches Drama in 5 Acten.

Der Reichsverweser. Historisch-dramatische Dichtung.

Band V. 332 Seiten stark!

Erzählungen, Mährchen und Sagen.

Lebensglück und Selbstbeherrschung.
Gemüthsstörung und Seelenruhe.
Des Kindes Schutz.
Amor und Psyche.
Der Zauber der Liebe.
Die Seelenwanderung.
Der goldene Ring.
Die Göttin der Vernunft.
Die Verwünschung.

Balladen und Romanzen.

Dädalus.
Die Todtenglocke.
Die Messe um Mitternacht.
Tasso's Verklärungsnacht.
Plinius Secundus.
Der Stab des Popilius.
Keller und Felbiger.
Guiskard und Nelly.
Oesterreich's Wappenschild.
Morgana.
Der Feuerkönig.

Band VI. 304 Seiten stark!

Erzählungen und Novellen.

Der letzte Cazik.
Marko, der Bandit.
Vier Heilmittel der Eifersucht.
Fleiß und Faulheit.
Adolar und Roberto.
Zwei in Einem.

Legenden und bibl. Bilder.

Die Macht des Gebetes.
Der Tochtermörder.
Zillah.
Die Blumen d. Paradieses.
Edissa.

Band VII. 334 Seiten stark!

Lichtgestalten der heiligen Vorwelt.

Schah Kuli, oder: Liebe, die Seele der Kunst. (Historische Novelle.)

Die Sehnsucht nach der stillen Wohnung. (Erzählung.)

Die vier Temperamente in den vier Jahreszeiten. (Humoreske.)

Herr Eustach Grau. Eine Scene im Irrenhause.

Die Erdbeeren, oder: Das wandelnde Geschenk. Lustspiel in 3 Aufzügen.

Lyrische Gedichte. (Erste Abtheilung.)

Band VIII. 392 Seiten stark!

Erzählungen.

Geld und Herz, oder: Die Preiserzählung.
Die beiden Uebellaunigen.
Mariechens schwarze Stunde.
Wald-, Luft- und Vorhängschloß.
Das Porträt. Frei nach Sheridan Knowles.
Die Gebesserte, oder: Das Testament und der Monolog.

Toiletten-Blätter.

Klagen eines gedungenen Pianofortespielers in einer Hausballnacht.
Der Stutzerkopf und das Herz der Kokette. Ein anatomischer Traum.
Notizen zur Geschichte der Johanna d'Arc.

Lyrische Gedichte. (Zweite Abtheilung.)

Band IX. 403 Seiten stark.

Erzählungen:
- Der Mensch und die Natur.
- Die neue Sappho.
- Das Glück im Unglücke und das Unglück im Glücke.
- Die dreizehnte Person.
- Das Elixir der Unsterblichkeit.
- Die Welt ohne Menschen. (Eine Fiebernachtstraumgeschichte.)

Bilder aus dem ländlichen Leben:
- Der Crampampoli.
- Die Entstehung der Thränenweide.
- Die Morgana.
- Die Todtengräber.
- Der Greis und das Mädchen.
- Die Werbung.
- Das Johannisfeuer.

Dramat. Dichtungen:
- Die Versuchung.
- Das Opfer.
- Der Liebekranken Heilung.

Band X. 440 Seiten stark!

Historische Gemälde:
- I. Chinesen.
- II. Die Hindus.
- III. Meder und Perser.
- IV. Die Aegypter.

Erzählungen und Novellen:
- Der Traum des verirrten Kindes.
- Die schwarze Gestalt.
- Das zweite Todesurtheil.
- Die Straniera.
- Das Kästchen.
- Der Theatereffect.
- Gleiche Liebe, gleicher Tod.
- Der himmelblaue Domino.
- Das Seelenhospital.
- Das Duell.
- Der Christbaum und die Erzählung.
- Die Liebe auf dem Kirchhofe.

Scherz und Ernst. Miscellen:
- Lobrede auf den Neid.
- Aristoteles, Philosoph und Lebemann.
- Porträt eines echten Kritikers.
- Die Bildergallerie des Armen.
- Herschel's musikalische Akademie.
- Das Unmögliche.
- Die glücklichen Nachahmer.
- Die bessere Zeit.
- Schwulst d. spanischen Poesie.
- Die unschuldig. Schauspieler.
- Der Glückwunsch zum Riesen.
- Der 1. Jänner im Jahre 1815

Heinrich von Ofterdingen. Schauspiel in fünf Aufzügen.

Alle 10 Bände wovon die letzteren eine bedeutend stärkere als die versprochene Bogenzahl enthalten, kosten für's ganze Inland nur 7 fl. 30 kr.!! für das Ausland 10 fl. 30 kr. C. M.

In derselben Buch- und Verlagshandlung sind ganz neu erschienen und zu haben:

August's v. Kotzebue

sämmtliche

Theaterstücke

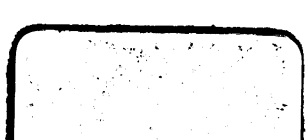
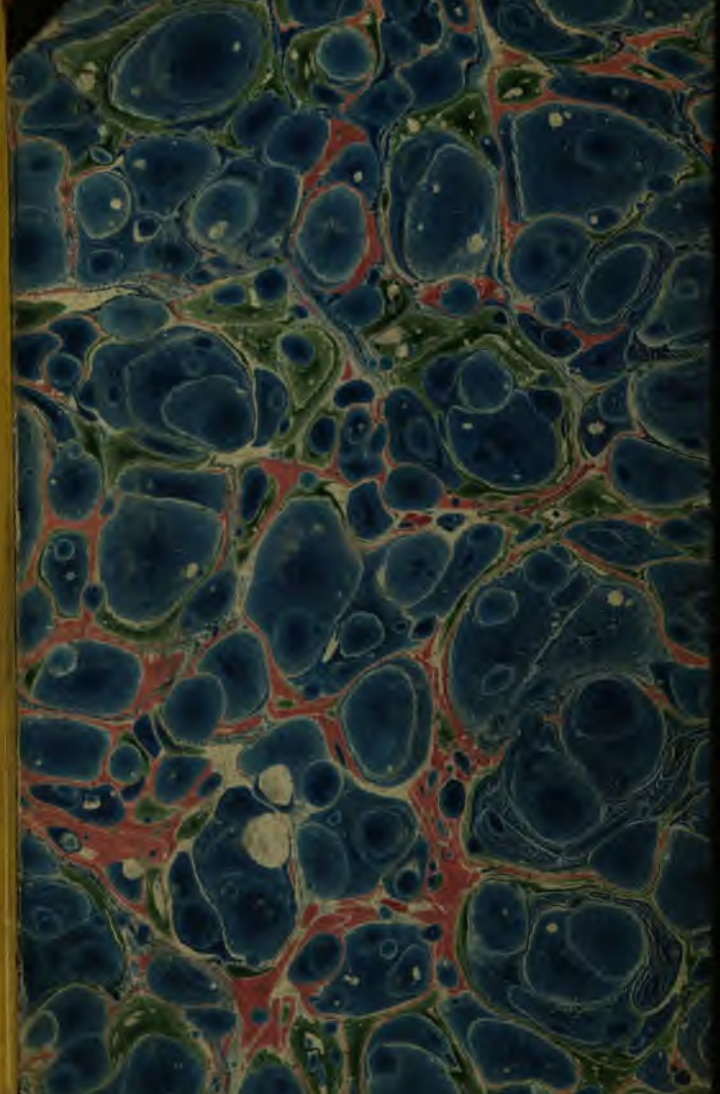
in 30 Bänden, nebst 10 Bänden Supplemente, Schiller-Format, klein-8.

Die allervollständigste

Original-Auflage,

welche im In- und Auslande bis dato existirt.

Auf feinstem Maschinen-Velinpapier, mit größter typographischer Eleganz gedruckt. Nebst Porträt und Facsimile im schönsten Stahlstiche, biographischen Nachrichten, und einem alphabetischen Inhalts-Verzeichnisse aller Aug. von Kotzebue'schen Theaterstücke. In Umschlägen nett broschirt.
Wien und Leipzig 1840—1841.

Alle 40 Bände kosten nur 16 fl. C. M.

70712007